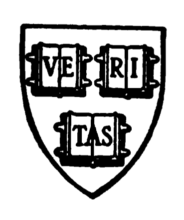



VE RI
TAS

Ausgewählte Briefe

von

David Friedrich Strauß.

Herausgegeben und erläutert

von

Eduard Zeller.



Mit einem Porträt in Lichtdruck.

Bonn.
Verlag von Emil Strauß.
1895.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
4 1976

306. An Vischer.

Köln, den 22. August 1854.

Dein l. Schreiben vom 13. habe ich richtig erhalten, und bald hernach kam auch Müller[1]) (der sich noch unterwegs aufgehalten) und gab mir mündlich Bericht, sehr befriedigt durch seinen Aufenthalt in Tübingen und die Aufnahme, die Du ihm geschenkt hattest.

Ich freue mich über Deinen Entschluß rücksichtlich des musikalischen Hefts der Aesthetik; der Gedanke ist sehr gut; von Gugler habe ich Artikel über musikalische Angelegenheiten in der Allgemeinen Zeitung gelesen, die ich nach Form und Inhalt bewunderte. Die Vertheilung der Arbeit wird sich geben, wenn Ihr erst angefangen habt. So kommst Du um diesen Stein herum, und warum solltest Du dann an der Poësie zu guter Letzt nicht noch Freude erleben?

307. An Wilhelm Strauß.

Baden, den 18. September 1854.

— — Im Hotel Schrieder in Heidelberg saß ich 2 Herren gegenüber, wovon der eine, ein kleines, dickes, ganz solides Männlein, beim ersten Glas mit dem andern anstoßend, folgenden Toast ausbrachte: Auf das Wohl unsrer Frauen, und auf den Untergang aller schwachen Nerven!

308. An Vischer.

Köln, den 16. Oktober 1854.

— — Ergötzt hat mich neulich eine Collectivanzeige neuerer Unterhaltungslitteratur, wo der Recensent, sicher ein Norddeutscher, den Namen Ottilie Wildermuth ohne Weiteres als Pseudonym betrachtet und meint, nun, frischer Muth sei wohl darin, aber wilder; nä, kein wilder denn doch nicht.

Schon lang geht mir, wie Du weißt, ein Aufsatz über Schiller als Komiker im Kopf herum; könnte ich nur mit Dir darüber sprechen. Ich weiß ihn noch nicht beim Zipfel zu kriegen. Mit solchen Abfällen hält man sich hin; wär' es denn doch nicht besser, lieber gar nichts zu schreiben?

---

1) Vgl. Br. 297.

Vierte Abtheilung.
1854—1860.

Diese Abtheilung enthält die Briefe, welche Strauß während seines sechsjährigen Aufenthalts in Heidelberg schrieb. Er selbst rechnet diese Jahre zu den glücklichsten seines Lebens (Ges. Schr. I, 31). Den eigenen Haushalt hatte er wieder aufgelöst und war zu seiner Junggesellenwirthschaft in einer sehr bescheidenen Wohnung und Einrichtung zurückgekehrt. Aber er hatte seine Tochter während der ersten vier Jahre in Heidelberg selbst, in einem Institut, in dem vortrefflich für sie gesorgt war, und konnte mit dem Sohn, der einer württembergischen Schule übergeben war, regelmäßig länger zusammen sein. Er trat in einen Kreis von bedeutenden und geistreichen Männern ein, von denen er mehrere mit ihren Frauen zu nahe verbundenen Freunden für's Leben erwarb. Mit seinen persönlichen Verhältnissen gewann auch seine schriftstellerische Arbeit wieder eine Stetigkeit, er selbst eine Lust und Frische zu litterarischem Schaffen, wie sie ihm seit der Vollendung seiner Dogmatik in diesem Maße nicht mehr eigen gewesen war. Was ihn im Herbst 1860 veranlaßte, von Heidelberg in das vor zwölf Jahren verlassene Heilbronn zurückzukehren, setzt er selbst a. a. O. S. 48 f. auseinander.

Den hier mitgetheilten Briefen schließt sich der an Vatke vom 26. Juni 1859 an, welchen Benecke, W. Vatke, S. 477 f. veröffentlicht hat.

---

309. **An Rapp.** Heidelberg, den 6. November 1854.

Daß es mir in meinem neuen Zustand schon behaglich wäre, könnte ich nicht sagen; doch das ist Nebensache, und in Bezug auf die Hauptsache, die Versorgung der Kinder, bin ich meines Entschlusses täglich mehr froh. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der Wirthschaft mit Haushälterinnen, so ist das Leben eines einzeln stehenden, mit der Welt zerfallenen Mannes jedenfalls ein so formloses, daß Kinder dabei nicht erzogen werden können. — Ich selbst bin nun freilich neuerdings wieder überflüssig. Allein ich kann ja nichts dafür,

daß mir der liebe Gott noch Halbsold gibt, ich wollte seine Kasse gern entlasten. — Gute und freundliche Menschen habe ich hier schon gefunden, z. B. Dr. Kuno Fischer, dem sie seine philosophischen Vorlesungen verboten haben und der nun als Schriftsteller lebt und mir mit wahrer Pietät zugethan ist. Auch bei Gervinus bin ich gewesen, wie auch bei Häusser und freundlich aufgenommen worden. Nächster Tage besuche ich auch den alten Schlosser.

310. An Zeller.

Heidelberg, den 9. November 1854.

— — So wohne ich nun seit Sonntag hier in einer (weil ich zu spät kam) ziemlich mittelmäßigen Studentenwohnung, habe aber von den Naturschönheiten Heidelbergs bis jetzt nur seinen Regenreichthum zu genießen gehabt. Besucht habe ich bis heute Gervinus, Häusser (Zittel[1]) ohnehin, wegen Georginens), Moleschott, Kuno Fischer; Schlosser traf ich nicht an, werde aber ehestens wieder hingehen. Mein kameradschaftlicher Umgang wird wohl Fischer sein, der sich mir sehr freundschaftlich angeschlossen hat; zu meinem Bedauern fand ich, daß die Männer freierer Richtung hier in zwei Lager gespalten sind: Moleschott mit Hagen und dem tollen Kapp[2]) sind Ultrafeuerbachianer und politisch Radikale, die an Gervinus ꝛc. kein gutes Haar lassen: dagegen bildet dieser, mit Häusser, Fischer u. A. eine gemäßigte Partei. — Schlosser wird von beiden Theilen anerkannt und steht mit beiden gut.

311. An Rapp.

Heidelberg, den 28. November 1854.

Ich habe mich nun an den neuen Zustand mehr gewöhnt; meine Verbindungen hier sind fester und ergiebiger geworden und mein Verkehr mit meinem hiesigen Kinde, wie die Nachrichten von dem entfernteren, erhöhen, je länger je mehr, meine Zufriedenheit. — Auf den Frischlin war ich schon lange durch ein Gedicht Schubart's aufmerksam gemacht worden, der in ihm einen „Bruder seines Geistes“ (und Schicksals) begrüßt; den Entschluß aber, die Biographie zu schreiben, faßte ich erst,

1) Prediger in Heidelberg, und als solcher angesehener Vertreter einer

nachdem ich erfahren hatte, daß auf dem Stuttgarter Archiv noch viele ungedruckte Briefe und Aktenstücke von und über ihn existiren, — die ich, wie Du weißt (sowie neuestens durch Vischer auch Universitätsakten, ihn betreffend), erhalten habe. Daß ich sein Leben an und für sich, nicht mit Beziehungen auf die Gegenwart, schreibe, kannst Du Dir vorstellen; wer an einem solchen Lebensbilde nicht um seiner selbst willen Freude hat, der soll und wird es auch ungelesen lassen. —

Ich wohne hier in der Nähe der Brücke und sehe ein Stück Neckar und Berg. Die Aussicht ist nicht viel, aber die Stille um das Haus hält mich fest. Man beeifert sich wirklich, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Mit Schlosser und Gervinus stehe ich auf dem freundschaftlichsten Fuß.

Gestern war ich bis in die Nacht bei einem lautissimum convivium [1]), das ein jüdischer Professor orientalium und Bibliothekar Weil gab, wobei Umbreit mein vis à vis war. Als zuletzt ein gereimter Toast des Wirthes zu erkennen gab, daß das Ganze mir zu Ehren veranstaltet war, kam ich in nicht geringe Verlegenheit, um so mehr, als ich den Trinkspruch so ex tempore nicht zu erwidern wußte, was man doch zu erwarten schien.

312. **An Vischer.**

Heidelberg, den 3. Dezember 1854.

— — Hier ist es mir fortwährend recht gut gegangen. Ich bin besonders mit Gervinus auf einen recht freundschaftlichen Fuß gekommen. Ich finde ihn, je näher ich ihn kennen lerne, desto liebenswürdiger, ganz anders als ich ihn mir vorgestellt; denn ich verehrte ihn wohl immer sehr, aber dachte nicht, daß ich mit ihm so gut auskommen könnte. Er arbeitet an seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts und forderte mich auf, ob ich nicht in Bezug auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart etwas schreiben wollte, in dem Sinn, wie er früher über die Deutschkatholiken geschrieben; er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß er in theologischer Beziehung im Wesentlichen ganz auf unserem Standpunkte stehe, Deinen Aufsatz über seine Mission [2]) rc. aber kannte er nicht. Es zeigte sich hier freilich, daß seine, im Grunde

den Einen und den Andern zu einer Arbeit reizen kann, sehr weit von einander abstehen.

— Aber bei Fries[1]) habe ich eine Skizze von Schick gesehen, die mich ordentlich unglücklich gemacht hat. Es ist dies die verrückte Idee von dem Christus adolescens, der in der Vision das Kreuz sieht. Man kann wirklich nichts Scheußlicheres sehen. Ein Körper ganz in der Manier von Carstens gefaßt, der wohl etwa (wenn er besser gemalt wäre) einem Endymion, Paris ꝛc. angehören könnte und zu dem Kreuz in den Wolken nicht die mindeste Beziehung hat; dann aber, was mich am meisten erschöpfte, so auffallende Zeichnungsfehler, daß sie an der Meisterschaft des Mannes arge Zweifel rege machen. Die vorgeneigten Engelsköpfe alle verschoben, wo ein Arm verkürzt oder durch eine andere Figur theilweise verdeckt ist, ist er sicher entweder zu lang oder zu kurz ꝛc. Das hätte ich in der spätern Zeit von dem Mann nicht mehr vermuthet. Fries ist ein gescheidter, nur etwas verbissener Mensch, der beinah die ganze jetzige Kunst negirt. Aber er hat mehr Kneiptalent ꝛc. als die andern, und so will ich mit ihm fortzukommen suchen. An Moleschott stört mich der tendenzmäßige Materialismus und Radikalismus, der auch die Weiber in den Atheismus hineinzieht, wovon ich einer Scene anwohnte.

313. An Zeller.

Heidelberg, den 19. Dezember 1854.

— — Meine hiesigen Bekanntschaften leiden einigermaßen durch den Frischlin, der jetzt bis cap. 6 vorgeschritten ist. Doch bin ich Gervinus insbesondere näher gekommen, und habe ihn, je näher desto mehr schätzen und lieben gelernt. Auch Bunsen habe ich bei ihm und auf dem Museum schon getroffen, und einen Mann von vielem Humor an ihm gefunden[2]). Häusser ist im Augenblick ein wenig leidend und darum weniger sichtbar. Meine täglichen Spaziergänge mache ich mit Fischer, den ich nebst einigen andern jüngern auch zum Kneipen zu erziehen suche, nicht ohne Schwierigkeit, doch auch nicht ohne Erfolg.

314. An Rapp.

Heidelberg, den 11. Januar 1855.

— Dabei wird aber Frischlin nicht vergessen, nulla dies sine linea[3]), d. h. ohne wenigstens einen geschriebenen Bogen. Aber ich

1) Vgl. Br. 314. — 2) Vgl. Br. 324 Schl. — 3) „Kein Tag ohne eine Linie“ (an der Zeichnung).

fühle auch, daß er, wie sein Festungskommandant schreibt, ein schwerer und master Mann ist: er macht mir viel zu thun, bis ich ihn weiter bringe. Indessen bin ich mit ihm am Anfang des Jahres (15)86 angelangt, also hat er noch 4³/₄ zu leben, obwohl ich ihm länger gönnen wollte. —

Wir haben jetzt zwei wöchentliche Kneipabende bei Hofmann, Tübinger Angedenkens, der bekanntlich hier Bierbrauer ist. Mitglieder: Dr. Kuno Fischer, Dr. Locher, ein hochgebildeter und guter Mensch[1]), Landschaftsmaler Fries, der mit Vischer in Rom war, ein 50jähriger Kaufmann Bielefeld aus Hamburg, der sich nach weiten Reisen zur Ruhe gesetzt hat und deutsche Litteratur unter Fischers Anleitung studirt, endlich ein sizilianischer Principe Radali, der aber ein guter blonder Deutscher ist, dessen Vater ein sicilianisches Principat geerbt hat.

315. **An Vischer.**

Heidelberg, den 12. Januar 1855.

Deinem Auftrage gemäß geht Dein Brief[2]), gleichzeitig mit diesem, an Zeller auf die Post. Ich kann nicht wissen, was dieser Dir rathen wird, aber ich rathe ab. Ganz abgesehen davon, daß es keine Universitätsstelle ist, selbst wenn es eine solche wäre, riethe ich ab. Ich sehe nicht, was Du gewinnen könntest, wohl aber was Du verlieren müßtest. Was bietet denn Zürich weiter für Kunst als Tübingen? Und glaubst Du, die Schweizer Jugend sei empfänglicher für Deine Ideen als die Württembergische? Und von Freunden wärst Du ja ungleich mehr abgeschnitten. Ich begreife Dein Unbehagen in Tübingen ganz wohl, aber laß Dich dadurch nicht zu einem Schritt verleiten, den Du gewiß bereuen würdest. Gegen Deutschland spricht jeden Gelehrten die materielle Schweiz wie ein Barbarenland an. Hier wird versichert, daß Hitzig sehr ungern in Zürich sei. Und das Schlimmste ist, daß der Rücktritt aus der Schweiz nach Deutschland immer Schwierigkeit hat. Man nimmt einen immer für einen politisch Angesteckten. Wirklich muß auch namentlich in Z. ein Abschaum beisammen sein, der Dir bald großen Ekel erregen müßte.

---

1) Ueber ihn: Strauß Ges. Schr. I, 35 f. Ebd. und S. 32 f. über Gervinus, Fischer u. A. — 2) Mit der Nachricht von Vischers Berufung an das Polytechnikum in Zürich. Vgl. über diese (auch in Nr. 318 f. berührte) Angelegenheit Vischer Altes u. Neues H. 3, 327 f.

Erhalte Dich für Deutschland. Wer weiß, wenn die politischen Verhältnisse einen Ruck thun, ob Du nicht in Preußen doch noch Aussicht haben kannst. Im Augenblick steht's freilich mit den Universitäten schlecht; aber nicht nur in Tübingen, sondern z. B. auch hier. In der Schweiz aber glaube ich, daß es damit nie gut stehen kann. Die Art des Volks und das Verhältniß zu Deutschland bringens mit sich.

316. An Kauffmann.

Heidelberg, den 13. März 1855.

Hier folgt Hanslick[1]), — ich habe ihn zwar erst zur Hälfte gelesen, aber vor vier Wochen kann ich doch nicht dazu kommen, ihn gründlich vorzunehmen, welches dann um so ersprießlicher für mich werden wird, wenn ich vorher Dein Gutachten über das Buch haben werde. Deine Ausführung über die Symphonien trifft mit dem, was er aufstellt, nahe zusammen. Ich meine aber, es müßte einen Weg geben, das, was an seinen Grundsätzen richtig ist, mit dem, worin Oulibicheff nicht zu weit geht, zu vereinigen. Denn wenn Hanslick über Mozart's G-moll-Symphonie im Gegensatz gegen Oulibicheff's Deutung sagt: „Die G-moll-Symphonie ist Musik, und das ist vorderhand genug" — so ist eine solche Abfertigung gewiß gar zu trocken. Du selbst nennst ja schon Haydn's und Mozart's Symphonien ahnungsvoll — das ist schon etwas, das über das rein und blos Musikalische hinausgeht. Eine Hauptfrage bei der Beurtheilung des Büchleins scheint mir aber zu sein, ob man, um das Wesen der Musik zu finden, einseitig von der Instrumentalmusik ausgehen darf?

Daß Dein Emil jetzt im Orchester mitspielt, freut mich herzlich zu vernehmen. Den „Bauer als Millionär" sah ich vor 23 Jahren in Frankfurt mit meinem guten Onkel Ruoff, er gefiel uns aber so wenig, daß wir vor dem Ende zum Nachtessen im Schwanen giengen, obwohl, wenn ich mich recht entsinne, Hassel den Wurzel spielte.

Mörike's späte Vaterfreuden[2]) sind rührend. Er hat hier in meinem Kreise warme Verehrer. Doch ich schließe, damit der Brief fortkommt.

---

1) „Vom musikalisch Schönen"; vgl. Nr. 310. — 2) Der Dichter (geb. 1804) hatte 1851 eine Ehe geschlossen, aus der noch zwei Töchter hervorgiengen.

317. An Zeller.

Heidelberg, den 3. April 1855.

— — Von der hiesigen Geselligkeit hat mich theils der strenge Winter, theils der strenge Frischlin etwas abgehalten. Doch ist der Verkehr mit den Leuten, die mir die liebsten sind, nicht unterbrochen worden. Mit Gervinus bin ich erst heute spazieren gegangen. Das vertrauliche Verhältniß zu Fischer dauert fort, er ist ein ausgezeichneter Kopf, dem ich manche Anregung und Ermunterung verdanke; gegen mich beweist er sich fortwährend sehr freundschaftlich.

— Mit dem Frischlin habe ich mich fast zu lang herumgezogen. Das Ding gibt einen Band, und das ist zu viel. Der Mensch hat doch eigentlich keinen Kern, ich sah das gleich am Anfang, aber wie das geht, recht weiß man so was erst, wenn's zu spät ist. Einzelne Partien übrigens, die ich hier Freunden vorgelesen, sind doch nicht ohne Eindruck geblieben.

318. An Rapp.

Heidelberg, den 31. Mai 1855.

— Ich habe angenehme Pfingsten gehabt. Zeller kam mit Frau und Kind nach Auerbach an der Bergstraße, wo ich 5 Tage gleichfalls war; Baur und Sohn kamen von Tübingen, Mohl, Gervinus, Fischer von hier auf kürzere Zeit; so war man von Anfang beim herrlichsten Wetter, in reizender Gegend, unter trefflichen oder doch interessanten Menschen, recht vergnügt. Vater Baur war sehr kordial — doch ziemlich alt und engbrüstig geworden. Zellers waren angegriffen von dem Tod der beiden Kinder. Mir war diese Zusammenkunft um so mehr werth, da ich sie gleichsam als einen Kongreß der philosophisch-kritischen und historischen Richtung betrachtete, und ich werde mir, wie auch schon bisher angelegen sein lassen, diese Coalition zu befestigen und womöglich fruchtbar zu machen.

Heute Mittag bin ich zu Schlosser zum Essen geladen; eigentlich ist es mir lieber, wenn ich mich mit dem ehrwürdigen Patriarchen auf seinem Studirzimmer unterhalten kann.

Vischer ist ja nun durch die Interpellation in der Kammer und die Erklärung des Ministers aufs Neue beunruhigt; doch will und muß er nun auf jeden Fall gehen, so ungern er es auch thut. Auch Baur war sehr ungehalten über seinen unpraktischen Gang zum Minister, den er gemacht hatte, ohne Jemand um Rath zu fragen.

319. An Vischer.

Heidelberg, den 4. Juni 1855.

Seit Deinem letzten Schreiben bin ich, wie Du ohne Zweifel indessen von Baur vernommen haben wirst, mit diesem, Zellers, und hiesigen Bekannten in Auerbach an der Bergstraße zusammengewesen; es waren ein paar recht genußreiche Tage, und wir haben Dich oft herbeigewünscht. Möge sich jetzt nur die Angelegenheit Deiner Verpflanzung, da sie denn doch einmal nicht mehr zu umgehen scheint, vollends leicht und schnell abwickeln. Unter Andrem haben wir in Auerbach auch den Plan einer zu gründenden Zeitschrift ernstlich besprochen, wobei auf Dich und Schwegler vorzüglich gerechnet war, und an welcher sich Zeller, Gervinus und ich gleichfalls betheiligen würden; die Redaction wurde dem hiesigen Dr. Kuno Fischer zugedacht, der Dir durch Bielefeld auch darüber Nachricht geben will. Wir werden uns in der nächsten Zeit noch bestimmter über den Plan, die Mitarbeiter ꝛc. besprechen, mit der Ausführung aber womöglich noch auf einen Zeitpunkt warten, wo die politischen Verhältnisse den Buchhandel wieder einen Aufschwung nehmen lassen.

— Ich freue mich des Fortschreitens Deiner Aesthetik. Die Musik betreffend wiederhole ich meine frühere Aufforderung, das Büchlein von Hanslick vom musikalisch-Schönen nicht unberücksichtigt zu lassen, das auch dem Kauffmann, wie er mir schreibt, sehr eingeleuchtet hat; wenn auch sehr einseitig, so enthält es doch gewiß viel Wahres und im Einzelnen viele treffende Urtheile. Zunächst ganz glücklich in der Beschreibung der Uebertreibung, in die Musik gar zu viel bestimmten Sinn hineinzulegen, geht er zu dem Satze fort, daß überhaupt Empfindungen darzustellen oder anzuregen, nicht Sache oder Zweck der Musik, sondern das musikalisch-Schöne ebenso eine Sache für sich wie das Schöne in andern Künsten sei; das Schöne in der Musik seien eben die Tonverhältnisse selbst, wie in der Plastik die Linienverhältnisse ꝛc.; die symbolische Anspielung an Gefühle und Vorstellungen sei nur ein Secundäres, noch dazu höchst Unsicheres. Damit hängt der zweite Hauptsatz der Schrift zusammen, daß das reine Wesen der Musik sich nur in der textlosen Instrumentalmusik zeige, da die Vokalmusik immer nur anhängende, dienende (dem Text), und nur jene Musik an und für sich, selbstständige Musik sei. Letzteres kann man zugeben, und doch bedenklich finden, daß das Wesen einer Kunst aus ihrem letzten spätesten Ausläufer bestimmt werden soll.

Natürlich verlangt mich nun sehr, bald etwas von der endlichen Entscheidung Deiner Berufungsfrage zu vernehmen, und ich wünsche, daß es etwas sein möge, das Dir das Gefühl der Befriedigung gibt. Im Fall des Gehens wirst Du doch wohl nicht so früh gehen, daß wir uns nicht im September noch in der alten Heimath sprechen könnten?

— Was den Hanslick betrifft, so hat er Deine Aesthetik gelesen, zeigt sich nicht unbekannt mit Hegel'scher Philosophie, und stellt seine Ansicht vom musikalisch-Schönen der gewöhnlichen wie Immanenz der Transscendenz entgegen.

320. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Juli 1855.

— — Mit unserer eigenen Zeitschrift steht die Sache noch im Weiten. Daß Fischer, der jetzt verreist ist, in Berlin mit Reimer (d. i. Weidmann) sprechen soll, und wahrscheinlich schon gesprochen hat, schrieb ich Dir bereits; allein wir haben keine Nachricht vom Erfolg. Und wenn, wie man doch glauben sollte, sein wirklich vortreffliches Buch über Leibnitz ihm irgendwo eine Anstellung verschafft, so haben wir keinen Redacteur. Gervinus, dem die Sache sehr anliegt, fragte mich noch gestern, ob in solchem Fall nicht ich die Redaction übernehmen wollte? Allein das kann und darf ich nicht, da mich eine solche Hetzerei schon in den ersten 6 Wochen zur Verzweiflung bringen würde. Es wäre ein ganz ebenso dummer und naturwidriger Streich, als daß ich mich anno 48 zum Abgeordneten hergab. Gervinus aber ist durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts auf viele Jahre hinaus gebunden. Wären wir beide, Du und ich, beisammen, so wollte ich in Gemeinschaft mit Dir ohne alles Bedenken die Sache über mich nehmen; aber allein nicht und mit einem Andern auch nicht.

Kürzlich las ich aus Gefälligkeit für den Buchhändler Flammer in Pforzheim (einen Bekannten Fischers), dem die Waiblinger'schen[1]) Werke im Gant des Verlegers zugefallen sind, und der an eine neue Ausgabe einer Auswahl dachte — wozu ich aber nicht rathen konnte, diese Sachen wieder durch, und fand in einer übrigens schlechten Er-

zählung: heilige Woche in Rom, doch sehr gute Kunstansichten. Ueber das Verhältniß der Malerei zur Religion einer- und der Geschichte andererseits wußte er doch schon ganz richtigen Bescheid.

— Mit Fries im Städelschen Institut gewesen und viel Treffliches gesehen. Das Interessanteste war mir, daß hier die neuen Sachen mitten unter den alten hängen — die vernichtendste Kritik für die ersteren, fast ohne Ausnahme.

321. **An Rapp.** Heidelberg, den 19. Juli 1855.

Mit dem Austritt aus Deinem gesegneten Hause verließ mich wie schon öfters das Glück, welches ich darin, wie immer, so rein genossen hatte. In Oehringen fand ich zwar keinen Brief von Vischer, dagegen einen aus Köln, von meiner Schwägerin, — daß mein Bruder darniederliege, überhaupt keinen guten Sommer habe. Dieser Schrecken beschleunigte meine Rückreise. In Heilbronn blieb ich blos über Nacht in der Sonne, zwei Tage vor dem Schluß der altbewährten Wirthschaft. Hier traf ich Alles im alten Gleise, speiste am Dienstag in gewähltester Gesellschaft (nur mit Schlosser und Häusser) bei Gervinus, wobei Frau Gervinus in ihrer katechetischen Art den alten Herrn ausfragte, Gervinus über diese Katechisation lachte, daß ihm der Bauch wackelte, der Alte aber, dadurch veranlaßt, eine Menge Geschichten von Voß, Jean Paul, Hegel rc. zum Besten gab. —

Ich habe mir gestern die Epistolae obscurorum virorum [1]) gekauft, die ich, zu meiner Schande muß ich's gestehen, noch nie gelesen hatte; es ist doch etwas kostbares um dieses Latein, z. B. utinam omnes Poetae essent ibi ubi piper crescit [2]) u. dgl. An unsere ehemaligen lateinischen Unterhaltungen erinnern sie sehr: z. B. est ex cum eo, es ist aus mit ihm.

322. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. August 1855.

— Seit 14 Tagen sind 11 Bogen Frischlin gedruckt, war also beinahe jeden Tag 1 Bogen zu korrigiren. — Dazu kam ein Auftrag des Vetters Ruoff, der den Einfall gehabt hatte, Voltaires Zaïre in der Art, wie Goethe den Mahomet, zu übersetzen und mir diese Arbeit zur Revision zuschickte. So kam ich doch einmal dazu, eine französische

Tragödie im Original zu lesen, was ich sonst vor meinem seligen Ende schwerlich gethan haben würde. Das Ding ist mit viel Geschick und rhetorischer Präcision gemacht, läßt einen aber, wer man ist. Die Aufgabe einer Uebersetzung ist sehr schwer, denn jene Präcision ist spitzig; nun sollen die Spitzen abgebrochen werden und doch die Präcision nicht ganz verloren gehen. Das ist schwer, eines vom Andern zu trennen. Die Gedanken des Franzosen kommen mit den Alexandrinern zur Welt und dieser Reifrock soll ihnen abgezogen werden. Was bleibt ihnen dann? Entweder nichts oder doch noch ein Stückchen Reifrock. —

In dem Frischlin habe ich eine Stelle gegen das französische Unwesen in den Mädchenpensionen noch in den Korrekturbogen hineincorrigirt, die Gelegenheit war allzu günstig; damals sollten die Buben in Schulen und Gymnasien grade so, selbst beim Spiel, nur lateinisch reden, wie jetzt die Mädchen französisch. Die Deutschen bleiben eben Narren und Sklaven.

Vischer hat bei Gelegenheit des Fackelzugs recht männlich und maßvoll gesprochen.

323. An Zeller.

Heidelberg, den 23. November 1855.

Dein Schreiben vom 10. d. M. ist mir richtig zugekommen, und ich habe daraus mit Vergnügen ersehen, daß Deine Arbeit an den Griechen ihrer Vollendung entgegengeht. Denn die neue Ausgabe der folgenden Bände wird ja wohl keine Umarbeitung sein. Deinen Gedanken, das Werk in dieser neuen Gestalt Baur zuzueignen, finde ich in jeder Rücksicht vortrefflich. Baur, euer menschlich wissenschaftliches Verhältniß, und die Sache, der es gilt, verdienen ein solches Denkmal. Ich stelle mir vor, daß Du Dich in der Zuschrift über diese Punkte recht ausdrücklich aussprechen wirst.

324. An Rapp.

Heidelberg, den 25. November 1855.

— Ich lese und excerpire von und für Hutten, aber die Idee will sich noch nicht gestalten. Es ist mir auch schon zu viel über Hutten geschrieben. Das mag ich nicht, wenn ich über etwas schreiben

Straßburg studirt, arbeitet aber schon seit 11 Jahren an dem Journal „la Presse". Er habe, so höre ich hier, schon mehrere Duelle wegen der Persönlichkeit Gottes gehabt; er fordert nämlich die Leute, welche diese behaupten. Also jedenfalls ein Original.

Nun will ich Deine Frage beantworten: Machiavelli; seinen Principe las ich, um italienisch zu lernen. Wenn Spinoza von den menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Lastern so handeln will, wie wenn er von Linien und Winkeln spräche, so erörtert dort Machiavelli „die Lehre von den politischen Machtmitteln," ganz abstrahirt von dem moralischen Gesichtspunkt. Daß er damit eine Satire hätte schreiben wollen, ist das Allerabgeschmackteste, was man sagen kann; ganz ebenso gut könnte man das von Spinoza sagen. Uebrigens, um seine Ansicht ganz zu fassen, müßte sein Kommentar zu Livius und seine florentinische Geschichte hinzugenommen werden, wovon ich nur die letztere sehr theilweise kenne.

Heute ist Montag, da muß ich noch in Gesellschaft und habe doch das Fieber. Allein ich mag nicht wegbleiben, da auf mein Betreiben die Sache zu Stande gekommen ist, daß man sich diesen Abend jede Woche bei einem Bäcker, der guten Wein und ein eigenes Zimmer für solche Gesellschaften hat, sieht. Theilnehmer sind: Gervinus, Häusser, Fischer, Bunsen (berühmter Chemiker, nicht der Ritter), Stadtpfarrer Zittel und noch etliche mehr — in der That mit die besten Männer von Heidelberg.

325. An Käferle.

Heidelberg, den 7. Dezember 1855.

Diesmal bin ich Dir auf zwei werthe Briefe Antwort schuldig; die erste wurde durch die Eile verkümmert, mit der ich die Frischlin's-exemplare zu spediren suchte, die denn auch als Briefe an die Freunde gelten mochten. Daß Du das Buch so aufnehmen, überhaupt in dem Sinn fassen würdest, in dem es geschrieben ist, wußte ich aus früheren Erfahrungen vorher, und freute mich daher längst auf eine Aeußerung von Dir darüber. Meine Erwartung hat mich nicht getäuscht, und Du hast mir durch Deinen Brief große Freude gemacht. Du hast meinem Helden und seinen Schicksalen einen Platz in Deinem Herzen und Deiner Phantasie eingeräumt; und damit hat das Buch seinen

sein, so gut ich eben einen machen kann. Die dramatische Scene, die Du zwischen Frischlin und Schubart veranstaltest, ist vortrefflich; besonders hat mich ergötzt, wie Du den letzteren vom ersteren als Lateiner verachten lässest. Ueberhaupt aber, unter allen sowohl freundschaftlichen als öffentlichen Aeußerungen über das Buch, so viele mir bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, und — ich setze es zuversichtlich hinzu — noch zu Gesicht kommen werden, sind und werden mir Deine Worte die liebsten bleiben, wie sie mir schon bei früheren Erzeugnissen die liebsten gewesen sind. Ich weiß nicht, ob es an der Lage vom Dobel, oder sonst an etwas liegt: aber auf ihm finden meine Worte immer den vollsten und reinsten Wiederklang. — —

— — Sonst lebe ich, mit Schubart zu reden, so ane[1]); vorigen Winter hielt mich der Frischlin frischer; jetzt habe ich zwar wieder Werg an der Kunkel, oder vielmehr, der Hanf muß erst noch gebrochen werden, und das ist noch beschwerlich und weitaussehend, bis man Hemden davon machen kann. — —

326. An Rapp.

Heidelberg, den 10. Januar 1856.

Gut ein Vierteljahrhundert ist jetzt unsere Freundschaft alt. Ihre Anfänge zwar, wie die großer Reiche, verlieren sich in's Dunkel der Vorgeschichte. Daß der theure Märklin an ihrer Wiege stand, gibt ihrem Ursprung eine höhere Weihe. Deine berühmte Predigt[2]) half jedenfalls zu ihrer Entstehung mit. Doch in's rechte Wachsthum kam sie erst um die Zeit, die Du am Hof zu Kilchberg[3]) und später mit den Zöglingen im Bossert'schen Haus zu Tübingen lebtest. Es war eine schöne Zeit, wie nicht minder die folgende, als Du verheirathet als Particulier bei Albrechtle[4]) Deinen Sitz hattest.

Hier ein ehrendes, herzliches Andenken Deiner guten ersten Frau. Wir saßen, Du und ich auf meinem Repetentensopha,, und ich wiederrieth Dir die Verbindung mit ihr, weil ich nicht für möglich hielt, die Kluft des Standes und anderer Unterschiede zu überbrücken. Du sagtest ihr das und sie erwiederte, sie sei mir darum nicht bös, denn ich

1) = so hin. — 2) Eine humoristische Predigt über den Mantel des Apostels Paulus, 2. Tim. 3, 13, die noch nach Jahren in Tübingen handschriftlich im Umlauf war. — 3) Ein Dorf bei Tübingen, wo R. in einer adeligen

kenne sie nicht. In Ersterem hat sie Wort gehalten und mit dem Letzteren Recht gehabt. Sie hat mit Liebe und Herzensgüte Alles ausgeglichen und zu Deiner jetzigen Familie einen Grund gelegt, der nicht schöner gelegt werden konnte.

Damit stünden wir ja an der Wiege Deiner guten Elisabeth. So groß wie jetzt war sie damals noch nicht, aber ein hübsches, feines Kind war sie gleich. Weißt Du noch die Noth mit der Amme? Du hieltest einmal eine Rede an sie, welche so anfieng: Marie, da Sie täglich mehr anfangen, sich wie ein wildes Thier zu gebärden u. s. f. Und die Taufe, wo die gnädige Frau Schwägerin es nicht erwarten konnte, ihre 2 mitgebrachten Champagnerflaschen aufzustellen, so daß Du dann noch 2 weitere holen lassen mußtest. Die von Deiner Frau so gefürchteten Kneiptage mit Schaaf und Bärlin[1]) &c. fallen in diese Zeit.

Mittlerweile warst Du am größeren Hof in Kupferzell gewesen und hattest Enslingen davongetragen[2]). Ich besuchte Dich zwischen die Arbeit am Leben Jesu hinein dort; die Maurer waren noch im Hause, Deine gute Mutter war da, Deine Frau, ich glaube in Wochen, in Weiler zurückgeblieben. Wie viel Glück war Dir doch auch durch dieses Enslingen zu Theil geworden! Was schloß dieses Thal mit dem unscheinbaren Pfarrhaus eine Reihe von Jahren und ein schönes reiches Leben ein! Für wie manchen Freund war es ein Asyl, wo er sich von der Arbeit erholen, vom Kummer aufathmen konnte! Zwar auch Leiden blieben Dir dort nicht erspart. Du verlorst die Frau. Es war zum Erbarmen, die 3 verwaisten Kinder anzusehen, bald (nach 2 Jahren) folgte der Sohn der Mutter.

Dann kamen die Zeiten des Interregnums, aber ein glückliches Geschick lenkte Dich in der Wahl Deiner zweiten Frau, welche, ein weiblicher Rudolf von Habsburg, die Ordnung im Reich wieder herstellte. Sie vervollständigte den Kreis Deiner Töchter und schenkte Dir endlich den lange gewünschten Sohn. Stürme fehlten auch jetzt nicht. Du sahst Dich von Pfaffen angefochten, vor ein Inquisitionsgericht gestellt. Doch das Ungewitter verzog sich wieder. Unterdessen wuchsen die Kinder heran und das Geschäft ihrer Erziehung und Aus-

1) Zwei Tübinger Gymnasiallehrer. — 2) Die Fürsten von Hohenlohe-

bildung gab dem Leben in Enslingen einen neuen geistigen Gehalt. Deine Frau entwickelte ihre unvergleichliche pädagogische Gabe und Du selbst wurdest in der Unterweisung Deines Sohnes unversehens zum Philologen, zum Gelehrten. Daß ich des Fischens nicht vergesse, des Aufstehens in der Nacht, des ängstlichen Nacheilens der kleinen Elisabeth, des alten Fischers, von dem Du mir nicht schreibst, ob Du ihm nun die Trau- statt der Leichenrede gehalten.

Indessen wuchs Deine Familie sowohl als Dein Verdienst über das kleine Enslinger Pfarrhaus hinaus. Welches Glück aber auch hier wieder, daß der Schwung Deiner Beförderung Dich nicht wieder landeinwärts schleuderte, sondern 1/2 Stunde weit von der vorigen Station Dich absetzte, wo Du Fluß und Thal, Berg und Wald, Deine Spaziergänge und Deine Fischwasser behieltest und von einer anderen Seite, von freierem Standpunkt aus sie zu betrachten bekamst. Und das geräumige Pfarrhaus von Dir verschönert gab für die blätterreiche Rose Deines Familienkreises den würdigen Kelch. Möge des Himmels reinster, reichster Thau auch ferner auf diese Blume niederregnen und sie immer schöner erblühen lassen.

Du aber feire Dein Fünfzigjahresfest, wie es ein Glücklicher feiern soll. Die Natur, der Du treu warst, hat Dich gesegnet und die Sitte, der Du mit freiem Sinn huldigtest, den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. Du hast Freuden genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung Deines Wesens verwendet.

Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die Dich lieben und achten. Unter Anderen denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird

zu sein

Dein D. F. Strauß.

327. An Rapp. Heidelberg, den 13. Februar 1856.

— Ich erhielt die Nachricht von Kauffmann's plötzlichem Ende. Ich gestehe, so sehr mir der Hintritt meines Freundes nahe gieng, mit dem wir eine schöne Strecke Wegs gemeinsam gewandelt, so überwog doch die Freude, daß ihm das Glück, das er lebenslang gehabt, auch bei diesem letzten Schritt nicht untreu geworden ist: Sortitus exitum facilem et qualem semper optaverat[1]), sagt Sueton von

dem Glücksmann Augustus. Wie schön von diesem ewig jungen Kauffmann, daß er sich dem unaufhaltsam eindringenden Alter auf dem kürzesten Wege zu entziehen gewußt. Bei seiner Constitution warteten allerhand minder gute Todesarten auf ihn. — Also preisen wir ihn glücklich und freuen wir uns eines in Uebereinstimmung mit seinem Verlauf und Charakter wohl vollendeten, in sich abgerundeten Lebens. Möge es uns jedem in seiner Art auch so gut werden! — — Der Auszug im schwäbischen Merkur aus dem schwarzen Buch[1]) hat uns hier großen Spaß gemacht, weil in unserer Montagsgesellschaft nicht weniger als 4 Mitglieder sind, die darin genannt waren, nämlich Zittel und Häusser in zweiter, Gervinus und ich in dritter Klasse. — Das Arbeiten betreffend ergehe ich mich in ziemlich breiten Vorarbeiten für ein Büchlein über Ulrich Hutten. Dessen eigene Werke sind längst alle studirt und excerpirt, nun bin ich an einer Reihe von Zeitgenossen. Nach Ostern werde ich in der Angelegenheit nach Bonn reisen, wo mir Professor Böcking seinen litterarischen Apparat für eine neue Ausgabe von Hutten's Werken zur Benützung angeboten hat d. h. die Ausgabe will er machen, mir können aber seine Sammlungen und mündlichen Belehrungen für meinen Zweck dienlich sein.

328. **An Rapp.** Heidelberg, den 27. Februar 1856.

Kauffmanns Vater, nach dem Du fragst, war Irrenhaus-Aufseher oder, wie er zu sagen pflegte, Tollmeister in Ludwigsburg; er selbst besuchte eine Zeitlang die Lateinschule in Ludwigsburg; bald nahm ihn ein Onkel, Präceptor Braun am Waisenhaus daselbst, heraus, um ihn zum Schulprovisor auszubilden. In dieser Periode entwickelte sich sein mathematisches und musikalisches Talent. Zum Behuf des mathematischen Studiums besuchte er, nachdem er sich mit der Schwester des bekannten Lohbauer verlobt hatte, die Universität. Er wurde Reallehrer in Ludwigsburg und verheirathete sich. Seine ästhetische Bildung und geselliger Humor zogen mich zu ihm hin. In den dreißiger Jahren fieng ich hierin eine unangenehme Veränderung zu verspüren an; statt von Goethe oder Tieck, sprach Kauffmann von Politik; der sonst so wohlgemuthe und wohlwollende Mann fieng über Fürsten und Beamte, über Gott und Welt zu schimpfen an.

Ich mied seine Gesellschaft, die mir zu behagen aufgehört hatte. Bald brach der Schaden auf: Die Koseritz'sche Verschwörung kam an den Tag und es zeigte sich, daß Kauffmann, für sich, als reine Künstlernatur, ohne politische Ader, aber sehr bestimmbar von Außen, von seiner Umgebung, namentlich von seinem verrückten Schwager, dem damaligen Hochwächters-Redacteur, sich wenigstens zur Mitwissenschaft an jenen hirnlosen Anschlägen hatte mißbrauchen lassen. Er wurde suspendirt und processirt, doch einstweilen gegen mäßige Kaution frei gelassen. Die hier ihm gewordene Anschauung des bodenlosen Treibens und der dummen oder schlechten Gesellen, mit denen er sich allzu vertrauensvoll eingelassen, wirkten jetzt als wohlthätigste Krisis auf Kauffmann. Er wurde selbst 1848 und 49 nicht mehr recidiv. Während meines Verbannungsjahres in Ludwigsburg vom Herbst 1835 an, waren wir tägliche Gesellschafter. Eines Mittags wollte ich ihn abholen, fand aber die Thüre gesperrt. Endlich öffnete man mir. Kauffmann war früh Morgens auf den Asperg geführt worden. Nach mehreren Wochen wurde er gegen bedeutend höhere Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt; seine Haft, die auf $4^1/_2$ Jahr festgesetzt war, wurde ihm nach $^5/_4$ Jahren im Gnadenwege erlassen. Die Nachmittage, die ich bei ihm auf dem Asperg zubrachte, gehören zu meinen heitersten Erinnerungen. Er hatte sein Klavier bei sich und mehrere seiner schönsten Lieder wurden auf dem Asperg komponirt. Nach seiner Entlassung wurde er bald in Heilbronn angestellt. Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische Natur war, liegt vor Augen. Man kann sich ihn trefflich als Kapellmeister denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in seiner Natur das Mathematische dem Musikalischen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das Erstere gewährte, war ihm um so willkommener, da sie ihm zur Musik ein ganz freies Verhältniß übrig ließ. Die Musik war ihm um so lieber, da er nicht genöthigt war, durch sie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik, als im Musikus von Profession ihre Darstellung fand. Auch die stürmische Leidenschaftlichkeit eines solchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gast. Wie anspruchslos fand

Eitelkeit und Ziererei; Niemanden drang er es auf, aber auch nie ließ er sich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte. —

329. An Käferle. Heidelberg, den 10. März 1856.

Dein l. Schreiben vom 7., das ich soeben erhalte, und die Aussicht auf einen neuen Winter, die sich seit einigen Tagen aufthut, veranlassen mich, ehe die Wege sich verschneien, einen neuen Gast, wenn auch bis jetzt nur geistweis, auf dem Dobel einzuführen, in der Hoffnung jedoch, ihn Dir einstens leiblich, wenn auch vielleicht nicht so beleibt wie seinen Vorgänger Nicodemus, vorstellen zu können.

Ulrich von Hutten, so heißt mein neuer Held, wurde im Jahr 1488 auf der Burg Steckelberg in Franken geboren, 21 Jahre nach Erasmus, 7 nach Franz von Sickingen, 5 nach Luther, 4 nach Zwingli, im gleichen Jahr mit Eoban Heß, und 9 Jahre vor Melanchthon. Die Zeit arbeitete an einer großen Aufgabe, die sich von verschiedenen Seiten fassen ließ, und die genannten Männer faßten sie fast jeder von einer anderen. Die Aufgabe ließ sich culturgeschichtlich fassen: Vertreibung der mittelalterlichen Barbarei an der Hand des Studiums der Alten: so faßte und förderte sie Erasmus. Das neue Leben, meinte er, sollte sich ausbreiten wie ein Duft, lind und sachte, wie eine wärmere Temperatur, die kampflos das Eis schmelzt und die Knospen schwellt. Aber woher am Ende diese Wärme, als von der Sonne? Sonne aber, oder belebender Mittelpunkt einer Zeitcultur ist die Religion; die culturgeschichtliche Aufgabe war also, in ihrer Tiefe aufgefaßt, eine religiöse. So hat sie Luther gefaßt: Vertreibung der hierarchischen Mißbräuche, die sich wie eine Wolkenschicht zwischen jene Sonne und die verkümmernde Menschheit gelagert hatten. Aber die Träger der Mißbräuche sind Menschen, sind fest und stark gewordene Einrichtungen, politische Mächte: werden sie sich von jenem Dufte der Cultur, dieser Sonne der Religion nur so widerstandslos auflösen lassen? Ihnen wird vielmehr auf dem festen Boden der Wirklichkeit, mit den harten Waffen materiellen Widerstands, entgegengetreten werden müssen: die Aufgabe ist in letzter Instanz eine politische, und da der hierarchische Druck von auswärts kam, eine nationale. So hat Hutten die Aufgabe jener Zeit gefaßt, und wenn wir zugestehen müssen, daß die Erasmus'sche Auffassung die feinste, die Luther'sche die tiefste oder doch innigste war, so war Huttens seine die lebendigste

und concreteste. Letzteres auch deswegen, weil sein Standpunkt die übrigen nicht aus-, sondern einschloß. Er war durchdrungen von der humanistischen Bildung wie Erasmus, und von Luthers religiösem Feuer tief ergriffen. Dennoch ist nicht Hutten, sondern Luther mit seiner Auffassung durchgedrungen; ja, während auch des Erasmus Wirksamkeit durch die Luthers zwar beschränkt und modificirt, aber nicht aufgehoben wurde, ist Hutten mit seinen Plänen geradezu gescheitert. Zum Beweise, daß bei einer Idee weniger auf ihre innere Fülle, als auf die Zeitgemäßheit ankommt, um sie wirksam zu machen. Jene Zeit war eher auf der religiösen als auf der politisch-nationalen Seite zu fassen: in einer Zeit, wie die unserige, hätte eher ein Hutten als ein Luther Aussicht auf Wirksamkeit.

Zu dem, was er war, hatte sich Ulrich von Hutten in merkwürdigem Stufengange entwickelt. Als Knabe in die Klosterschule zu Fulda gebracht, und zum Geistlichen bestimmt, entspringt der Jüngling dem klösterlichen Zwange, besucht verschiedene hohe Schulen, reist, hungert, bettelt wohl auch, zieht sich — er, einer der ersten Vertreter der Neuzeit, — die moderne Krankheit zu, die, wie die neuen Ideen, in ihren Anfängen noch ungleich stärker ist als später, und sein ganzes Leben lang an ihm zehrt. Eine Unbill, die ihm widerfährt, schlägt aus seinem Geiste die ersten Funken. Ein reicher, stolzer Bürgermeister in Greifswald sammt seinem Sohn, einem Professor, hatten den fahrenden Studenten mitleidig aufgenommen, gastlich gepflegt, bald aber auch übermüthig behandelt. Er wollte fort, aber er war ihnen noch Geld schuldig und konnte nicht zahlen. Ungern willigten sie in seinen Abgang, und kaum war er fort, so wurden sie anderen Sinns, ließen ihm nachsetzen, ihn ausziehen und berauben. Halbnackt, im Dezember, kam er nach Rostock, und hier, durch die Pflege großmüthigerer Gönner wiederhergestellt, schrieb er in elegischem Versmaß 2 Bücher Querelarum[1]): die erste Klaue des Löwen, der bald Cardinäle und Päpste zerfleischen sollte. Neue Reisen durch Deutschland und in Italien folgten, auf denen Studium und Kriegsdienst, Gefahren und Pläne durcheinander gingen. Ein Kampf höherer Art hatte sich unterdessen für Hutten in Deutschland vorbereitet. Johann Reuchlin hatte das Studium des Hebräischen, das während des Mittel-

1) „Klagen“.

alters vergessen gewesen, wiederhergestellt. Wie Columbus Amerika entdeckte, in der Meinung, die Insel Cipango und das Reich des Priesters Johannes in Asien gefunden zu haben, so hatte den Reuchlin die Lust nach den Geheimnissen der Kabbala in's Hebräische gelockt. Aber die feine Witterung für die ihnen daraus drohende Gefahr und die Lust nach dem Gelde der Juden veranlaßte die Pfaffen in Köln, den Kaiser um die Befugniß anzugehen, alle Bücher der Juden, mit Ausnahme des alten Testaments, verbrennen zu dürfen. Reuchlin, zum Gutachten aufgefordert, nahm sich der Judenbücher an. Jetzt hieß er der Ketzerei verdächtig, wurde vor ein geistliches Gericht citirt, beim Papst verklagt, seine Bücher verbrannt. Da nahm sich Hutten des Ehrenmannes und der Sache der Wissenschaft gegen die Obscuranten an. Mit einigen Freunden schrieb er im Namen und Ton der theologischen Finsterlinge jene Epistolas obscurorum virorum[1]), eine der geistreichsten und wirksamsten Satiren, welche die Culturgeschichte kennt. Die Niederlage, welche sie in den Reihen der Dunkelmänner anrichteten, war so groß, daß der Papst eine eigene Bulle gegen sie schleuderte. Aber der Sieg blieb nicht zweifelhaft, und wurde von Hutten in dem Triumphus Capricornis (= Reuchlins) poetisch gefeiert.

Kurz darauf richtete die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den württembergischen Herzog Ulrich die geistigen Waffen Hutten's gegen einen politischen Machthaber. In einer Reihe von geharnischten Reden und andern Schriften griff er den fürstlichen Mörder nicht schonender an, als Cicero den Verres oder Catilina. Den Feldzug des schwäbischen Bundes gegen den Herzog machte der gelehrte Ritter persönlich mit; im Zelt Franzens von Sickingen lag er vor Stuttgart und Tübingen, auch besuchte er das Wildbad, doch ohne bleibenden Erfolg.

Von entscheidender Bedeutung war für Hutten die genauere Bekanntschaft mit Sickingen. Dieser, ein Götz von Berlichingen im größeren Styl, hatte bis dahin unter Fehden und Kriegsdiensten, ohne höhere Idee als sich zu bereichern und mächtig zu machen, gelebt. Er haßte die Fürsten und die Städte, und suchte durch und gegen beide sich und die Ritterschaft emporzubringen. Ihm lieh fortan Hutten seinen Geist, wogegen ihm der mächtige Standesgenoß den

---

1) s. S. 342,[1]).

Arm leihen sollte. Dem Kaiser nach oben, den Städten nach unten die Hand zu reichen, so die Zwischenmacht der Fürsten zu brechen, die fremde Macht der römischen Kirche zurückzuweisen, Staat und Religion miteinander zu reformiren, war Huttens Idee.

Die tiefere religiöse Beseelung erhielt diese, bei Hutten zunächst nur politisch-nationale Idee, um dieselbe Zeit durch sein Bekanntwerden mit Luthers Schriften. Sobald sich Hutten's Dienstverhältnisse zum Erzbischof von Mainz gelöst hatten, trat er mit Luther offen in Verbindung. Er erkannte diesen ganz und verehrte ihn tief, während Luther sich zu dem politischen Zusatz in dem Wesen und den Plänen des Ritters, seinem abstract-religiösen Standpunkte gemäß, ablehnend verhielt.

Aber Hutten's und Sickingen's Hoffnungen auf den Kaiser Karl fanden sich getäuscht; eine Reise nach Brüssel an den Hof zeigte einen solchen Stand der Dinge, daß Hutten vor den Nachstellungen der bei Karl mächtigen Romanisten sich auf seines Freundes Veste, die Ebernburg, in Sicherheit that. Hier wurde Sickingen, der alte Kriegsmann, ordentlich sein Schüler. Alle Tag nach Tisch las ihm Hutten aus Luthers Schriften vor und verdeutschte ihm zu lieb seine eigenen. Bereits hatte er nämlich eine Reihe, vornehmlich von Dialogen, gegen das Verderben von Land und Leuten, Staat und Kirche durch die Römlinge geschrieben.

Während des Wormser Reichstags schleuderte er von der Ebernburg herab donnernde Invectiven gegen die päpstlichen Nuntien und die Pfaffen überhaupt, denen er thätlich über die Glatzen zu kommen drohte. Aber die Drohung blieb unerfüllt. Sickingen erkannte, daß ihnen bis jetzt noch die Macht dazu fehle. Nun spottete man aber zu Worms über Hutten, der nur bellen, nicht beißen könne; er war genöthigt in einer Schrift sein Nichtlosschlagen zu entschuldigen; seine Sachen fingen an rückwärts zu gehen.

Im folgenden Jahr ermannte sich Sickingen zu einem Hauptschlag. Ein Kriegszug gegen den geistlichen Churfürsten von Trier sollte zugleich der lutherischen Sache eine Thür aufthun und in die Fürstenaristokratie eine Bresche schießen. Sickingen's Anhänger sahen ihn schon als Churfürsten, ja selbst zum Kaiserthron schien ihnen für ihn die Staffel nicht zu hoch. Allein der Zug, Anfangs durch die Raschheit des Ueberfalls glücklich, endete infolge der mannhaften Verthei-

gung des Erzbischofs und des Anrückens ihm verbündeter Fürsten, mit einem Rückzug. Sickingen warf sich in seine festen Schlösser, aber die feindlichen Fürsten blieben im Feld und belagerten ihn im Frühjahr darauf in seiner Veste Landstuhl. Die Werke waren stark, aber neu, das feindliche Geschütz ungewöhnlich wirksam. Nach kurzer Beschießung lag Sickingen's stärkster Thurm nieder und eine große Bresche war geschossen. Sickingen will diese selbst untersuchen, aber eine Kanonenkugel wirft ihn in spitziges Palissadenholz, das ihn tödtlich verwundet. Er übergibt die Veste und unter den Augen der siegreich eingezogenen Fürsten stirbt er, wie er gelebt hatte, als ein Held.

Hutten hatte er schon zuvor entlassen, um ihn nicht in seine Gefahr zu verwickeln. Aber mit Sickingen war Hutten der rechte Arm genommen, er fand sich nicht mehr sicher in Deutschland vor der vereinigten geistlichen und Fürstenmacht und floh in die Schweiz. Sein erster Aufenthalt war Basel, wo Erasmus, der von ihm hochverehrte, seinen Wohnsitz hatte. Ihm setzten damals die Romanisten durch den Vorwurf zu, durch seine Wirksamkeit die Reformation und alle Unruhen der Zeit verursacht zu haben. Wenn sich nun gar Hutten an ihn drängte, von dem er überdies, verschuldet, wie der Ritter war, Inanspruchnahme seiner wohlgeordneten Kasse, und vielleicht gar, der furchtsame Hypochonder, Ansteckung mit dem ihm schrecklichsten Uebel besorgen mußte!

Daher ließ er dem Ritter sagen, wenn es nichts Dringendes sei, das er mit ihm zu reden habe, möge er ihn mit seinem Besuche verschonen. Wie tief solche Kleinherzigkeit den großherzigen Flüchtling verwunden mußte, liegt am Tage. Doch brach er erst los, wie er sah, daß Erasmus die Sache in gedrucktem Brief zu bemänteln suchte, als hätte er Hutten zwar gesprochen, aber an dessen Unfähigkeit in ungeheizten, und seiner eigenen, in geheizten Zimmern auszuhalten, habe sich die Sache zerschlagen. Jetzt schrieb er gegen Erasmus seine Expostulatio [1]), deren adspergines [2]) dieser mit seiner gleich darauf verfaßten Spongia [3]) vergeblich abzuwischen suchte. Trotz des persönlichen Tons beider Schriften sind es im Grunde nur zwei Standpunkte, die sich darin bekämpfen. Beide Standpunkte sind ihrem Inhalte nach schon oben bezeichnet worden; mehr formell und in der

1) „Beschwerden". — 2) „Anspritzungen". — 3) „Schwamm."

Sprache unserer Zeit könnte man sie als den des Liberalismus und Radicalismus bezeichnen. Ohne etwas Halbheit und Feigheit geht es auf jener, ohne etwas Roheit und Tollheit auf dieser Seite niemals ab.

Die bittere Spongia seines Gegners hat Hutten nicht mehr gesehen. Er war von Basel nach Mülhausen, von da nach Zürich gewandert, hatte im Sommer die heißen Quellen von Pfäfers ohne Erfolg gebraucht, und war hierauf von Zwingli, dessen schweizerisch-volksthümliche, kriegerische Reformatorennatur ihn besser als Luther's deutschmönchische zu schätzen wußte, auf die Insel Ufenau im Zürichersee, zu dem heilkundigen Pfarrer Schnegg geschickt worden. Aber für seine Leiden gab es kein Kraut mehr: er starb am letzten August oder ersten September 1523, im 35. Jahre.

In einem Jahre waren Hutten und Sickingen, die Träger der politisch-religiösen Reformationsidee, aus der Welt geschieden. Ein Gespräch, ungewiß ob von Hutten, aber durchaus in seinem Geiste, war um diese Zeit noch erschienen, worin zum Ritter und Stadtbürger auch noch der Bauernstand für die Huttenisch-Sickingischen Pläne angeworben ist. Zwei Jahre nach der beiden Ritter Tod brach der Bauernkrieg aus: aber nun fehlten den Bauern die ritterlichen Führer, wie jenen zu ihrer Zeit die Arme der Bauern gefehlt hatten, und sie gingen zu Grunde, wie die andern zu Grunde gegangen waren. Und die Reformationsidee half sich durch, aber nicht im Einklang, sondern auf Kosten der Idee einer politischen Einigung und Neubelebung des deutschen Volkes.

Wenn es mir gelingt, dieses Bild, dessen Umrisse ich Dir hier flüchtig mit der Feder gezeichnet habe, in Farben auszuführen, so hoffe ich, soll es der Betrachtung und Theilnahme nicht unwerth sein. — —

330. An Rapp.

Heidelberg, den 16. März 1856.

Hätten wir nur besseres Wetter; der ahrimanische Nordost macht mich ganz krank. Dies führt mich auf den westöstlichen Divan. Ihn

Das Buch Timur bezieht sich auf Napoleon; der russische Feldzug ist unverkennbar. Das letzte Stück vom Buch der Parabeln: „Bei Mondeschein im Paradeis" ꝛc. besitze ich in Goethe's Autograph als Geschenk des guten Eckermann. Eine Menge von Dingen vom Schlag der zahmen Xenien hat Goethe im Buch des Unmuths, der Sprüche, aber auch sonst untergebracht, die mit orientalischem Kostüm nichts zu thun haben. Daneben finden sich aber doch nicht wenige ächt orientalische Perlen; das köstliche, von Dir erwähnte: „In tausend Formen", das in seiner Doppelsinnigkeit im besten Sinne mystisch ist, las ich einst im Pfarrhaus auf dem Dobel, wo es noch unbekannt war, vor. Da legte Käferle unwillkürlich die Hände zusammen. — Die Schlußabhandlung zum Schubart wurde mir durch Märklin abgedrungen, ich wollte keine machen, halte sie auch für schlechter als die Einleitungen und Uebersichten; zudem ist sie durch Druckfehler entstellt, da man mir die letzten Bogen nicht mehr zur Korrektur schickte. —

— Wie Kauffmann komponirte? Einen Fall weiß ich Dir zu erzählen. Wir machten einmal eine kleine Fußreise miteinander; unterwegs schloß sich auch Pfarrer Hopf an uns an. Wir kamen nach Thalheim, um Krais, der damals dort Pfarrer war, im Vorbeigehen zu besuchen. Wir läuten an einer Art Thurm, der eine Wendeltreppe enthielt; man thut uns auf. Wie wir die Treppe hinansteigen (Krais war abwesend), stehen oben zwei seltsam sich entgegengesetzte Gestalten, nämlich ein alter, halb kindischer Onkel von Krais und ein junges Landmädchen von etwa 16 Jahren, eine wirklich reizende Erscheinung, von den zartesten und schönsten Zügen, der die braunen Haare trefflich zu Gesicht standen. Krais hatte sie vom Schwarzwald, wo er Pfarrvikar gewesen war und sie confirmirt hatte, in seinem Dienst mitgenommen und sie wurde als Kind im Hause behandelt. Auf Kauffmann insbesondere wirkte die feenhafte Erscheinung so, daß er dann, kaum heimgekommen, die unterwegs schon empfangene Melodie zu jenem Liede des westöstlichen Divans „Locken haltet mich gefangen ꝛc." niederschrieb.

331. An Rapp. Heidelberg, den 13. Juni 1856.

— Meine Reise, um auch von dieser etwas zu sagen, ist sehr nach Wunsch ausgefallen. Das Wetter war zwar meistens schlecht,

doch desto ungestörter konnte ich arbeiten. Zwei Wochen war ich in Bonn, und zweimal über den Sonntag in Köln. Dort wohnte ich bei Böcking, in einem Haus am Rhein, in den ich aus dem einen Fenster hinabsah, während vor dem andern das Siebengebirge ausgebreitet lag. In den Gärten umher so viele Nachtigallen, daß man mich am ersten Morgen fragte, ob mich ihr Schlagen nicht im Schlaf gestört hätte. In Böckings unglaublich reicher Huttensammlung lebte ich, wie der Vogel im Hanfsamen; angenehmer Umgang Mittags und Abends fehlte nicht. Böcking erwies sich unendlich gut und aufmerksam; mit dem Philologen und Musiker Jahn (Mozart's Leben) kam ich täglich, mit Dahlmann und Welcker öfters zusammen. —

332. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, Pfingstsonntag 1856.

Die beiden jüngern Söhne meines verstorbenen Freundes Kauffmann sind auf der Durchreise noch gestern Abend spät zu mir gekommen, und haben die freundliche Absicht ausgesprochen, mir, da der Eine singt und der Andre Klavier spielt, etliche von den Liedern ihres Vaters vorzutragen. In Ermangelung eines Klaviers, und von Ihrer und Ihrer lieben Frau Güte überzeugt, habe ich mir erlaubt, den jungen Leuten zu sagen, daß ich sie diesen Vormittag 11 Uhr zu Ihnen führen wolle, damit sie mit Hülfe Ihres Instruments ihr Vorhaben ausführen. Wenn Sie also nichts dagegen haben, erscheinen wir um 11 Uhr.

Guten Morgen wünschend

Ihr

D. F. Strauß.

N. S.

Beiliegend etwas, das Sie brauchen könnten:

2816. Thomas, Chr., Einleit. zur Hoff-Philosophie &c. Berlin u. Lpz. 1712. Pb.

333. **An Rapp.** Heidelberg, Pfingstfest 1856.

Heute, als am Pfingstsonntag 1856, an dem es den ganzen Tag vom Himmel schüttete, habe ich einen schmerzlichen, aber hohen Genuß gehabt. Gestern Abend spät kamen noch Kauffmanns zwei Söhne, Paul

sie mir einmal hörbar zu machen, mir vorzusingen und zu spielen. Da ich nun ein Klavier nicht besitze, so machte ich mit ihnen aus, sie heute Vormittag um 11 Uhr zu Kuno Fischer zu führen, dessen Frau musikalisch ist und einen schönen Flügel besitzt, während ich ihm schon viel von Kauffmann und seinen Liedern erzählt hatte. Sie trugen uns eine Reihe von Kompositionen ihres Vaters aus Goethe, Mörike, Heine vor. Die Wirkung auf die Zuhörer, bei denen wir zu Gast waren, war die günstigste; ich selbst hatte mir immer einen großen Genuß versprochen, aber daß der Eindruck mich so überwältigen würde, hatte ich nicht gedacht. Allein es drang eine ganze Vergangenheit, eine ganze Jugend, mit den Liedern auf mich ein. Alle die guten Stunden, in denen der allezeit willige Freund mir dieselben gesungen, und die Aehnlichkeit in Stimme und Vortrag des Sohnes mit dem Vater legte oft die Täuschung nahe, als ob er selber es auch sei, so daß ich nicht wenig, sondern viel weinen mußte und die ganze Zeit des Singens meine Fassung nicht mehr finden konnte. Von den mir schon bekannten Sachen ergriffen mich die prächtigen Lieder aus dem Divan, Mörike's Rosenzeit, Gärtnerlied, Soldatenbraut, besonders; beim Lammwirth mußte ich zugleich lachen und weinen; an neuen Kompositionen fand ich die von Mörike's „um Mitternacht" höchst bedeutend; „schön Rohtraut" hatten sie zu meinem Bedauern nicht bei sich. Fischer hat das pantheistische „in tausend Formen" sowie die „Locken" am besten gefallen. —

334. An Rapp. Rippoldsau, den 30. Juni 1856.

Hierher hat mich Chelius geschickt, den ich meiner Augen wegen zu Rath zog. Könntest Du mit mir hier sein! Welche Wälder, welche Wasser. Ich bin gestern Abend angekommen. Früh 9 Uhr aus Heidelberg ab, Eisenbahn bis Appenweier, Eilwagen über Petersthal, Griesbach nach Rippoldsau. Von Griesbach gibt es einen angenehmen Fußweg, auf dem man, wie man mir sagte, in $1^1/_2$ Stunden nach Rippoldsau kommen kann, während der Eilwagen über den Kniebis mehr als 2 brauchte. Ich stieg um 7 Uhr aus dem Eilwagen und machte mich mit einem Heilbronner Kaufmann Namens Fuchs auf den Weg, der wohlgebahnt, mit vielen Ruhebänken, sich durch den Tannenwald windet. Am Wege ellenhohe Digitalisstauden, mächtige Farrnkräuter, auch

vergoldeten Dunst; am Horizont ein Streifen des Rheins wie rothes Gold. Bald senkt sich der Weg, kein Rippoldsau läßt sich sehen, kein Mensch unterwegs zum Befragen. Aus einem einsamen Gehöfte läuft ein bellender Hund hinter uns her. Es war 9 Uhr, als wir in's Bad einrückten. Wir ließen uns erst Zimmer geben, und wollten dann noch etwas essen, was wir auch bekamen. Aber im Speisesaal war kein Mensch mehr — es war ungemüthlich in dem großen Raum — es war ein Essen wie mit Geistern.

335. An Vischer.

Der Mann von 50 Jahren[1].

Ich bin der Mann von 50 Jahren,
Und hab' auf meiner Pilgerfahrt
Des Guten mancherlei erfahren,
Und wenig Leid blieb mir erspart.

Erklommen hab' ich nun die Höhe,
Von wo ich mit befreitem Blick
Die Landschaft ausgebreitet sehe,
Und vorwärts schaue wie zurück.

Ich sehe dort die sanften Wiesen,
Die ich als Knabe froh durcheilt;
Die klaren Bäche seh' ich fließen,
Wo einst der Jüngling still verweilt.

Wie brannt' es an den Felsenhöhen,
Die ich um Ruhm erstieg, so heiß;
Und wie mußt' ich es welken sehen,
Das kaum errungne Lorbeerreis.

Auf jenen Pfaden im Geleite
Ging ich von Freunden voller Kraft:
Sie hat der Tod von meiner Seite,
Der grausame, hinweggerafft.

Ich selbst auch, nach dem weiten Gange,
Bin jener nicht mehr, der ich war:
Gefurcht, verfallen ist die Wange,
Gebleicht das vormals braune Haar.

Und matter mit gedämpften Schlägen,
Rinnt durch die Adern jetzt das Blut.

Oft möcht' ich mit den dunkeln Mächten,
Die unsres Schicksals Fäden drehn,
In trübem Unmuth grollend rechten,
Daß sie zum Leid mich auserseh'n.

Doch denk' ich wieder: Tand gewonnen,
Das nicht erreicht, was man erstrebt,
Das schwer Errungne leicht zerronnen:
Was heißt das Anders als gelebt?

Und sind mir Freunde nicht geblieben?
Und blieb mir nicht das eigne Herz,
Noch frisch, zu hassen und zu lieben,
Und reingestimmt für Lust und Schmerz?

An Deinem Füllhorn voll Verlangen
Häng' ich nicht mehr, du schnödes Glück,
Ich schaue vorwärts ohne Bangen,
Und ohne Bitterkeit zurück.

So lenk' ich meine Schritte munter
Zur Tiefe nieder von den Höh'n:
Ging es zu Berge schwer mitunter,
Wird es zu Thale leichter gehn.

Schon seh' ich sanftgewundne Stege,
Manch Ruheplätzchen lädt mich ein;

Dies Liedchen sang ich auf der Reise
Durch Wald und Feld mir selber vor;
Und war ich heute leidlich weise,
So bin ich morgen wieder Thor.

Dann rufe Du mich zu den Spuren
Zurück der Wahrheit und der Pflicht:
So sind wir ächte Dioskuren,
Im Wechsel zwischen Nacht und Licht.

Vom Kniebis auf den Dobel 11. Juli 1856.

D. F. Strauß.

336. An Rapp.

Heidelberg, den 17. August 1856.

— Ob Du aus dem Aristoteles viel Weisheit herauslesen wirst, bin ich begierig. Ich habe einmal in Weimar die Poëtik im Grundtext gelesen und da dachte ich, wenn die Lessing u. A. nicht ein tüchtiges Licht mit hineingebracht hätten, darin würden sie wenig gefunden haben. Es scheint auch der Zustand des Textes zum Theil ein gräulicher zu sein. Die Rhetorik kenne ich nur zum Theile. — Hutten ist jetzt auf dem Wege durch Mähren nach Wien und Du kannst ihm dort begegnen. Wenn Du ihn vor Olmütz triffst, so erkennst Du ihn an einem sehr abgerissenen Aufzug, zu Fuß; hinter Olmütz sieh, ob Du nicht einen Reiter gewahr wirst, ritterlich gekleidet, der öfters in Gedanken zu reiten scheint und in den Herbergen die Verse, die er zu Pferde gemacht, auf einzelne Blätter schreibt. Es ist ein Gedicht an Kaiser Maximilian, daß er den Venetianern den Teufel im Glas zeigen soll. Triffst Du mit dem Mann zusammen, so hüte Dich ihn zu reizen, er fängt leichter Feuer als die Heidelberger Zündhölzchen.

337. An Rapp.

Heidelberg, den 19. Oktober 1856.

Gestern Nachmittag um $2^1/_2$ Uhr bin ich wieder glücklich hier angekommen. Es ist uns auf der weiteren Reise Alles nach Wunsch gegangen, nur sollte man immer in Deinem Hause zuletzt sein, da nach demselben einem nichts mehr schmecken will. — Da wir morgen Abend ein Violinquartett von Pariser Künstlern hören werden, die eigens auf Beethoven einstudirt sind, so darf ich wohl unsere Reise, wie ich Fischern bereits im Schultheißlichen Wagen sagte, mit einer Symphonie vergleichen. Davon bildet unser erster Oehringer Aufenthalt das muntere Allegro, die Tage in Münkheim das seelenvolle Adagio und nun gings,

ab. Das wäre das Scherzo des zweiten Oehringer Aufenthalts, und das Finale bei Sicherer war doch zu lärmend für denjenigen, dem die zarten Töne und Weisen des Adagio noch in Herz und Ohren nachtönten. —

338. **An Rapp.** Heidelberg, den 8. Dezember 1856.

— — Du fragst mich, warum ich keinen rechten Geschmack an Aristoteles finde. Da muß ich vor Allem bekennen, daß ich noch zu wenig von ihm gelesen habe, um eigentlich urtheilen zu können. In früherer Zeit las ich das erste Buch seiner Metaphysik im Original mit einem Berliner Kollegienheft, die Nikomachische Ethik gleichfalls griechisch mit Vergleichung mit Garve's Uebersetzung, zuletzt in Weimar die Poëtik, sonst nur Einzelnes in der Politik, Rhetorik und dem Organon. Was mich nun im Allgemeinen zurückstößt bei dem Manne, den ich natürlich als einen großen Weltweisen, eine Vorrathskammer der besten antiken Gedanken verehre, ist sein Styl. Ich bin ein geborener Stylmensch, wie Du weißt. Ich denke mir das Verhältniß des Gedankens zum Styl als ein ehliches: bei Aristoteles scheint mir der Styl nur die Sklavin des Gedankens zu sein. Er wird schlecht behandelt, also kurz gehalten; oder lassen wir das Bild, sein Styl erscheint mir todt, es *wird* nichts in seinem Vortrag. Seine Darstellung zeigt mir nicht ein Gewächshaus mit wachsenden Pflanzen, sondern ein Magazin mit aufgespeicherten Waaren; dabei bin ich aber überzeugt, daß Zeller oder ein Anderer auch in seinem Styl Vorzüge nachzuweisen wüßte, in die ich noch nicht eingedrungen bin. — Die Ethik ist noch das Verständlichste.

339. **An Rapp.** Heidelberg, den 17. Dezember 1856.

— Kuno Fischer geht es sehr gut, sofern seine Vorlesung ungemeinen Beifall findet, mir geht es um so schlechter, da er mir als Umgang gar nicht zu ersetzen ist. Sein Abgang ist für mich nicht blos ein Verlust, sondern ein Unglück. Ich muß mich ganz neu einrichten und bin dazu viel zu verdrossen. Einiger Trost liegt mir in der Arbeit am Hutten. Du fürchtest, ich möchte sie zu gelehrt machen, allein ich kann — und darin gibst Du mir gewiß Recht — kein anderes Gesetz für eine solche Arbeit anerkennen, als daß ich die Sache so

wiedergebe, wie sie in mir lebt. Dieser Gegenstand nun lebt in mir in der Mitte zwischen gelehrter Forschung und ästhetisch-populärer Wirkung, und so muß ich ihn auch wiedergeben. Auf das große Publikum habe ich nie spekulirt und werde es auch nicht. Geräth meine Darstellung noch nicht populär genug, so wird sie ein Anderer schon bearbeiten. Dagegen habe ich im Mindesten nichts. Ich folge meinem Sterne.

340. An Zeller.

Heidelberg, den 20. Dezember 1856.

Dies, lieber Freund, als Bescheinigung, daß ich das Gespräch der Gespräche erhalten habe. Es überkam mich gleich dialogische Lust. Den Inhalt dieses Spasses habe ich längst für Dich auf dem Herzen, der ich übrigens in Scherz und Ernst der Deinige bin[1]).

D. F. St.

341. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 22. Januar 1857.

— — Ihr curriculum vitae[2]) hat mich erfreut. Die Steine, die man Ihnen in den Weg warf, haben Sie zu Staffeln Ihres Emporsteigens zu machen gewußt. Sie sind von dem Zeuge gemacht, das weder biegt noch bricht, und an dem sich das Schicksal die alten wacklichten Zähne ausbeißt. Wohl bekomm's ihm und Ihnen. Perge bonis avibus[3]). Ich muß mir den Kopf, wie Papageno, wieder in den Sack stecken lassen, um noch länger in dem finstern Prüfungstempel umhergeführt zu werden. Kämen die Genien bald und sängen ihr: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden!" ꝛc.

342. An Rapp.

Heidelberg, den 17. Februar 1857.

— Am 29. v. Mts. brachte ich den armen Ulrich von Hutten zu Grabe und am 4. d. Mts. machte ich das punctum finale[4]) des ganzen Koncepts. Bis gestern brachte ich dann damit zu, dasselbe im Zusammenhang zu lesen und durchzucorrigiren. Dabei ergriff mich

---

1) Mit diesen Zeilen begleitete Str. das Manuscript des „Papierrei-

der Stoff so sehr, daß ich meine Arbeit ganz vergaß. Daß die deutschen Geschichtschreiber vom Fach mir diesen Stoff übrig gelassen haben, ist unbegreiflich und ich habe es als einen Glücksfall zu betrachten.

— Mit Gervinus stehe ich ganz freundschaftlich, nur daß durch seine dogmatische Engherzigkeit in aestheticis — poëtisch nur Shakespeare, musikalisch nur Händel gelten zu lassen — unser Verkehr sehr gespannt ist.

— Den zweiten Theil seines 19. Jahrhunderts habe ich nun gelesen, — was nicht immer leicht ist, — er ist durchaus gediegen; das Mark der Geschichte setzt er einem vor. — Fischers Baco habe ich noch nicht ganz gelesen, da mich die nähere Auseinandersetzung des Bacon-Systems weniger interessirte, was ich aber gelesen, habe ich sehr gut gefunden. Einzig ist bei Fischer die Verbindung höchster philosophischer Präcision mit volksthümlichster Deutlichkeit.

— Und nun eine Bitte. Du hast viele Sachen von mir, die eben nur für Deine Augen bestimmt waren. Die Briefe hast Du, wie Du mir früher einmal schriebst, bereits expurgirt. Noch nöthiger aber haben dies die poëtica, wofern sie nicht vielmehr sammt und sonders vertilgt werden sollten. Sie stammen meistens aus einer Zeit, wo ich am Gemüth tief krank war und mir mit allerhand unsinnigen Sachen zu helfen suchte. Ich war wie eine Schwangere, die in krankhaften Gelüsten Kalk u. dergl. ißt. Bei mir ist fast Alles aus dieser Zeit vernichtet, ich bitte Dich, thue das doch auch, — handle darin als Freund und zwar ohne mir über die Sachen im Einzelnen noch zu schreiben, an die ich nicht gerne erinnert werde.

343. **An Vischer.** Heidelberg, Charfreitagmorgen 1857.

— — In dem letzten Heft Deiner Aesthetik lese ich Abends mit großem Genuß. Zum Auffassen des philosophischen Zusammenhangs der §§ bin ich nach der Schreibarbeit des Tages zu abgespannt; ich halte mich also, wie ein rechter Laie, an die Noten. Diese an sich unerwünschte Probe besteht Dein Buch trefflich. Wo man hineingreift, bekommt man die Hand voll, Deine Ausführungen über das Wesen der Poësie im Allgemeinen, über Lyrik, Epos, Roman ꝛc. haben mir vieles licht gemacht, was mir nur dunkel vorschwebte. Besonders

zc. gefallen. Einiger Shakespearolatrie möchte ich Dich zeihen. Du rechtfertigst bombastische Phrasen aus den Zuständen der redenden Personen, in denen ich nur Manier im Zeitgeschmack sehen kann. Schiller hat am Macbeth freilich Manches verdorben, aber auch gewiß verbessert. Ich erinnere mich einiger lausbubischen Reden eines jungen Macduff über Weiber, die zu nichts dienen, als eben der Manier, — die er billig weggelassen. Ich glaube Goethe hat in seinem Leben keinen dummern Streich gemacht, als jene Rede gegen Eckermann von seiner Unterordnung unter Shakespeare. Sie war ihm nicht Ernst, und er hatte es auch nicht nöthig. Ich möchte eine Dissertation schreiben Poëtarum, qui exeunte sec. XVIII in Germania floruerunt classicorum, contra Shakespearium ejusque admiratores nimios vindiciae [1]). Gervinus sagt, die poetische Sprache von Schiller und Goethe sei, mit Sh.'s seiner verglichen, gereimte Prosa. Das ist doch wenigstens consequent gesprochen.

Wir denken (mit Fischer und Zeller, die hier waren) aufs Neue an das Taschenbuch. Was denkst Du? Du und ich sind beide bald von größeren Arbeiten frei und hätten Zeit.

344. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 3. April 1857.

Dein liebes Schreiben, das ich diesen Morgen erhielt, hat mir in mehr als einer Hinsicht Sorge gemacht. Daß Dein Anfall, nachdem er gehoben schien, noch eine so schlimme Nachwirkung gehabt, bedaure ich sehr. Fast ebenso bedenklich aber ist mir der Wechsel mit dem Arzte, den Du vorgenommen. So wie sich mir in der Ferne die Sache darstellt, sucht Dich der Homöopath durch Eingehen auf Deine Vorstellung von der Krankheit zu gewinnen, während er, wo es drauf ankommt, dieselben Mittel wie der vorige in Anwendung bringt. Da gewinnst Du also nichts, aber verlierst die vertraute Bekanntschaft des Dr. Spiritus mit Deinen Umständen. Wie gesagt, ich bin mit diesem Wechsel gar nicht einverstanden, und wünsche, daß Du wenigstens den wackern Spiritus nicht ganz von der Hand lässest.

---

345. An Rapp.

Heidelberg, den 14. Mai 1857.

Vorgestern Abend bin ich von meiner Reise zurückgekommen. Ich hatte gut Wetter, guten Appetit und fand überall gute Freunde. Doch waren die Tage in Oehringen die schönsten. Ich weiß kein innigeres Vergnügen, als mit guten Freunden zu gehen, während liebe Kinder um einen her spielen. — In St. Gallen besuchte ich zwei Bibliotheken, die des alten Stifts und die von dem Humanisten Vadian im 16. Jahrhundert gestiftete Stadtbibliothek; erstere mit ihrem Handschriftenschatz. Was ich aber suchte, war die andere. Dort sind 12 Foliobände handschriftlicher Briefe aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Ausbeute für meine Zwecke war aber gering. Der Bibliothekar, ein altes Männlein, war die Freundlichkeit selbst. Er war vor vielen Jahren in Stuttgart bei mir gewesen, was ich nicht mehr wußte. Der andere Bibliothekar führte mich an die schönsten Punkte der Umgebung. Bald kam Vischer, meinem Ruf folgend, aus Zürich herüber. — Am andern Tag fuhren wir miteinander nach Winterthur. Da zeigte er mir in einer Zeitung einen Artikel von ihm über den Uebelstand, daß die Züricher in ihrem See keine einzelnen Badhäuschen haben, ganz im Style seiner früheren Polemik gegen die Tübinger Straßenpolizei; als ich las, wie er am Ende durch einen kühnen Sprung auch noch auf die schlechte Milch in Zürich zu reden kam, mußte ich ungeheuer lachen. Von Winterthur fuhr er nach Z. zurück, und ich nach Schaffhausen. Da ich den Abend frei hatte, ging ich an den Rheinfall hinaus. Ein Distichon, welches ich demselben gegenübersitzend schrieb, erhältst Du beiliegend in natura [1]). Von Schaffhausen fuhr ich nach Basel, wo ich abermals auf 2 Bibliotheken, einer weltlichen und einer geistlichen, ganze Wälder von Reformatorenbriefen, insbesondere auch von Luther, Reuchlin, Erasmus, Hutten, unter Händen hatte. Erasmus' Hand ist überaus flüssig; Luther's etwas mönchisch; Reuchlin's groß und majestätisch; Hutten's die schönste, lebendigste, deutlichste von allen, und erinnert an Schiller's Hand. Ein trefflicher Landsmann, der Chemiker Professor Schönbein, Erfinder der Schießbaumwolle und des Ozons, hielt mich noch $^1/_2$

1) Es lautet:

Am Rheinfall. (10. Mai 1857).

Tag länger, als ich wollte, in Basel fest; wir machten einen hübschen Gang auf's Land. Der trefflichen Holbeins auf dem Basler Museum nicht zu vergessen, worunter für mich die 3 Erasmusbilder besonderes Interesse hatten. In Karlsruhe sah ich am andern Tage bei Herrn v. Uexküll den Erasmus im Kupferstich von Dürer: eine höchst merkwürdige Vergleichung. Dürer macht aus dem magern Erasmusgesicht eine Art Dantekopf voll Schärfe und Charakter, während uns Holbein nur Feinheit und Geschmeidigkeit zeigt. Offenbar hat hier Dürer von dem Stahl seiner eigenen Natur dem Abgebildeten vorgestreckt; Holbein ihn genommen, wie er war.

Nun lebe wohl, und grüße Deine Frau und Dein ganzes Haus. Schreib mir bald. Das Wiedersehen hat mich auf's Neue nach Deinen Briefen begierig gemacht. Adieu!

Dein alter und neuer

D. F. Strauß.

346. An Vischer. Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Seitdem habe ich Deine Aesthetik, letztes Heft, mit Genuß und Belehrung vollends gelesen, und alsbald eine summarische Anzeige des ganzen nun vollendeten Werks an Brockhaus gesandt. Meine Absicht war auf die Deutsche Allgemeine Zeitung gerichtet, und ich hatte mich deswegen kurz gefaßt; nun schreibt aber Brockhaus, die bringe so ausführliche Berichte nicht, er werde daher den Artikel in die Blätter für litterarische Unterhaltung setzen, wo Du ihn also demnächst finden wirst.

Jetzt lese ich an dem Heft über Musik. Was Du dazu gegeben, muß ich loben, nur ist Einzelnes, aus Mangel an Beispielen, etwas dunkel; ganz vortrefflich aber Dein § 764; der wäre gar nicht besser zu machen, und entscheidet namentlich den Rangstreit zwischen Vokal- und Instrumentalmusik aus dem Grunde. Köstlin's[1]) Arbeit finde ich, auch beim Lesen im Zusammenhang, höchst tüchtig; der Mensch ist gesteckt voll von musikalischen Eindrücken und Anschauungen, und hat eine feine Unterscheidungs- und Beurtheilungskraft. In diesem Handel

1) Karl Köstlin (1819–94), der Tübinger Theolog und Philosoph.

hast Du wirklich Glück gehabt; ich hätte nie geglaubt, daß eine auch in den Ton des Ganzen sich so trefflich fügende Ergänzung möglich wäre. Ich habe seinen Brief beantwortet.

347. An Rapp.

Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Böcking war der einzige Mensch, dessen Urtheil über meine Arbeit ich fürchtete. Er kennt den Stoff, wie Keiner und ist noch überdieß der Liebhaber, dem der Maler der Geliebten selten Genüge thut; aber der Brief entpuppte sich ganz anmuthig. Böcking schrieb, die Arbeit habe seine schönsten Hoffnungen übertroffen. Er sprach sich nicht blos zufrieden, sondern ergriffen aus. Das freute mich nun natürlich ungemein. Einzelne Berichtigungen und Bereicherungen habe ich durch Böcking doch gewonnen. Auch manche originelle Anmerkung hat er mit Bleistift an den Rand oder auf eingeklebte Blättchen geschrieben. Einmal sage ich aus Gelegenheit Reuchlin's: Pfaffen gegenüber sei eine, auch nur scheinbare, Nachgiebigkeit niemals klug. Sie glauben dann gewonnen zu haben und verdoppeln ihre Unverschämtheit. Dazu schrieb er: Bravo! an den Rand. Ein andermal sage ich: Aufklären lasse sich wohl mittelst der Großen, aber reformiren nur (ob mit, ob gegen die Großen) durch die Mittleren und Kleinen. Dazu schrieb Böcking den Vers: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! An einer andern Stelle hatte ich mich, ich weiß nicht wie ich dazu kam, des Ausdrucks bedient, den ich selbst nicht leiden kann: Den Verhältnissen Rechnung tragen. Dazu schrieb er: Diese moderne Kaufmannsphrase bitte zu tilgen. Die Bemerkungen werden Dir den Mann ganz zu erkennen geben. Wegen des Verlags habe ich mich an Brockhaus gewendet, höre aber nun, der sei krank. Gestern war ein anderer Leipziger Buchhändler bei mir, der mir Anerbietungen machte. Ich will die Sache nicht übereilen. Diese Tochter bleibt mir nicht sitzen. Aber das Markten und Kramen mit der Ausstattung und Mitgift (die hier orientalisch der Freier dem Vater gibt) ist auch bei dem Anbringen dieser Tochter die Schattenseite.

348. An Rapp.

Heidelberg, den 26. Juni 1857.

— Vischer scheint wieder leidlicher gestimmt. Aber über den

nicht gefällt. Er hat sich offenbar an dieser Dichtung, über die er so oft gelesen, so zergrübelt, daß ihm der unbefangene Standpunkt ganz abhanden gekommen ist. Er will überall Goethe zeigen, wie er es hätte machen sollen und wird darüber ganz zum Schulmeister. Ich glaube, er sollte sich ein Jahrer Zehne [1]) gar nicht mehr mit Faust beschäftigen, dann möchte es wieder gehen.

349. An Vischer.

Heidelberg, den 4. Juli 1857.

— — Der Hutten erscheint nun bei Brockhaus. Der Vertrag ist gezeichnet, und in den nächsten Tagen sende ich ihm das Manuscript. Der Druck soll — an beiden Bänden zugleich — in 14 Tagen beginnen. Ob das Buch Deinen patriotischen Zorn schüren wird, weiß ich nicht. Du kennst mich ja. Der Zorn erstirbt bei mir im Vergnügen des Bildens. Doch hab ich in der Vorrede und am Schluß über die Concordate geschimpft.

Da ich nun wünschte, daß Du mein Buch loben möchtest, so sollte ich mich klüglich enthalten, eben jetzt etwas von Dir zu tadeln. Glücklicherweise ist es kein Buch, sondern nur ein Aufsatz, und Du konntest vorherwissen, daß ich nicht mit demselben einverstanden sein werde. Ich meine den über Faust im Züricher Museum. Ich möchte sagen: was von Dir kommt in diesem Aufsatz, ist gut; was mir mißfällt, kommt nur aus einem falschen Princip, das Du angenommen. Denn daß ein Princip falsch ist, das Dich dahin führt, dem Goethe einen Vers vorzumachen, das solltest Du doch, wenn Du Dich nur einen Augenblick von jenem Princip losmachst, selbst erkennen. Ich bleibe dabei: der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder auch schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er, je mehr er dabei in's Einzelne geht, um so gewisser zum Schulmeister. Mir scheint, Du hast den Faust gar zu oft schon auf dem Katheder als Prosector unter dem Messer gehabt. Du wolltest zunächst zwar nur den Bau eben dieses Dichtwerkes aufzeigen, doch aber zugleich den Organismus der Dichtart, zu der es gehört, daran illustriren, das Individuum an der Gattung messen. Allein der Faust ist ein Phönix. Er ist nur in sehr unbestimmtem Sinne ein dramatisches Gedicht, und

1) Offenbar bewußter Provinzialismus.

ihn an diesem Maßstabe messen, heißt ihm Gewalt anthun. Ja, selbst ein Kunstwerk, möchte ich sagen, ist er nur so, daß er zugleich (in viel eigentlicherem Sinn, als dies bei jedem Kunstwerk ohnehin der Fall) ein Naturwerk ist. Laß mich eine Vergleichung gebrauchen, die mir nahe liegt. Wer mich im Heidelberger Schloß herumführt, würde mich schlecht unterhalten und unfruchtbar belehren, wenn er seine Bemühungen darauf richten wollte, mir aus den ältesten Bestandtheilen des Baues dessen ursprünglichen Plan zu entwickeln, und mir dann bei den jüngern zu zeigen, daß sie dazu nicht passen, sondern so und so sein sollten. Er würde mir ganz consequent beweisen, daß der Ottheinrichsbau im Zusammenhang des Ganzen ein Fehler sei: gleichwohl würde ich vor diesem stehen bleiben und der Bewunderung kein Ende finden. Du wirst sagen, das Gleichniß thue mehr als blos hinken. Freilich; und dennoch ist etwas Wahres daran. Der Faust ist ein durch alle Altersstufen des Dichters fortgesetztes, in immer neuen Ansätzen wiederholtes Ringen des Dichters mit einer übermächtigen Aufgabe, der er von verschiedenen Seiten und je nach den Alters- und Entwicklungsstufen in verschiedenen Weisen beizukommen sucht. Diese Fortentwicklung, diese Veränderungen des ursprünglichen Plans zeige mir der Kritiker, mache auch die Risse, die Inconcinnitäten bemerklich, aber am Ende mache er jedesmal darauf aufmerksam, wie unter diesen Bedingungen der Anbau eben doch wieder schön geworden. Dies, so weit die Anbaue wirklich schön sind. Hätte das Heidelberger Schloß Anbaue aus der reinen Zopfzeit, so würde ich dem Führer ebensowenig zumuthen, sie zu loben, als Dir den 2. Theil Faust.

350. **An Rapp.** Heidelberg, den 9. Juli 1857.

— Ich möchte bald wieder an eine Arbeit, freilich weiß ich noch nicht, an was für eine. Nach Hutten einen gleich trefflichen Stoff zu finden, ist schwer. Gervinus will mich an Luther hetzen, Du an Zwingli. Allein der theologische Geruch ist mir zuwider. Doch kommt Zeit, kommt Rath. Erst muß der Hutten corrigirt und gedruckt sein.

351. **An Zeller.** Heidelberg, den 27. Juli 1857.

— — Ich bin begierig, was Du aus den Schwegler'schen Papieren herausfinden wirst[1]). Ich las kürzlich seines Rivals Momm-

1) Schwegler war den 5. Jan. 1857 gestorben und Z. mit einem Abriß seines Lebens (jetzt Vortr. und Abhandl. II, 329 ff.) beschäftigt.

sen röm. Geschichte, Band 1 und 2, mit getheilter Befriedigung. Der 1. Theil war mir von vorn herein, da er die Tradition als unhistorisch voraussetzt, und nur gelegentlich berücksichtigt, doch gar zu incohärent; von Pyrrhus an fand ich mich immer mehr angesprochen, nur durch den Mangel an Styl — im engern und im höhern Sinn, ich meine im letzteren den Mangel an Ruhe und Würde der Darstellung und oft der Betrachtung selbst — zurückgestoßen. Anregend, lehrreich aber ist das Werk immerhin, nur noch lange kein monumentum aere perennius[1]).

Zu Deiner Mühe mit der 2. Auflage Deiner Geschichte der griech. Philosophie wünsche ich Dir Geduld. Das sind die wahren literarischen Märtyrersarbeiten, zugleich aber die Prüfsteine der ächten Gelehrsamkeit und Gründlichkeit. Nicht alle, die eine 2. Auflage machen, bestehen diese Probe. Du wirst sie bestehen und Dich der gethanenen Arbeit um so mehr zu freuen Ursache haben, je sauerer sie Dir geworden ist.

352. An Rapp.

Heidelberg, den 11. August 1857.

— Von Wiesbaden gab ich meinem Bruder, der nach Köln zurückreiste, noch das Geleite bis Rüdesheim, wo ein Jugendfreund meines Bruders Weinhändler ist. Der führte uns in seine Weinberge und in seine Keller. Wie schöne Weinberge aussehen, weißt Du wohl; auch einen großen Keller sahen wir ja in Erligheim; allein einen Römer voll Rüdesheimer 1855er frisch aus dem Faß unter die Nase zu halten, ist etwas vollkommen Einziges. Der Geruch ist buchstäblich so herrlich, daß ich vom Riechen fast nicht zum Schmecken übergehen konnte. Es ist wie eine edle Jungfrau, welcher der Anvermählte nur mit heiliger Scheu den Gürtel löst.

353. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 21. August 1857.

Corrigo, ergo sum[2]), heißt es jetzt bei mir. Es geht mir wie Ihnen mit Ihrem Baco: erst wartet man lang, bis der Druck anfängt, dann kommt's stromweise, bei mir jetzt um so mehr, als nicht nur an beiden Bänden des Huttens zugleich gedruckt wird,

1) „Denkmal, dauernder als Erz". (Horaz). — 2) „Ich corrigire, also bin ich" — Parodie des Cartesianischen: „Ich denke, also bin ich."

sondern außerdem auch die deutschen Frischliniana, welche der Stuttgarter litterarische Verein übernommen hat[1]), unter der Presse sind. Der Hutten soll, so hoffe ich, Ende September in Ihren Händen sein.

— Mein Leben hier ist ziemlich einsam. Mit Gervinus stehe ich sehr freundschaftlich, wir gingen während der heißen Zeit fleißig ins Bremeneck[2]); allein da er, wenn man zu ihm geht, immer schon fort ist, so muß ich eben erwarten, wenn er zu mir kommt. Meyer, der im Augenblick in der Schweiz ist, ist mir ganz angenehm, doch spüre ich wohl, daß ihm Fries und Ihr Schwager ein homogenerer Umgang sind. Wenn Sie nicht bald kommen, gehe ich doch wo anders hin. Ich will Ihnen den Herbst 1858 als Termin setzen: bis dahin gedenke ich meine Georgine noch hier zu lassen und dann zu Rapp zu thun; wenn Sie bis dahin nicht hier sind, geh ich wieder nach München. Und gar nicht unwahrscheinlich ist mir, daß auch Gervinus nächstens einen Winter dahin gehen wird.

— Von Münkheim bekomme ich fleißig Briefe. Ich schrieb kürzlich ein paar Verse, die ich dem Rapp in sein Huttenexemplar hineinschreiben will; Sie sollen sie hierbei haben, ehe er sie bekommt, damit der Brief einen nicht trübseligen Schluß erhalte:

Ulrich Hutten in Münkheim.

Hier will ich von dem müden Rosse steigen,
Vom langen Ritt in Waffen selber matt.
Dort scheint sich mir das liebe Haus zu zeigen,
Das mir der Freund so oft gepriesen hat.
Das sind die Rosenbüsche, dies die Birke,
Das ist das Brückchen und der muntre Bach:
Ich fühls, hier bin ich in des Glücks Bezirke,
Hier will ich ruhn nach so viel Ungemach.

Der Ritter will nicht euren Frieden stören,
Er will ihn mitgenießen: laßt ihn ein!
Von Kämpfen mögt Ihr ihn erzählen hören,
Und froher nun der eignen Ruhe sein.
Er sei, erlaubt's, heut Euer Tischgenosse,
Gönnt ihm zu Nacht die Rast in Eurem Haus,
Dann steigt er mit der Sonne frisch zu Rosse,
Und zieht von Neuem in die Welt hinaus.

Und nun leben Sie wohl! küssen Sie die Kleine und sagen Ihrer lieben Frau meine besten Grüße und Wünsche.

354. An Rapp. Heidelberg, den 3. September 1857.

— Deinem letzten Schreiben nach scheinst Du mir reisefertig. Ueber die Schweiz kann ich Dir nichts sagen, da ich nur ihren nördlichen Rand kenne; eine Reise in das ihr naturverwandte Tirol, die ich einmal machte, rechne ich nicht zu meinen angenehmsten. Es hat da freilich Jeder eigene Bedürfnisse. Für mich gibt es nur zweierlei Reisen, die mich anziehen: Kunstreisen und dann Natur- und Geselligkeitsreisen. Bei den letzteren ist für mich die Geselligkeit die Stimme, die Natur nur das Accompagnement. Sie braucht also nur anmuthig und abwechselnd zu sein, nicht großartig, und Touren, die durch ihre Beschwerlichkeit die gesellige Unterhaltung aufheben, mag ich gar nicht. Wäre ich in Württemberg, so wären mir Schwarzwald, Alb und Bodensee genug.

355. An Vischer. Heidelberg, den 25. Oktober 1857.

— — In Deiner Vorlesung über Iphigenie, auf die ich mich freue, hast Du die beste Gelegenheit, Goethe die schuldige Revanche — wegen der (ut mihi videtur[1])) übermäßigen Bevorzugung Shakespeare's in Deiner Aesthetik — zu geben. Denn eben in der Iphigenie — wie außerdem in Hermann und Dorothea, und freilich überall — aber besonders ausgeprägt ist doch in der Iphigenie dasjenige, wodurch Goethe höher steht, einen höheren Entwicklungspunkt der Menschheit bezeichnet, als Shakespeare. Und eben dadurch ist er der Unsere, in einem Sinn, wie es Sh. durchaus nicht ist, noch sein kann. Es hängt dies freilich noch mit der Höherstellung der dramatischen Form über alle andern zusammen, gegen die ich auch meine Aber's habe. Das Alles hätten wir besprechen sollen; aber es war zu sehr Jahrmarkt, als Du dort warst; es kam des Guten allzuviel zusammen. So machts einem das Leben. Lange hat man gar nichts, dann wird man überhäuft und hat auch wieder nichts. O weiser Onkel Hiller! Solon, Solon!

356. An Rapp.

Heidelberg, den 9. November 1857.

— Ich unterhielt mich die letzte Zeit herzlich schlecht. Deßwegen schrieb ich nicht. Ist man verstimmt, so sei man's für sich, theile nicht seine Verstimmung meilenweit Anderen mit. Und warum denn verstimmt? fragst Du. Ich frage wieder: Was ist denn überhaupt Verstimmung und antworte: Lebensstockung. Und das Leben ist am Ende — wenigstens bei einem Menschen, der sich, wie ich, auf nichts Gescheidteres versteht — Thätigkeit. Ich bin noch in keiner neuen drin. Das ist der Punkt. Ich habe für Luther zu lesen angefangen, darunter mich des alten Mathesius Predigten über Luther's Leben sehr angesprochen haben. Er hatte als Student eine Zeitlang den Tisch bei Luther gehabt und predigte nach dessen Tode als Pfarrer in Joachimsthal seinen Bergleuten über Luther's Leben. Ehrlich und tüchtig; neben Luther's Schriften Hauptquelle. Um nun aber Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die inneren Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in dieselben hineinleben. Letzteres ist nicht leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemüthszustände widrig und das Resultat derselben, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sage ich mir aber, diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch Du, mit Allem, was Dir an Ueberzeugungen theuer ist, stehst darauf; es kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinne nach. Gut, ich thu's, und übersetze mir jene Anfechtungen und deren Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luther's Zustände? Luther's Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch welche mittelst einer Reihe von = und wieder =, Luther's Gesetz und Evangelium in Kant's kategorischem Imperativ und Schiller's ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Du siehst, an welchem Knoten ich mich zerarbeite. Darum denke ich oft: Laß Du Luther Luther sein und schreibe: „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller," da wirst Du mehr plaisir daran haben; ist auch leichter. Leichter? Aber das eben wirft mich dann wieder der anderen Aufgabe zu, die mich durch ihre Schwierigkeit reizt. O Rapp, was hast Du für einen närrischen Freund! Zum Glücke ist er einmal nicht geboren, das ist schon hieraus klar. Wozu dann? Ja wenn wir das wüßten.

357. An Zeller. Heidelberg, den 13. Novemberr 1857.

Deinen Lebensabriß Schweglers[1]) habe ich diesen Morgen gleich vorgenommen, um ihn nicht aufzuhalten, und beeile mich, Dir denselben hiebei, mit meinem Dank für die Mittheilung, zurückzusenden. Ich wüßte nichts daran zu ändern, finde ihn vielmehr so wie er ist, seinem Zweck vollkommen entsprechend, und wenn man den spröden Stoff bedenkt, in dem Du zu arbeiten hattest, sehr gelungen. Denn weder die Persönlichkeit, noch der Lebensgang Schweglers waren eigentlich biographischer Natur. Das hast Du durch Einflechtung der Charakteristik in die Erzählung, durch Einrückung von Briefstellen u. dergl., trefflich zu verstecken gewußt. Und getroffen hast Du den Mann gewiß vollkommen.

Nachdem ich mit dem Lebensabriß zu Ende war, nahm ich gleich den Artikel über das Concordat[2]) vor, und habe mich an diesem noch ungleich mehr als an jenem erfreut. Hier war Stoff und Aufgabe Dir homogener und hast Du auch wirklich Deine ganze Stärke entfaltet. Klarheit, Methode und Gründlichkeit, der Verein von wissenschaftlichem Blick mit praktischem Takte, von Schärfe mit Billigkeit und Milde, machen diese Arbeit zu einem wahren Muster- und Meisterstück. Und in der praktischen Beziehung auf Württemberg hast Du dir dadurch eine Bürgerkrone verdient. Dein Incognito werde ich beobachten, nur in Absicht auf Gervinus laß mich eine Ausnahme machen. Die Arbeit wird ihn an und für sich freuen, aber mehr als doppelt, wenn ich ihm sage, daß sie von Dir ist.

— — Deine Sendung hat mir auch den Schlüssel in die Hand gegeben zu verschiedenen Stellen eines Briefs, den ich vor etlichen Tagen erhalten habe[3]). Das ehrliche alte Semikolon schrieb mir, zunächst über meinen Hutten, wobei es mit mir sich wohl zufrieden äußert, um so weniger mit meinem Helden. Es hat nämlich erst aus meinem Buch erfahren, daß derselbe in seiner letzten Zeit damit umging, in

1) Vgl. Br. 351. — 2) „Das würtembergische Concordat und seine Folgen." Aus der „Minerva" von Bran. Jena 1857. (Anonym.)

3) Das Folgende bezieht sich darauf, daß Zeller in seiner Schrift über das Concordat der Ermahnung nachgekommen war, welche ihm Strauß in dem „Papierreisenden" (worüber Br. 340) in scherzhafter Form ertheilt hatte, durch Zerlegung der langen Perioden in kleinere, durch Semikolons getrennte, seinen Stil zu verbessern.

seinen Schriften bei einer neuen Ausgabe die meisten Semikolon in Punktums zu verwandeln. Dies weiß sich das gute Ding nur aus der Schwächung von Huttens Geisteskräften durch seine Krankheit zu erklären, über die es sich bei dieser Gelegenheit ein paar sehr spöttische Bemerkungen erlaubt. Nun setzt es aber ganz stolz und muthig hinzu, heut zu Tage erlebe es das umgekehrte. Selbst Solche, die es früher entbehren zu können geglaubt, ziehen es wieder in ihre Dienste. Natürlich, wie wolle man auch das nöthige Semikolon zwischen dem Staat und der katholischen Kirche ohne stylistische Semikolons aufrecht erhalten? Hier schien nun mir das alte Haus seinerseits vor Altersschwäche zu faseln, da ich die Anspielung nicht verstand. Es setzte hinzu: nachdem ihm an der Lahn eine so schwere Eroberung gelungen, hoffe es auch am obern Neckar noch Boden zu gewinnen. Auch dies verstehe ich erst durch deine Sendung recht.

358. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Dezember 1857.

— — Ich freue mich, daß Du die poëtische Sendung freundlich aufgenommen; sie wollte mich schon wieder reuen. Ich habe mich in letzter Zeit auch auf ähnliche Weise mit Dir beschäftigt, indem ich ein Exemplar des Jahrbuchs schwäbischer Dichter[1]), wovon mir mein früheres, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen war, antiquarisch an mich brachte, und Deine 2 Novellen wieder las. Sie erschienen mir wie gemeinsame Jugendwege, auf die man im Alter, oder wenn Du willst, aus einer andern Welt, zurückblickt. Innig vertraut, und doch durchgemacht, absolvirt; ein wehmüthig heiteres Gefühl. Allein auch davon abgesehen, bleibt insbesondere der Felix Wagner auch an und für sich ein köstliches Stück, worüber ich wieder recht herzlich gelacht habe.

Mit einer neuen Arbeit will's meinerseits nicht recht fort. Ich habe hier und in Darmstadt mich in der Luther-Litteratur umgesehen und theilweise versehen, d. h. Bücher in's Haus geschafft; aber noch nicht eigentlich angebissen; der Widerwille vor dem theologischen Geschmack des Stoffs ist zu groß. Freilich machte ich beim Mustern der Litteratur die überraschende und einladende Entdeckung, daß auch über Luther durchaus noch nichts Rechtes vorhanden ist. Andererseits lockt mich aber die Idee, „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis

1) Vgl. S. 26, 1).

Schiller" zu schreiben. Ich ärgere mich so über das ächt deutsche Gerede, daß erst ein Engländer, Lewes, ein lesbares Leben Goethe's geschrieben habe.

Da bin ich eben wieder in den Schubart hineingekommen. Indem ich mit der Hoyers[1]) Wittwe um die von mir einst benutzten Briefe handle, schickt sie mir einen Pack, der zwar jene nicht, dafür aber, nebst 15 Stück mir unbekannter (auch wenig bedeutender) Briefe Schubarts an seine Eltern, eine Menge Schreiben seines Vaters, seiner Brüder und des Schwagers Böckh enthält, aus denen doch Manches für seine Biographie hervorgeht. Ich würde unter den kleineren Posten jedenfalls Bürger und Schubart in den Kreis meiner Arbeit ziehen, und letztere ganz neu machen. Einstweilen habe ich aus den Briefen eine Schnurre, das Leben der Barbara Streicherin (Sch. Briefe, I, S. 290) in 10 Kapiteln[2]), herausgearbeitet, und an Rapp geschickt. In den Briefen von Böckh kommt eine Stelle vor, die man dem Märklin telegraphisch in die Ewigkeit nachschicken sollte, da sie, selbst in Abrahams Schoos, sein Glück noch erhöhen würde. Sie heißt: „Unser Jacob (Bruder Schubarts) ist nur 9 Tage nach dem frommen Gellert gestorben. Angenehme Gesellschaft in die Ewigkeit".

359. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 8. Dezember 1857.

Durch Ihr angenehmes Schreiben vom 4. d. Mts. haben Sie mir große Freude gemacht. So sehr ich Ihr vorübergegangenes Unwohlsein bedauere, so hat es mir doch den Gewinn gebracht, daß Sie mein Buch über Hutten in einem Zuge lesen konnten, welches demselben freilich zum Vortheil gereichen mußte. Was Sie über das Buch äußern, könnte einen Andern vielleicht eitel machen; da ich von der Wärme Ihres Lobes den Antheil abzuziehen weiß, den Ihre freundschaftliche Neigung für den Verfasser daran hat, so soll es mir nicht schaden, sondern nützen, indem es mich aufrichtet und ermuntert. Und der Aufrichtung, das wissen Sie ja, bedarf ich immer, bedurfte ihr aber kaum einmal mehr als jetzt, wo ich, noch immer für keine neue Arbeit entschieden, wenn Sie zu dieser innern Stockung die äußere Reizlosig-

1) Schubarts Schwestersohn; vgl. Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 17.
2) Ges. Schr. II, 355.

keit meines Lebens hinzurechnen, wahrhaftig nicht zu beneiden bin. Wie sehr wünschte ich, daß Sie hier wären! Im Gespräch mit Ihnen wäre mir gewiß schon klarer geworden, welcher von beiden Planen der meiner Natur gemäßere ist.

Damit bin ich denn auf den Gegenstand gekommen, um dessen willen ich Ihnen heute schon schreibe. Ich ging diesen Nachmittag mit Gervinus spazieren. Schon vor mehr als 8 Tagen sagte er mir von dem Brief, den er von Ihnen erhalten, und von dessen Inhalt[1]). Er war sehr verdrießlich über die Wendung, welche die Sache genommen, und sagte, er wisse nicht, was Ihnen antworten, da die Angelegenheit bereits in ein falsches Geleis gebracht scheine. Heute bat er mich nun, auch in seinem Namen Ihnen zu schreiben. Häusser habe sich dahin ausgesprochen, er wolle dem Minister vorschlagen, Ihnen 1200 Thlr. anzubieten. Nun schreiben Sie, daß man dort am Ende wohl auch so weit gehen werde. Wenn dies geschieht, so wären Sie, falls die Sache auf dem jetzigen Boden bleibt, gefangen. Um jeden Preis daher müßte gesucht werden, Sie auf einen Boden zu bringen, wo nicht die ökonomische Frage, sondern die moralische Ihrer Rückkehr in das Feld, aus dem Sie vertrieben worden, und der Genugthuung, welche in Ihnen der Philosophie geboten wird, den Ausschlag gibt. Was Ihnen die Entscheidung der Sache in diesem Sinne an den sächsischen Höfen etwa schaden möchte, das gewinnen Sie vor dem Publikum. Dieses wird den vermeintlichen Undank gegen jene Höfe schonender richten, als den Schein, der im andern Fall entstünde, als hätten Sie sich durch das Nichtgenug des Angebots von hier aus abhalten lassen, demselben zu folgen. Und bedenken Sie nur auch dies. Wenn Sie kommen, so gräbt sich die Geschichte der Ihnen gewordenen Genugthuung in die Tafeln der Geschichte deutscher Philosophie ein; bleiben Sie, so verwischt sich die ganze Sache. Also, wenn es Ihnen noch möglich ist, suchen Sie noch einen Ausweg, der es Ihnen freistellt, wenn Ihnen jenes Anerbieten gemacht wird, zu sagen: Nun nehmet mir nicht übel, da man mich von dort so anständig einladet, so unterlasset es, weiter zu bieten. Gesetzt auch, Ihr bötet mir ebenso viel, so lege ich zwar zu Eurem Gebot noch die Verbindlichkeit, die ich für Euch habe, daß Ihr zuerst mich wieder auf den Katheder berufen; aber

1) Es handelte sich um Fischers Zurückberufung nach Heidelberg.

in die Wagschaale des Badischen Anerbietens lege ich die Satisfaktion, die darin nicht blos für mich, sondern für die freie Wissenschaft liegt, und diese, verzeiht mir, überwiegt.

Möchten doch die Sachen so stehen, daß Sie einen ähnlichen Ausweg noch ergreifen könnten.

360. An Vischer.

Heidelberg, den 24. Dezember 1857.

— — Was Du über Luther und sein Verhältniß zu Hutten schreibst, ist freilich wahr. Hutten besaß eigentlich die religiöse Ader gar nicht. Du schreibst gewissermaßen tadelnd von seinem antikisirenden Tugendbegriff. Aber was haben denn wir? Doch nicht den Lutherischen Glauben? Der ist für das Unternehmen, mich mit L. einzulassen, ein großes Hinderniß. Denn so wie er liegt, ist er etwas rein Irrationales, ja Scheußliches. Ergänzung oder vielmehr Ersetzung der eigenen Gesetzerfüllung durch die, und obenein das Leiden, eines Andern. Es klingt wie Blödsinn, wenn mit so vielem Pathos die Uebertragung des Verdiensts von Heiligen auf uns verworfen wird, da doch, wenn Verdienst einmal übertragbar ist, es ganz einerlei ist, ob es von Einem aus dies ist oder von Hunderten. Nun heißt es aber: Von diesem Lutherischen Glaubensbegriff ist eine so große, geistesbefreiende Bewegung ausgegangen; er kann also kein bloßer Unsinn sein. Gut, so suche ich ihn also tiefer zu nehmen, und sage: er ist das ernst sittliche Bewußtsein, daß Idee und Erscheinung auch in diesem Felde, d. h. Gesetz und Werk, sich nie decken, und daß mithin nie in der Erscheinung, der Gesammtheit der Handlungen, sondern einzig in der im Individuum zum Leben gekommenen sittlichen Idee selbst die Deckung des Deficit, die sittliche Versöhnung zu finden ist. Diese im Individuum lebendig gewordene sittliche Idee müßte dann der durch den Glauben in's Innere aufgenommene Christus sein 2c. Allein abgesehen davon, daß diese Lehre der Osiandrischen, Schwenkfeld'schen 2c. näher steht, als der Luther'schen, daß uns Luther, wären wir mit solcher Auslegung seiner Lehre gekommen, in die Hölle verflucht haben würde — so kommen wir mit solcher Allegorisirung ganz ins Bodenlose. So könnte man im Fetischismus die tiefsten Ideen nachweisen. Hegel hat ganz Recht, wenn er sagt, es komme nicht darauf an, was in einer Vorstellung, sondern was bei ihr heraus, für das Bewußtsein ist. Heraus aber ist bei diesem Lutherischen Glauben etwas äußerst Krasses

Diese crassities ist es überhaupt, was mich an Luther so abstößt. Oder genauer gesagt, das Unfreie, Knechtische, dieses ewige Zittern vor dem göttlichen Strafgericht, das dann auch in der Befreiung, wegen der Art, wie es diese sucht, unfrei und illiberal bleibt. Der äußerste Gegensatz gegen das in sich freie und einige Bewußtsein der antiken Welt. Du siehst, wie tief ich hier noch stecke, wie ich noch lange nicht an dem Plane mit Luther angebissen habe. Und doch läßt mich derselbe auch nicht an den andern mit den Poëten kommen.

Es geht mir wie dem Esel des Buridan. Aha, sagte Hr. N., das ist ja der Esel, der gesprochen hat. Es scheint, Sie wollen sticheln, versetzte ich; übrigens hat Buridan's Esel nicht gesprochen; im Gegentheil, nicht einmal gefressen hat der arme Kerl. Man sieht, Sie sind in der biblischen Geschichte fester als in der der Philosophie. Der Esel des Buridan war kein heiliger, sondern ein philosophischer Esel, deswegen ist er auch verhungert &c.

361. An Rapp. Heidelberg, den 2. Januar 1858.

— Diesen Morgen haben mich meine Kinder nach 8tägigem Aufenthalt wieder verlassen und ich bin wieder ganz allein. Es ist mir sonderbar zu Muthe. Ich empfinde, wie uns doch eigentlich nur die Familie an die Welt und Wirklichkeit bindet. Denn ich wandle wie im Traum.

Nun will ich mir morgen oder übermorgen die neueste Ausgabe von Luthers Schriften bei Häusser holen, um zu sehen, ob ich's unternehmen kann, ihn neubacken zu machen, wie Du sehr wohl sagst. Es wird jedenfalls langsam gehen, ja vor Ostern sich kaum entscheiden, ob es eine Arbeit für mich ist.

Die Abhandlung über den Verfasser des Simplicissimus wirst Du unterdessen im 2. Bande[1]) selbst gefunden haben. Mich freut, daß Du das wackere Buch schätzest, das gewiß auch sittlich ist. Die Gesichtspunkte, unter welchen es schätzbar ist, scheinen mir zu sein: 1. als Quelle für die Zustände Deutschlands in der 2. Hälfte des 30jährigen Kriegs; 2. als Sprachdenkmal (von dieser Seite ist es höchst achtungswerth, seine Prosa kernhaft und kräftig, seine Poesie zum Theil — wie das Nachtigallied gleich im Anfang — nicht ohne

1) Von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung (5. Aufl. III, 486 ff.).

Süssigkeit); 3. als einer der ältesten deutschen Romane, die, im Gegensatz zu den phantastischen Ritterromanen aus dem wirklichen Leben genommen waren. Der Held wird durch verschiedene Stände hindurchgeführt, nicht ohne Anklänge an den Schelmenroman. Die Geschichte ist nicht minder eine Bildungsgeschichte in ihrer Art als die des Wilhelm Meister. Am Anfang zeigt sich schon die Hobbes-Rousseau'sche Lust auf Naturzustände zurückzugehen; am Schlusse wird der Roman zur Robinsonade.

362. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Januar 1858.

— — Der Hutten wird, wie ich sehe, überall besprochen, auch fast überall gelobt, nur freilich nirgends mit Verstand. Der kann nun füglich hintennach kommen. Durch die Artigkeit des Verlegers kommt mir das Meiste zu, was über das Buch öffentlich gesagt wird; und so wenig das, wenigstens bis jetzt geeignet war, mich über meine Arbeit aufzuklären, so interessant ist mir doch der Ueberblick über die Durchschnittsbildung unserer Zeit, der sich mir dadurch eröffnet. Da sehe ich denn freilich, daß ein Begriff von dem, was eine Biographie ist und soll, gar nicht existirt. Von der Geschichte denkt man sie sich nur quantitativ verschieden, etwa wie eine Special- von einer Generalkarte; da sie doch durch das in ihr durchherrschende Prinzip des Individuellen, der Persönlichkeit, von jener qualitativ geschieden ist. Daß die Leute von der jedem Kunstwerk, wenigstens jedem solchen, das in irgend einer Art geschichtlich ist, unerläßlichen Objectivität keinen Begriff haben, versteht sich ohnehin. Die Art, wie sich dies meinem Buch gegenüber äußert, ist nicht selten spaßhaft. Was Du in Betreff der respectiven Kälte und Wärme desselben so vortrefflich äußerst, drückte ein Recensent in einer Hannöverschen Zeitung, wenn ich seine Sätze zusammenrücke, etwa so aus: „Ein vortreffliches Buch, ein wahrer Krystallspiegel; aber verdammt kalt. Uebrigens bleibt der Verfasser nicht immer so kalt, sondern bisweilen empfindet er mit seinem Helden und wird warm. Aber diese Stellen sind die schwachen des Buchs, Bläschen in dem Spiegel; wir möchten lieber, er wäre durchaus kalt und objectiv geblieben. Indessen machen wir ihm aus jenen wärmeren Stellen des Buches keinen Vorwurf, da sie uns die sonstige Kälte seines Buches erträglicher machen." Du begreifst, daß ich für einen solchen Tadel vieles Lob nicht nehmen würde. Davon, daß irgend Jemand von der so wesent-

lichen Funktion des Humors in der Biographie (als welche es mit der Brechung der Idee im unendlich Kleinen zu thun hat) eine Ahnung hätte, ist ohnehin keine Rede. Und doch liegt in der Art, wie sich Humor und mitfühlendes Pathos gegenseitig binden und wieder abwechselnd vorschlagen, und in der Feinheit und Leichtigkeit der Uebergänge von dem einen Verhalten zum andern (um einen Ausdruck Deiner Aesthetik zu gebrauchen) die wahre Weinblume der Biographie.

Wie ich in das biographische Wesen allmählig hineingekommen (um auf eine Anfrage Deines vorletzten Schreibens zu antworten), darüber kann ich Dir wenig sagen, was Du nicht schon wüßtest. Schon in meiner frühern Zeit zeigten meine Arbeiten über Kerner und über Schleiermacher und Daub eine Hinneigung zu dem Fach. Meine spätere Arbeit aber, über L. Bauer, gehörte demselben ganz an. Die tiefen Athemzüge des soeben frei Gewordenen, die in dem kleinen Aufsatz hörbar sind, machen mir denselben noch immer werth. Dann kamen, noch in demselben Jahr 1847, Julian und Schubart. Nach Ablauf der 48er Wirren gab mir 49/50 des Freundes Tod auf's Neue den biographischen Griffel in die Hand. Das Büchlein über Märklin steht in der Mitte zwischen der Biographie und dem éloge; dem einfachen Stoff kommt die wärmere Gefühlsbeleuchtung ebenso zu Statten, wie einer Landschaft in gleichem Fall. Je mehr das Gefühl an dieser Arbeit Antheil gehabt hatte, um so tiefer verstimmte mich die schändliche Aufnahme, welche dieselbe fand. Erst nach einiger Zeit sah ich mich durch Briefe etlicher Maler, die ich mitgetheilt bekam, unvermerkt auf das biographische Feld zurückgelockt, und fühlte mich so behaglich in demselben, daß ich nach den Urkunden über Frischlin ausging und sie erhielt. Auch dieses Buch wurde entweder ignorirt oder schief beurtheilt (Carrière: das L. J. habe ich nur negativ zu behandeln gewußt; das solcher Lumpen aber wie Frischlin und Schubart behandle ich in breitester Ausführlichkeit); aber es verstimmte mich nicht, weil ich in der Ausarbeitung die reinste sich selbst genügende Künstlerfreude genossen hatte. rc.

Was Du mir über Luther sagst, ist ganz gut und gewiß richtig; aber zu allgemein, um mir über das Einzelne hinwegzuhelfen. Doch

graphien meist unnütz aufgehalten. Es ist unglaublich und doch wahr: auch über ihn existirt nichts auch nur einigermaßen Befriedigendes.

363. An Käferle.

Heidelberg, 14. Januar 1858.

Aus Deinem l. Briefe die freundliche Aufnahme zu ersehen, welche Du dem Ritter geschenkt, ist mir sehr erfreulich gewesen, obwohl ich es von Deinem gastlichen Hause zum Voraus überzeugt war. Ich finde überhaupt, daß es ihm bisher nicht übel ergangen, und er nur etwa in Menzel einen Lötz [1]) gefunden hat.

Seit der Ritter mich verlassen, habe ich nicht viel gemacht. Einen Aufsatz über Spittler, den Historiker und nachmaligen Württembergischen Minister, den ich für eine Zeitschrift schrieb [2]), hoffe ich Dir, wenn er gedruckt, wenigstens zum Lesen mittheilen zu können. Wegen einer neuen größeren Arbeit habe ich lange geschwankt, und hat mich das Wehthun der Wahl ganz unglücklich gemacht. Endlich habe ich mich entschlossen, Vitas poëtarum Germanorum inde a Klopstockio usque ad Schillerum [3]) zu schreiben. Die Poëten haben mir's doch einmal angethan, und da es bei mir selbst zu keinem gelangt hat, muß ich den wirklichen am Zeuge flicken.

Und gerade von der Höhe des Humanisten- und Reformationszeitalters, wo ich mit Hutten stehen geblieben, ist der Ausblick auf jene Blüthezeit der deutschen Litteratur besonders interessant. Die klassische Litteratur der Deutschen ist die Tochter des Humanismus und der Reformation. Unsere klassischen Schriftsteller sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisirtes Christenthum ist. Ebenso waren sie aber ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden. Klopstock dichtete seine Messiade nicht mehr lateinisch, wie Frischlin die Hebräis. Eine entsprechende Umwandlung war aber andererseits in dem Protestantismus vorgegangen: er war, oder wurde doch in unseren klassischen Dichtern immer mehr — zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die konfessionelle Farbe, so streift sie in Wieland und Lessing sich ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort, und

1) Ueber dessen Benehmen gegen Hutten Strauß Hutten Ges. Schr. VII, 48 ff. zu vergleichen ist. — 2) Ges. Schr. II, 83 ff. — 3) „Leben deutscher Dichter von Klopstock bis Schiller."

Goethe und Schiller stehen und bauen auf diesem freien Boden weiter.

Und wie nun alles Leben ein Pulsiren ist, ein Pendelschwung, der das Centrum bald rechts bald links zur Seite läßt, so ist es merkwürdig, wie die deutsche Litteratur, wenn wir den Protestantismus als ihren Vater, die humanistische Richtung als ihre Mutter betrachten, in ihren Hauptvertretern abwechselnd die Aehnlichkeit bald mit dem Vater, bald mit der Mutter vorschlagen läßt. Dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten ist gleich Anfangs Klopstock, während Wieland ebenso bestimmt in die mütterliche Familie sieht; eine Ausgleichung erfolgt in Lessing und Herder; aus der aber sogleich wieder Goethe und Schiller mit den deutlichen Zügen von Erasmus und Luther hervortreten.

Von solchen allgemeinen Gesichtspunkten, die man im Voraus faßt, bleibt zwar in der wirklichen Ausarbeitung, wie ich aus Erfahrung weiß (cf. meinen Brief [1]) an Dich über den Plan zu Hutten mit dem Buche selbst) in der Regel blutwenig; doch sind sie nicht ohne Nutzen; sie führen uns, wenn auch nicht durch die Sache, doch in sie hinein. — —

364. An Rapp. Heidelberg, den 29. Januar 1858.

— — Mit meinen Arbeiten ist seit meinem letzten Brief gleichfalls eine Krisis eingetreten. Nachdem ich mich ein Vierteljahr lang bemüht hatte, mich in den Luther hineinzulesen und mir Appetit zu einer Arbeit über ihn zu machen, habe ich es zuletzt als vergeblich aufgeben müssen. Ich sehe ein, daß Hutten der äußerste Punkt ist, bis zu welchem ich mich der Reformation nähern kann; über ihn hinaus beginnt das Theologische, zwischen welchem und mir eine unübersteigliche Kluft befestigt ist und bleibt. Ich habe mich daher an das Thema der deutschen Dichterleben von Klopstock bis Schiller gemacht.

365. An Zeller. Heidelberg, den 31. Januar 1858.

Für Deine freundliche Bemühung zu Gunsten meines Hutten [2]) sage ich Dir den herzlichsten Dank. Daß es mit der Allg. Ztg. irgend

1) Brief Nr. 329. — 2) Eine Anzeige desselben, die von der Augsb.

einen Spuck in der Sache geben würde, darauf war ich gefaßt. Es ist eben ein Elend, daß von den 2 gelesensten deutschen Zeitungen, die eine (die Kölnische) ganz, die andere stark $^3/_4$s ultramontan ist. Daß Du für Deinen Artikel anderwärts eine Stelle suchen, und dabei die Allg. Ztg. nicht schonen willst, damit bin ich auch schon für mich ganz einverstanden, selbst wenn ich mich hierin nicht nach meinem Ritter richten müßte, der immer gern dabei war, wo es Händel gab.

Daß ich mit Deiner Verfasserschaft der Schrift über das Concordat gegen Mohl herausplatzte, dessen habe ich mich nachher genug geschämt, und es ist freundlich von Dir, daß Du es nicht stärker rügst. Ich ging zu ihm, weil ich bei ihm Notizen zu dem Aufsatz über Spittler für Hayms Zeitschrift zu finden hoffte (die ich dann aber doch nicht fand), und da dachte ich im Augenblick, er werde die Sache wohl schon aus Deinem Hause wissen; war dann aber sehr betroffen, als er's nicht wußte, und bat ihn das Geheimniß zu bewahren. Haym, da ich von dem rede, hat mich kürzlich gebeten, ihn und seine Zeitschrift Dir in Erinnerung zu rufen.

Hiebei erfolgt das Rappianum. Er hätt' es nur noch einmal abschreiben sollen. Du kannst's an Ostern — oder also Pfingsten, selbst wieder mitbringen. Ließe sich denn bis dahin nicht eine Zusammenkunft und kleiner Landaufenthalt wie vor 3 Jahren zu Stande bringen? Deine l. Frau käme mit Baur herunter, und hier würde ich mit Gervinus mich anschließen, um Dich etwa schon an Ort und Stelle, d. h. in Auerbach, oder wo es wäre, anzutreffen? Das Wirthshaus, höre ich, habe sich, in Folge der Heirath des Wirths etwas gebessert. Legs doch Baur recht an's Herz; es waren so hübsche Tage damals, und man ist recht närrisch, daß man sich solche nicht öfter macht. Auch ist mir's immer noch unverschmerzt, daß er und Gervinus sich damals nicht kennen lernten, die nothwendig große Freude an einander haben müßten.

— Was meinen Arbeitsplan betrifft, so habe ich seit 14 Tagen entschieden umgesattelt, d. h. den Plan mit Luther dran gegeben, und mich an die Poetenlebensläufe gemacht. Ich fand, daß ich, indem ich eine Zeitlang jenem erstern Plane nachging, dem Einfluß eines von mir hochgeehrten Mannes (Gervinus) mehr nachgegeben hatte, als ich meiner Natur nach thun darf. Ich muß mich 1) an Biographien

halten und darf mich 2) mit der Theologie nicht mehr einlassen. Hic murus aheneus esto[1]). Ich lese und sammle nun für Klopstock.

366. An Vischer.

Heidelberg, den 9. Februar 1858.

— — Nun bitte ich mir nur aus, daß Du nicht sagst, da ich schon so weit über die Schöll'sche Arbeit Bescheid wisse, soll ich die Anzeige machen. Ich werde es gewiß nicht thun, da mir andere Erfordernisse fehlen, ich auch meine größere Arbeit eben in ihrem Anfang nicht unterbrechen darf.

Diese ist allerdings, wie Du verlangst, auf einen Cyclus berechnet, der unter dem Titel: „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller" — in einzelnen Lieferungen, jedesmal Einen Poëten enthaltend, (wo nicht bisweilen eine Gruppe von diis minorum gentium[2]) dazwischen geschoben wird) erscheinen soll. Der Klopstock gewinnt weit mehr Interesse für mich, als ich gedacht hätte. Ich bin freilich noch nicht am Messias, der den eigentlichen Kelch bildet, sondern noch an den Briefen, Lebensumständen und gelegentlich auch Oden. Das enthusiastische Buch von Cramer: Er und über ihn, ist doch für meine Zwecke ganz gut; vortrefflich aber die kleine Schrift von Mörikofer über Kls. Aufenthalt in Zürich. In den Oden steckt doch stellenweise ächte, aus dem Tiefsten quellende Poesie. Und wenn Bodmer in Zürich zu Kl. sagt: „Wir hatten in dem Dichter des Messias einen strengen, heiligen Jüngling erwartet" — und Klopstock zur Antwort gibt: „habt Ihr gemeint, ich esse Heuschrecken und wilden Honig?" — so spricht hier so ganz der Dichter als solcher, daß man nur bedauern muß, wie Kl. durch seine Transscendenz eben zum Theil das Recht verwirkt hatte, so zu sprechen. Aber die Aufhebung dieser Transscendenz, erst in schlechter Art bei Wieland, dann als volle Sättigung bei Goethe, bis die eingesogene in Schiller praktisch überquillt — das, in kurzen, schlechten Worten ausgedrückt, ist der dialektische Proceß und das schließliche fabula docet[3]), wie mir scheint, einer solchen Poëtengeschichte. Ich arbeite also ganz in meinem Beruf, indem ich meiner Neigung folge, und daß ich Recht gethan, die mir eingeredete Luthersidee gegen die andere aufzugeben, sehe ich schon aus der ganz ver-

1) „Das sei eine eherne Mauer" (Horaz). — 2) „Geistern zweiten Rangs."
3) = Endergebniß.

schiedenen Stimmung, in die mich letztere versetzt. Sie macht mich wohlgemuth, bei jedem Schritt, den ich in dem Material vorwärts thue, gehen mir Lichter auf; während mich jene verstimmte und ein beständiges Tappen im Finstern war. Angst ist mir's in dem Cyklus nur auf Herder; etwas von ihm zu lesen, ist mir schrecklich, ihn zu lieben, mir schwerlich möglich, und ich schildere doch nur gern, was ich lieben kann. Doch cum Deo et die[1]) war der Wahlspruch des Erbauers unserer Vaterstadt.

367. An Schöll. Heidelberg, den 15. Februar 1858.

So sehr ist unsre Correspondenz aus dem Takt gekommen, daß ich durchaus nicht bestimmt darauf zu kommen weiß, ob ich Dir, außer den drei Theilen Sophokles, auch noch für das Carl Augustsbüchlein den Dank bis heute schuldig geblieben bin. Es hat mich in allen seinen Theilen, ganz besonders aber durch die Anekdoten am Schlusse erfreut, die zudem so volksthümlich erzählt sind, daß sie im Rheinischen Hausfreund hätten stehen können. Habe ich Dir dies schon einmal gesagt, so nimm es eben auch zum zweiten Mal an. Auch was Du mir von Deiner Bearbeitung des Sophokles geschickt, hat mich höchlich interessirt. Freilich, je trefflicher ich insbesondere die Chorgesänge übertragen fand, desto schmerzlicher bedauerte ich, daß Du nicht Gelegenheit hast, am Pindar fortzumachen, da man sich für den Sophokles schon noch mit den vorhandenen Uebersetzungen behelfen könnte, während vom Pindar eine lesbare (meines Wissens) nicht existirt. In Deinen Einleitungen sind mir die zeitgeschichtlichen Nachweisungen, wie schon ehedem in Deinem Werk über Sophokles, höchst anziehend gewesen. Auch Deinem Beweise, daß im Sophokleischen Text spätere Interpolationen stattgefunden, kann ich mich nicht entziehen. Aber ich halte es für eine gefährliche Sache. Die Beweisgründe sind nur innere, nur subjectiver Art, und, wie mir scheint, zum Theil sehr unsicher. Wie z. B. der, daß dem Dichter keine Tautologie, kein Zweimalsagen des Nämlichen, zuzutrauen sei. Da fragt sich erstlich: ist es wirklich beidemal ganz dasselbe? und zweitens: gibt es nicht Fälle, wo es dem Dichter erlaubt, ja gerathen ist, etwas zweimal zu sagen? Eben des Subjectiven der Kriterien wegen greift dann der Zweifel immer mehr um sich, und

1) „Mit Hülfe Gottes und der Zeit".

nichts bleibt mehr sicher. Luther würde diese Art von Skepsis als Teufelsanfechtung betrachtet haben; der gebildete, nicht griechisch verstehende Leser aber, der Deine Arbeit zu seiner Erholung zur Hand nimmt, dankt Dir für diese Zweifel, wie der Tischnachbar, dem Du ein Haar auf seinem Teller zeigst.

Um so mehr macht es mir Freude, was mir Kuno Fischer schreibt, daß es im Werke sei, Dich nach Göttingen zu ziehen. Dann wäre für solche kritische Reizungen der normale Abzugsweg gefunden. Möchte es wahr werden! Dann liesest Du über Sophokles und Pindar, und bringst die Uebersetzung des Letzteren zu Ende, ohne die des Ersteren liegen zu lassen. Auch könnte man eher zusammenkommen. Gib mir ja bald Nachricht, wie es mit der Sache steht.

Aber halt! ich muß es anders angreifen, um vor Jahresfrist einen Brief von Dir zu bekommen. Ich muß Dir einen Auftrag geben, eine Gefälligkeit von Dir verlangen, Dir eine Mühe machen. Dazu findest Du dann gewiß die Zeit. Höre also. Ich habe, in Erwägung (diese Erwägungen kannst Du selbst ergänzen) &c. mich entschlossen, eine Serie „Deutscher Dichterleben von Klopstock bis Schiller" zu schreiben. Bin also jetzt an Vorarbeiten zu Klopstock. Wem wäre seine Fanny unbekannt? Aber wem auch bekannt, wie der Kaufmann in Eisenach hieß, den sie, spernens poëtam[1]), heirathete? ja, wie sie selbst mit dem wirklichen unpoëtischen Vornamen (M. S. druckt Klamer-Schmidt) hieß? Ob noch Nachkommen — und was dergl. ein neugieriger Mensch, wie ein biographus ist und sein muß, gerne wissen möchte. Ferner, ihr Bruder, J. K.(?) Schmidt, ist ja in Weimar abgestorben. Ist von dem noch Näheres bekannt? zog er sich als Mann im Amt ganz von der Litteratur zurück? Endlich: Klopstock informirte in Langensalza einen Kaufmannssohn Namens Weiß, den er ein Genie nennt und einen künftigen Poëten in ihm sieht. Weiß man von dem weiterhin etwas?

Siehst Du, da hast Du nun eine Reihe hübsch formulirter Fragen. Nun versuch's und lasse sie Jahre unbeantwortet.

368. **An Rapp.**

Heidelberg, den 25. Februar 1858.

— Mit meiner Arbeit am Klopstock sieht's jetzt aus, wie auf einer Strecke, wo man eine Eisenbahn baut. Ueberall Karren und Schaufeln und aufgegrabenes Erdreich. Aber trotz aller Schubkärrcherei wächst meine Freude an der Sache täglich. Ich hoffe mich und die Freunde zu erfreuen. Der Allgemeinen Zeitung hatte Zeller einen Artikel über meinen Hutten geschickt, der ihm aber zurückgesendet wurde, weil in jetziger Zeit seine Einrückung nicht zu wagen sei (d. h. weil das Blatt ultramontan ist); er wird nun in Prutz' „Deutsches Museum“ [1]) erscheinen; auch die beiden (F) und (V)ischer brüten an Artikeln darüber, nur nehmen sie sich etwas lange Zeit.

Neulich schrieb mir ein junger Italiener aus Paris einen originellen Brief. Er habe um ein Mädchen angehalten, sei aber seines geringen Vermögens wegen abgewiesen worden. Nun sei er die Beute der tiefsten Melancholie. Ob ich ihm keinen Trost aus der Philosophie wisse? wenn nicht zur Heilung, doch zur Linderung. Guter Junge!

369. **An Rapp.**

Heidelberg, den 13. April 1858.

— — Ich habe Georginen auf die Konfirmation ein Büchlein zum Andenken an ihre Großmutter, meine Mutter, geschrieben [2]). Sie las es an 2 Abenden mir und dem Bruder vor und die beiden Kinder fielen mir mehrmals mit Thränen um den Hals.

370. **An Rapp.**

Heidelberg, den 4. Juni 1858.

— Was Schlosser betrifft, so ist er in seinen Schriften vor Allem als Charakter zu fassen und kann folglich begreiflicherweise nur von solchen, die selbst Charakter haben, geschätzt werden. Daß die Andern das Beste, was von ihm zu profitiren ist, nicht profitiren, d. h. nichts von ihm lernen können, ist ganz richtig. Auch daß er kein Schilderer, kein Ranke ist, hat seine Richtigkeit, so gewiß, als es unverzeihlich vom Eichbaum ist, daß er keine Aprikosen trägt. Ich bin der Letzte, der behaupten möchte, daß ihm Schlosser's Art genug thäte, aber sein Poltern hat trefflich gewirkt in einer schlaffen Zeit und hat sich in seinen Schülern, Gervinus und Häusser, die gleichwohl das

mann will mit Familie auf den Herbst hieher ziehen. Tollerweise aber brennt er mir in seinem Brief eine volle Salve amerikanisch-republikanischen Enthusiasmus gerade in's Gesicht. Ich will ihm hierauf sehr bestimmt antworten, damit in dieser Hinsicht unsere Stellung unzweifelhaft sei.

371. **An Kuno Fischer.**

Heidelberg, den 3. Juni 1858.

— — Ihre Schillersrede [1]) habe ich gleich in Einem Zuge durchgelesen, und sie hat nun ganz anders als im Manuskript auf mich gewirkt. Daß das Manuskriptlesen mich stört, war zwar immer meine Erfahrung; warum das aber bei einer Arbeit von Ihnen doppelt der Fall sein muß, ist mir jetzt erst klar. Man muß dem raschen Zuge Ihres Denkens ohne äußeres Hinderniß folgen können, muß mit dem Rhythmus Ihrer Dialektik Takt und Schritt halten können, um überhaupt mit Ihnen fortzukommen. Bleibt man Einmal hinter Ihnen zurück, so holt man Sie nicht mehr ein. So gelesen hat mir nun diese Ihre Rede auch zum erstenmal den vollen Eindruck Ihrer lebendigen Redegabe vom Katheder, die ich als solche durch Erfahrung leider nicht kenne, gegeben. Nun ich hoffe, die Zeit kommt doch noch, wo ich einmal hier mich unter Ihre Zuhörer mischen kann. Mit dem Inhalt der Rede bin ich nun in allen Hauptpunkten einverstanden, indem ich einsehe, wie das, was etwa über Manches sonst noch zu sagen wäre, durch Ihre Betrachtungsweise nicht ausgeschlossen wird. Ungemein freue ich mich, nun auch bald Ihre zweite Schillerrede zu lesen [2]), und eine dritte de Schillero per philosophiam renato [3]) krönt dann vielleicht einmal das Ganze.

Für Ihre Anzeige meines Hutten [4]) nehmen Sie meinen innigsten Freundesdank. Die Liebe, mit der Sie dabei von vorn herein auf meine persönliche Art eingehen, ist von mir tief empfunden worden und macht mich für alle Zeiten zu dem Ihrigen, so weit ich das nicht schon vorher war. Daß im Schriftsteller auch der Mensch erkannt wird, ist ein seltenes Glück, und ich fühle wohl, daß Sie mir in

1) „Die Selbstbekenntnisse Schillers" (Vortrag vom 4. März 1857). Frankfurt a. M. 1858. — 2) Diese ist vom 10. März 1858 und erschien u. d. T. „Schiller als Philosoph" Frankfurt 1858. — 3) Ueber Schillers

diesem Stücke haben Ersatz geben wollen für manche Verkennung, die mir widerfahren ist. In Ihrer weitern Auseinandersetzung haben Sie manchen leitenden Gesichtspunkt, der bei mir zu tief im Thatsächlichen stecken geblieben, lichtvoll hervorgehoben. Warum ich Hutten oft den Ritter schlechtweg nenne, davon geben Sie die Gründe, aus denen ich es durfte, richtig an; warum ich es aber so oft that, errathen Sie doch nicht. Ja, theuerster Freund, wenn Sie sich einmal auch auf Ihre alten Tage als Biograph zur Ruhe setzen sollten, wählen Sie sich immerhin einen Helden, der mit Kirche und Staat, aber ja keinen, der mit einem deutschen Hülfszeitwort auf gespanntem Fuße steht, wie Hutten mit dem unentbehrlichen Zeitwort haben. „Hutten hat" oder „hat Hutten" geht zur Noth noch; aber „hatte Hutten" und „hätte Hutten" oder „Hutten hatte" und „Hutten hätte" — wie oft glauben Sie, daß ich diesen λᾶας ἀναιδὴς[1]) immer auf's Neue aus meinem Wege schaffen mußte? — und dabei mußte dann allemal der Ritter herhalten.

— Wenn Ihr Serenissimus mir etwas gnädig ist, so könnte er es jetzt zeigen. Lassen Sie sich sagen wie. Ein gewisser Julius v. Eichel-Streiber in Eisenach, oder vielmehr dessen Mutter, ist als Urenkel im Besitz von Briefen Klopstock's an Fanny. Ich schloß einen Brief an ihn dem Freund Schöll ein, und der schickte ihn mit eigener und Staatsrath Stichling's Recommandation ab. Allein die Antwort des jungen Herrn an mich war kurz ablehnend. Ich klagte es Gervinus; der meinte, da müsse diplomatischer Vorspann helfen. Ich schrieb dies an Schöll; der antwortet, es sei eine derartige Intrigue von ihm eingeleitet, aber sie sei von langer Hand und die Wirkung zweifelhaft. Hätten nun Sie Gelegenheit, meines Vorhabens, das sich auf Goethe und Schiller sammt Karl August hinaus erstreckt, vor den Allerhöchsten Ohren εὐκαίρως[2]) zu gedenken, und welches Hemmniß mir hier entgegentrete, dem vielleicht ein Allerhöchstes Wort mit einem Zauberschlag — — — ꝛc., so wollte ich Ihrer Begabung als Engel'scher Philosoph für die Welt diejenige Huldigung zollen, mit welcher ich freilich ohnehin bin

der Ihrige und auch Ihrer lieben Frau

ergebenster

D. F. Strauß.

---

1) „Störrischen Felsblock" Homer Odyssee XI, 597. — 2) „In geeigneter Weise."

372. An Rapp.

Kissingen, den 18. Juni 1858.

Wenn unsere liebe und getreue Mimi [1]) in den „friedlichen Blättern" Widersprüche findet, so ist ihr Solches nicht auszureden, denn sie hat Recht; vielmehr wäre ihr nur deutlich zu machen, wie solche Durchgänge durch den Widerspruch in dem geistigen Entwicklungsgang eines Mannes, besonders wenn er früh hervortritt, natürlich sind. Mich betreffend liegt der Thatbestand so klar wie möglich da. Ich war geistig zu schnell und schmal aufgeschossen (Leben Jesu), die Folge war ein vorübergehendes Ermatten, eine Art Wachsfieber (Friedliche Blätter); bis hierauf die Natur sich kräftigte und verhältnißmäßig auch mehr in die Breite ging (Dogmatik). Die Allegorie ließe sich noch weiter fortsetzen, wenn solches nicht immer verdrießlich wäre.

373. An Rapp.

München, den 4. Juli 1858.

— Ich kam unwohl an und es wurde nur langsam besser (Pfeufer hatte mir etwas verordnet). So kam es, daß ich erst vorigen Donnerstag meine Kunstausgänge anfing. Ich begann mit der neuen Pinakothek, die ich noch nicht gesehen hatte. Diese sollte eigentlich Museum Rottmann heißen, so weit überragen diese Landschaften Alles, was sonst in der Sammlung ist, selbst Kaulbach's Zerstörung Jerusalems und Schorn's Sündfluth nicht ausgenommen. Dem Rottmann hatte der Erdgeist den Bau seiner Rippen, die Lagen und Linien seiner Gebirge und die Züge seiner Niederungen geoffenbart wie vor ihm Keinem. Daß er in seiner letzten Zeit damit nicht mehr zufrieden war und auch mit Lichtern zaubern, ja zuweilen mit Lichteffekten kokettiren wollte, ist ein Beweis, wie auch der Genius der Versuchung unterliegt. — Am Freitag war ich dann in der alten Pinakothek und sah nach unsern alten Freunden. Unser Gelehrter schien mir den Ort verändert zu haben: er ist von der Thüre ab, wo es ihm wahrscheinlich zu sehr zog, an die lange Seitenwand gerückt, sonst aber ganz wohl auf; der Geiger noch immer selig. Frau van Dyck hat noch immer den stillen Leidenszug in dem feinen Gesicht und Francesco Francia's Madonna blickt noch immer in seliger Anbetung auf das Kind. — Nur wir Menschen werden mittlerweile alt und haben zu thun, um der ewigen

Jugend der Kunst wenigstens in unserem Gemüth empfänglich zu bleiben.

Die dii deaeque [1]) der Glyptothek werden von mir erst am Montag, in Gesellschaft von Neumann's Töchtern und seinem Neffen aus Amerika, eine Aufwartung erhalten. Daß nämlich ein jüngerer Bruder Neumann's vor 6 Jahren als reicher Kaufmann in Savannah, Staat Georgien, wieder aufgetaucht ist, weißt Du. Nun ist der 2. Sohn, ein sehr anstelliger Junge, hier, und in Jahresfrist wird der älteste, des Vaters Compagnon, erwartet, um sich um die Hand der Cousine, meiner ehemaligen Schülerin, zu bewerben. Ein wirklicher Roman, besonders auch sofern der brüderliche Krösus einst mit einem Sechser in Neu-York ankam, der ihm überdies alsbald gestohlen wurde.

Als ich eben fort wollte, ließ sich ein Privatdocent der Philosophie, Huber [2]), bei mir anmelden, und kam dann zum Besuch. Er sagte, meinen theol. Schriften, besonders der Dogmatik, Vieles zu verdanken; er schreibe jetzt über den Scotus Erigena. Da er aber im Verlauf der Gesprächs verwundert fragte, ob denn nicht Baur durch W. Thiersch widerlegt sei, und ich hierauf meine Ansicht über den jetzigen Stand der Theologie etwas stark aussprach, schien er doch etwas bestürzt von mir zu gehen.

In P. Heyse's Litteratur-Blatt hat Vischer eine Anzeige meiner operum & opusculorum biographicorum [3]) angefangen, die sehr liebenswürdig ist. Sie geht bis jetzt bis zu Schubart incl. —

374. An Vischer.

München, den 15. Juli 1858.

In Beantwortung Deines Schreibens vom 5. d. Mts. erlaube, daß ich Dir zuerst mit wenigen Worten meinen innigen Dank ausspreche. Heyse brachte das Heft seines Litteratur-Blattes, worin Dein mich betreffender Artikel [4]) steht, zu Neumann, mit dem er mich auf der Bibliothek gesehen hatte, und da ich eben selbst zu Neumann kam, so sprachen wir uns einen Augenblick. (Als ich ihn später, dieser Ar-

1) „Götter und Göttinnen". — 2) Derselbe, welcher sich später als einer von den Vorkämpfern des Altkatholicismus bekannt gemacht hat. — 3) „Größeren und kleineren biographischen Arbeiten." — 4) „Fr. Strauß als Biograph" jetzt Krit. Gänge N. F. H. 3. S. 1—91.

tigkeit wegen, besuchen wollte, war er mit Familie auf's Land gezogen.) Wie wohl mir die Freundeshand gethan hat, die in jenem Aufsatz über die Contouren meines Wesens und meiner Arbeiten hinstreicht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du setzest fort, was Du im Jahr 1838 begonnen, und es ist liebenswürdig, wie Du des Landsmanns und Spielkameraden Laufbahn von Anfang bis zu Ende (denn eine neue Phase steht ihr nicht mehr bevor) umschreibst. Es ist mir leid, daß ich's so gar nicht vergelten kann; da ich dieses aber, wie Du selbst früher andeutetest, nur als Todtengräber leisten könnte, so wollen wir wünschen, daß es gar oder doch noch lange nicht möglich werde.

Etwas Anderes von Dir, was ich mit Vergnügen hier las, ist Dein Aufsatz über Inhalt und Form in der Kunst[1]). Es ist nicht recht, daß Du einem von solchen Arbeiten nichts sagst; hätte mir diese der Dr. Meyer, den Du in Heidelberg kennen lerntest, und der jetzt am Starnberger See ist, nicht gebracht, so hätte ich nichts davon erfahren. Deine Auseinandersetzung hat mich sehr befriedigt, sowohl in Bezug auf ihren eigentlichen Gegenstand, als was Du gelegentlich über den philosophischen Materialismus sagst.

— Bei Genelli wurde ich auf Deinen Gruß hin freundlich aufgenommen, kneipte auch einen Abend mit dem närrischen Kauzen.

Die Kunstausstellung ist erst im Werden, doch war ich mehreremal darin und habe schon Manches sehen können. Sie wird sehr reich werden. Das Resumé für den gegenwärtigen Stand der Kunst, das sich daraus ergibt, solltest Du ziehen. Seibertz, der im Comité ist, hat mir den Zutritt verschafft. Zu ihm hatte mich Pecht geführt, den ich von Dresden her kannte. Auch im Theater war ich mit Pecht einmal. Ist aber kein Mann für mich. Er spielt den Momus unter der hiesigen Malerwelt, und mich sollte wundern, wenn ihn nicht Kaulbach schon in dieser Rolle karikirt hätte, wozu sich seine knirpsartige Figur trefflich eignet.

Im Theater war keine einzige classische Oper die Zeit; nur die 3 Candidaten und den Fechter von Ravenna sah ich, ohne vielen Genuß.

---

375. An Rapp.

München, den 16. Juli 1858.

— — — — — Bei dem Maler Genelli, auf den mich Vischer aufmerksam machte, einen Carton, den Raub der Europa vorstellend, gesehen, voll griechischen Schönheitssinns. Am meisten freut mich aber, daß ich Kaulbach besser verstehen und schätzen gelernt habe. Pfeufer führte mich auf sein Atelier, das ich dann, auf K's Einladung noch einmal, während er eben malte, besucht habe. Bisher hatte ich von ihm eigentlich nur die Zerstörung Jerusalems gesehen, die mich durch Stoff und Ausführung nur abstieß. Jetzt sah ich, unter einer Menge anderer, großentheils höchst anziehender Entwürfe, einen Carton und 2 Farbenskizzen nebst dem Anfang der Untermalung eines kolossalen Bildes: der Schlacht bei Salamis. Das wird, wenn es ausgeführt wird, wie es entworfen ist, ein ausgezeichnetes Bild werden. Groß gedacht, trefflich gruppirt und im Einzelnen voll Leben und Schönheit. Im linken Hintergrunde springt Xerxes vom Thron auf (entlehnt aus der herodotischen Erzählung von der Thermopylenschlacht), sein Historiograph läßt entsetzt den Griffel fallen u. s. w.; im rechten Hintergrunde steht Themistokles auf dem Verdeck des Admiralsschiffs, ruhigen Blicks die Schlacht überschauend; im rechten Vordergrund Aristides mitten im Schlachtgewühl; im linken Vordergrund läßt das Scheitern eines Schiffs die reizendsten Frauenkörper sehen; und zwischen Vor- und Hintergrund links steigt aus dem Meere Glaukos der Meergreis auf, dem Xerxes die Ketten, die er ins Meer versenkt, zerrissen hinaufzeigend. Es ist mir ein wahrer Stein vom Herzen, daß ich einen Künstler, dessen Bedeutung ich nicht verkennen konnte, nun auch aufrichtig anerkennen und bewundern kann. Ihm menschlich näher zu kommen bedürfte es längerer Zeit, da er sich in eine etwas mephistophelische Artigkeit hüllt.

Glückselig aber muß ich immer wieder vor allen hiesigen Malern Rottmann preisen, zumal er auch, dem Solonischen Wort gemäß, schon gestorben ist. Während um die erste Stelle in dem höchsten Zweige der Malerei (der historischen) sich Cornelius und Kaulbach streiten, doch so, daß selbst ohne den Rivalen der Andere immer nicht entschieden als ein Erster und Vollendeter gelten könnte, ist in dem unter-

monumentalem Werth, nur leider in einem barbarischen Klima aufgestellt; wie sie denn von beiden [1]) schon gelitten haben. Insofern ist es gut, daß die griechischen Landschaften in der neuen Pinakothek in Sicherheit gebracht sind. Will man aber den Gesammtwerth beider Serien gegeneinander abwägen, so glaube ich, daß sich die Wage auf die Seite der Arkadenbilder neigen wird. Es freut mich auch, daß ich den trefflichen, anspruchslosen Mann noch gekannt habe, und durch ihn in die Pinakothek eingeführt worden bin. Es ist etwas gar so Schönes, in dieser Weise todt zu sein.

Eine hübsche Begegnung hatte ich hier auch, mit der englischen Uebersetzerin meines L. J., die jetzt die Frau von Mr. Lewes, der das Leben Goethe's geschrieben hat, ist [2]). Wie sie von meinem Hiersein hörten, wollten mich beide besuchen, trafen mich aber nicht. Wie ich am andern Vormittag hinging, traf ich nur sie. Ich hatte sie schon einmal in Köln, als Miß Evans, kurz gesehen, wo sie aber noch gar nicht Deutsch sprechen konnte. Jetzt geht's damit besser. Sie ist in den 30ern, nichts weniger als schön, aber ein fast durchsichtiges Gesicht, voll Ausdruck mehr noch von Gemüth als Geist. Zwischen einem Mann und einer Dame als Uebersetzerin findet doch immer eine mystische Ehe statt. Wie ich ging, sagte die Gute: „Wie Sie herein kamen, war ich so erfreut, daß ich gar nicht konnte sprechen."

376. An Rapp. Heidelberg, den 23. Juli 1858.

— Von Oehringen fuhr ich mit Georgine früh 6 Uhr ab und als wir um 9 Uhr gegen Kerner's Haus hin kamen, ließ ich halten und wir giengen hinauf. Kerner lag noch im Bett und sah so alt und verfallen aus, daß mich der Anblick sehr erschütterte. Mein Besuch freute ihn sehr und auch ich bin froh, daß ich ihn gemacht habe. Es ist Zeit, das Letztvergangene zu vergessen und sich an die bessere Erinnerung früherer Jahre zu halten, in denen ich eben doch dem Alten viel schuldig geworden bin.

---

1) Dem Klima und den Barbaren. — 2) Noch bekannter unter dem Schriftstellernamen George Elliot.

377. An Zeller.

Heidelberg, den 24. Juli 1858.

— — Seit Dienstag bin ich nun wieder hier, und las gestern Deinen Artikel über Bunsen[1]). Er ist ein Meisterwerk in Deiner Art, die Dir Keiner nachmacht. Ich möchte sie eine unerbittliche Milde nennen. Du scheinst den Gegner nur zu streicheln, während Du ihm jedes Glied zermalmst. Während dem ganzen Lesen brummte ich: Viel zu glimpflich! bis ich am Schlusse fand, daß von dem Mann gar nichts mehr übrig war.

378. An Vischer.

Heidelberg, den 6. August 1858.

— — Seit drei Wochen bin ich also wieder hier. Ich kann es nicht verschmerzen, daß wir nicht miteinander in München waren. Auf dem Rückweg sah ich in Ulm bei Haßler[2]), außer den alten Bildern, die ich kannte, zwei überaus schöne Porträts, die er Holbein zuschreibt und die dessen wohl würdig sind. Das weibliche Bildniß ist besonders lieblich. Ich fragte gleich, ob auch Du die Bilder gesehen habest? Freilich hat er sie gesehen, antwortete er, und ist schier ein Narr darüber geworden.

— Schreib doch den Modeaufsatz für's Morgenblatt. Du kannst ihn in Baden schreiben, und ich schlage dann vielleicht den schon lang projectirten Aufsatz de Schillero comico[3]) unter Deiner Anleitung zu Faden.

379. An Rapp.

Heidelberg, den 8. August 1858.

Eben habe ich das Exzerpt aus Klopstock's Deutscher Gelehrten-Republik beendigt und mir Kant's Schriftchen „über den Streit der Fakultäten" zur Vergleichung herausgeholt. Diese Gelehrten-Republik ist ein seltsames Ding: Es wird erdichtet, daß alle deutschen Poeten, Philosophen, Juristen, Philologen ꝛc. sich zeitweise zu einem Landtag in einem Eichenhain versammeln, dabei in Zünften sich berathen und beschließen, z. B.: „Wer 5 Jahre und 7 Tage nichts anders gethan hat, als mittelmäßige Bücher übersetzt, wird Nachtwächter". Wieland wird wegen Nachahmung beinahe, Lessing wegen Einmischung von

Fremdwörtern in die deutsche Sprache wirklich verurtheilt. Dabei finden sich aber zahlreiche Kernsprüche, z. B. der: „Jetzt ist unsere Sprache ein tiefgewurzelter, hoher, vielästiger, fruchtvoller Baum, dem aber hie und da etwas Laub fehlt rc.“ oder: „Der deutsche Schriftsteller soll keinen größeren, ja beinahe keinen andern Stolz haben, als den, für seine Nation zu arbeiten rc.“ — Ich bin bei der Arbeit über Klopstock einen seltsamen Weg gegangen. Seine wichtigsten Schriften — den Messias guten Theils, — ebenso die Oden und die Dramen ganz, hatte ich in jungen Jahren gelesen. So gieng ich nun an die Briefe und andre Lebensnachrichten, die an 100 Oertern zerstreut sind, und erst zuletzt daran, seine sämmtlichen Werke mit der Feder in der Hand durchzulesen. Mit 8 Bänden bin ich fertig — restiren noch zwei. Gelesen also habe ich den Messias aegerrime[1]), die Oden magna cum voluptate, licet interdum interrupta[2]), die Dramen paucissima cum aedificatione[3]), endlich die Gelehrtenrepublik multa cum curiositate[4]).

Schlosser traf ich wieder ganz wohl; er klagte, daß die jüngeren Geschichtschreiber, auch Gervinus, in der Geschichte so wenig auf Moralität halten und doch sei Gervinus selbst ein so moralischer Mann.

380. An Vischer. Heidelberg, den 18. August 1858.

— — Löbell über Klopstock (den 2. Theil über Wieland habe noch nicht gelesen) gibt brauchbares Material, ist aber durchaus gelehrtformlos — kurze, sehr im Allgemeinen sich haltende Vorlesungen, und Anmerkungen resp. Excurse —; der wäre keine Concurrenz.

Die Arbeit über Klopstock, d. h. die Vorarbeiten, mit denen ich nun aber bald zu Ende bin, fährt fort, mir Vergnügen zu machen; ich erfreue mich insbesondere seines treuen deutschen Patriotismus. Ganz ungemein ergötzlich ist, in seinen Arbeiten über deutsche Metrik zu finden, wie er Anfangs ganz schüchtern den Griechen nachfolgen will; dann die deutsche Verskunst der griechischen an die Seite setzt, bis er endlich im Homer, ja in der ganzen Grundlage der griechischen Prosodie, immer mehr Mängel entdeckt, welche die deutsche über sie heben. Heut las ich in ihm folgenden schönen Satz (Werke X, S. 199 f.):

1) „Mit starkem Widerwillen“. — 2) „Mit großem, wenn auch zeitweise unterbrochenem Genuß“. — 3) „Mit sehr wenig Erbauung“. — 4) „Mit vieler Neugierde“.

„Ueberhaupt wandelt das Wortlose in einem guten Gedicht umher, wie in Homer's Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter.“

381. An Rapp.

Heidelberg, den 27. August 1858.

— In Frankfurt traf ich, nach langer musikalischer Fastenzeit, eine Aufführung des Don Juan. Man ist dann um so andächtiger, wenn man so lange gefastet hat. Ich genoß zwei Stunden reines — —

Hier kamen zwei Fremde; es war ein Professor Cherbuliez aus Genf, ein lieber, gemüthlicher Alter, mit seinem Sohn; ich erinnere mich den Namen schon oft als litterarische Notabilität in Zeitungen gefunden zu haben, ohne daß ich mich doch besinnen könnte, in welchem Fach. Dagegen kannten die Leute meine theologischen Sachen und der Alte nannte mich beim Abschied seinen lieben Lehrer. —

— Glück. Was ist dieser Mozart für ein Mensch! Ich hatte wenige Tage vorher wieder Mörike's kleine Novelle[1]) gelesen, die ja auch auf den Don Juan Bezug hat und in der That manche gute Bemerkung, manchen feinen Zug enthält. Man gab die Oper mit Recitativen statt der gemeinen Sprechscenen; so weit ist man nun; wie lange wird man sich noch das Werk am Schluß verstümmelt bieten lassen und den Höllenspuk als Ausgang dem von Mozart gedichteten vorziehen?

382. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 4. September 1858.

Schon vor 14 Tagen verlangte mich's, Ihnen zu schreiben, und ich unterließ es nur, um das Kreuzen unsrer Briefe zu verhindern. Ich hatte nämlich damals Ihre Vorlesung über Schiller als Philosophen vom Verleger erhalten, auf die ich mich längst gefreut hatte, und die ich daher in Einem Zuge durchlas. Sie hat mir großes Vergnügen gemacht, mich ganz befriedigt. Stoff und Behandlungsart stimmen aufs Schönste überein. Eine wesentliche Lücke in der Schillerlitteratur ist ausgefüllt, und so, wie es außer Ihnen Keiner konnte. Als ich Abends mit dem Lesen fertig war, ging ich spazieren, und was hätte ich nicht drum gegeben, wenn es mit Ihnen hätte sein können! Ihre Gedanken hatten mich lebhaft erregt, und ich mußte mir

---

1) „Mozart auf der Reise nach Prag.“

unwillkürlich Schillers spätere Dichtungen, die Dramen vor Allem, nach Ihren Gesichtspunkten construiren. Daraus sehen Sie schon, was ich zu Ihrem Plane eines 3. Theils sage. Sie müssen ihn schreiben, denn er wächst aus dem Bisherigen von selbst heraus. Ich sage nicht, daß Sie denselben sogleich schreiben sollen; vielmehr wäre es erwünscht, wenn Sie vor dem Wiederlesen der Dramen Ihren bisherigen Gedankengang einen Augenblick vergessen, sich zu denselben rein genießend verhalten könnten, damit eine Betrachtungsweise die andere berichtigen oder doch ergänzen möchte. Von constructiver Verschärfung des vorliegenden Objects ist mir in Ihrer Vorlesung nur ein Fall, bei Klopstock, bemerklich geworden. Goethe wird in der Schiller'schen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst als derjenige Dichter construirt, der sentimentale Objecte naiv dargestellt habe. Nun stellen Sie diesem den Klopstock als genaues Gegenstück gegenüber:

Sentimentalia native repraesentata [1]):	Nativa senimentaliter repraesentata [2]):
Goethe.	Klopstock.

Allein Schiller sagt nur: zwar sei Klopstocken jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, mit der die naiven Dichter ihre Gegenstände schildern, nicht ganz abzusprechen, er zeige besonders da, wo sein eigenes Herz der Gegenstand sei, nicht selten eine große Natur und reizende Naivität; nur liege hierin seine Stärke nicht, diese Eigenschaft lasse sich nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen, sein unterscheidender Charakter sei vielmehr der eines sentimentalischen Dichters. Es verhalten sich also nach Schiller bei Klopstock Naives und Sentimentalisches nicht wie Stoff und Form, sondern wie Neben- und Grundform. — Doch ich schäme mich dieser Kleinigkeitskrämerei.

Ihre Jenaischen Festlichkeiten [3]) haben auch auf uns, wie überall, einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht. Es war, was so selten ist, eine Idee in diesem Fest, und zwar eine ächtdeutsche, zeitgemäße und uns innigst befreundete. Das freie deutsche Geistesleben, wie es auf unsern bessern Universitäten sich entwickelt hat, machte darin nicht blos gegen den Obscurantismus, sondern auch gegen jenen Materialismus, der die Universitäten in polytechnische Schulen verwandeln möchte, Front.

Ein lebendiger Bote von dort war uns Zeller[1]), der mit Baur von Tübingen und Hitzig von Zürich mehrere Tage dieser Woche uns durch seine Gegenwart erfreute. Wir waren mit Gervinus öfters zusammen, und auch Mohl war eine angenehme Begleitung.

— Die Erklärungen zu Kaulbach's Bildern würde ich an Ihrer Stelle nicht machen. Der Erklärer ist in solchem Falle immer des Malers Famulus. Dazu sind wir zu gut, und wenn Kaulbach Raphael wäre. Er soll's dem Carrière übertragen, den hat er ja in der Nähe.

383. An Zeller.

Heidelberg, den 7. Dezember 1858.

— — Ich würge mich an dem Klopstock herum, nicht mit dem Vergnügen, das man an einer Arbeit haben soll; der Stoff ist zu wenig biographisch; hätt' ich nicht so viel schon dran gethan, so ließ ich's liegen. Dem Sybel habe ich eine Anzeige von Stahrs Lessing für seine Zeitschrift versprochen, wenn ich mit dem Kl. fertig bin. Seine Revolutionsgeschichte habe ich nun auch gelesen, mit Belehrung und Vergnügen, denn seine Forschung scheint gründlich und seine Darstellung ist angenehm; wenn ich etwas auszusetzen hätte, so wäre es etwas zu viel Tendenz.

— In unserem l. Vaterland haben die Pfaffen wieder ein hübsches Stück aufgeführt. Mehring[2]) hat den Rapp förmlich zur Rede gestellt wegen meines Aufenthalts in Münkheim, und Wullen war der Denunciant, der Spuren zu haben behauptete, daß die Gemeinde daran Anstoß genommen. Ich schrieb gleich ein offenes Sendschreiben an den M. und wollte es in den Beobachter schicken. Allein Rapp bat mich, es zu unterlassen. Ich schrieb nun die Geschichte an den Wächter-Spittler, bei dem ich eine Art Zutritt habe, bin aber noch ohne Antwort.

384. An Zeller.

Heidelberg, den 11. Januar 1859.

— — Nach Münkheim kann ich nicht, und werde auch nicht mehr hinkommen. Es waren nicht blos die Pfaffen, sondern auch

1) Welcher von Marburg zu dem Fest deputirt war. — 2) M. (geb. 1798, gest. 1889) der Generalsuperintendent, Wullen der Dekan der Diöcese, zu welcher Untermünkheim gehört; der letztere Rapps Compromotionale. Weiteres über diese Vorgänge bei Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 48 ff.

unter den Bauern hieß es, ich sei per Gensdarm forttransportirt worden; der Gensdarm aber war — Vischer mit seinem Bart &c. Für solches Volk gehören solche Pfaffen und sind insofern in ihrem Recht.

385. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 21. Februar 1859.

— — Dies führt mich auf Ihren Gedanken, die Schicksalsidee in Schiller's Tragödien zum Gegenstand eines Vortrags zu machen. Wenn ich sie nur außer der Braut von Messina irgendwo bei ihm antreffen könnte. Ich meine nämlich das Schicksal im strengen, antiken Sinn, als Vorurtheil, praejudicium. Im weitern Sinn (außerdem, daß ich es nie billigen kann, wenn man einen terminus im sogenannten weitern Sinn, d. h. unbestimmt, nimmt) findet es sich in jeder ordentlichen Tragödie, ist also bei Schiller nichts Besonderes. Ich weiß wohl, er spricht und schreibt um die Zeit, da er die alten Tragiker kennen lernte, viel vom Schicksal, namentlich auch im Wallenstein; aber gerade in dem ist nicht mehr Schicksal, als im Hamlet, Macbeth &c. auch. Sie wissen, ich lasse mich belehren; aber bis jetzt ist das meine Ansicht.

386. An Rapp.

Heidelberg, den 27. Februar 1859.

— Ein Poët [1]) hat mir sein soeben erschienenes Trauerspiel „Franz von Sickingen" zugeschickt. Manche gute Gedanken, aber viele schlechte Verse. Ich muß ihm ehestens antworten. Er ist ein gelehrter Mann, hat kürzlich 2 Bände über Heraklit geschrieben. —

387. An Rapp.

Heidelberg, den 13. März 1859.

— Was Catull vor allen römischen Dichtern, insbesondere auch vor Horaz auszeichnet, ist seine ungemeine Natürlichkeit und Frische. Von den 3 übersetzten Gedichten ist das auf den phaselus [2]) so schlank und reingeformt wie eine antike Vase; ächt antik, gibt es explicite und ausdrücklich fast nur Anschauungen (von den Orten, wo der phaselus als Baum gestanden und als Schiff vorbeigefahren). Die Empfindung bringt es nur in 3 Versen epigrammatisch hinten nach. Und doch durchdringt diese Empfindung als elegische Seele das ganze

1) Ferd. Lassalle. — 2) „Den Kahn."

Gedicht. Das andere Gedicht auf die Halbinsel spricht uns durch den vollen Gefühlserguß fast modern an. Das Gedichtchen an Cicero [1]) (der einen Proceß für ihn gewonnen haben muß oder so was) ist ein unübertreffliches Muster eines poëtischen Billets.

388. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. März 1859.

Hier habe ich Dir noch ein paar Catulliana übersetzt, da sie Dir Freude machen [2]). Unter den 115 Stücken seiner Sammlung sind nun noch etwa $^1/_2$ Dutzend sehr anmuthige, erotische Lieder, auch ein schönes und sittengeschichtlich merkwürdiges Hochzeitgedicht; dann kommen Elegien und hexametrische Gedichte, zum Theil Uebersetzungen aus Kallimachus u. A., endlich eine Anzahl Epigramme. Diese aber, sowie auch

---

1) Dieses Gedichtchen — Carmen XLIX — lautet in der Uebersetzung von Strauß:

An M. T. Cicero.

O beredtester aller Remusenkel,
Markus Tullius, derer welche leben,
Welche lebten und künftig leben werden:
Dank, den herzlichsten, sagt Dir heut Catullus,
Er, der schlechteste sämmtlicher Poëten;
So der schlechteste sämmtlicher Poëten,
Wie der trefflichste Du der Advokaten.

2) Eine von diesen weiteren Uebersetzungen, diejenige von Carmen XIII, lautet:

Einladung zur Mahlzeit.

Trefflich sollst Du bei mir, Fabullus, speisen,
Sind die Götter Dir hold, in wenig Tagen,
Wenn ein leckeres, reiches Mahl Du mitbringst,
Wohlverstanden, mit einem hübschen Mädchen,
Wein und Witz und unendlichem Gelächter.
Bringst Du dieses mit Dir, dann wirst Du, sag' ich,
Trefflich speisen, mein Bester; denn im Beutel
Deines Freundes Catullus hausen Spinnen.
Ich dagegen verspreche, lauter Liebe
Beizutragen und alle Zärtlichkeiten;
Eine Salbe zumal, die meinem Mädchen
Liebesgötter und Göttinnen gegeben:

ein Theil der übrigen lyrica sind meistens so schmutzig, daß sie uns anekeln. Nicht eben in der schlüpfrigen Art, sondern in derjenigen Form des Schmähgedichts, die wir aus Horazens Epoden kennen. Wenn aber Horaz uns das anziehende Schauspiel einer fortgehenden sittlichen und ästhetischen Läuterung bietet, kraft deren der Verfasser der Episteln und der späteren Oden mit dem der frühsten Satiren und Epoden kaum noch Aehnlichkeit hat, so ist bei Catull etwas der Art nicht zu bemerken. — Sonst bin ich im Augenblick mit einer Recension von Böckings Hutten-Ausgabe beschäftigt, deren erster Band soeben erschienen ist. Er hat mir dieselbe geschenkt und jenen Wunsch geäußert, der nicht abzuschlagen war. Nun ist dieser trefflichen Ausgabe gegenüber das Loben sehr leicht, aber um mich bei dem alten Cerberus in Respekt zu setzen, mußte ich ihn auch zu tadeln wissen. Leute seiner Art halten unsereinen so leicht blos für einen Belletristen; es galt also, ihm zu zeigen, daß ich auch in seinem Handwerk etwas leisten kann, sobald ich mich darauf lege. Es handelt sich hier um Lesarten, Textverbesserungen u. dergl. und ich habe wirklich hier einige Funde gemacht, von denen ich gewiß bin, daß er sie selber annehmen muß, so groß ist ihre Evidenz. Ich habe die Arbeit für die Sybel'sche historische Zeitschrift bestimmt, wie die über Klopstock[1]).

389. An Rapp. Heidelberg, den 25. März 1859.

— Von Catulls Leben weiß man fast nichts. Nach Nicäa in Bithynien kam er im Gefolge eines Prätors (Propraetors) Memmius, über den er aber sich sehr unzufrieden ausspricht, weil er sich seiner Suite nicht im Mindesten angenommen habe (nec faceret pili cohortem. Deßwegen reiste er denn wohl auch allein zurück.

Die Recension von Böckings: operum Hutteni P. I.[2]) ist abgegangen. Sie hat mir Freude gemacht und ihrem ersten Leser, Gervinus, auch.

— Daß ich's ja nicht vergesse: Kuno Fischer schreibt: Rapps Brieschen hat mir den liebenswürdigsten aller Pfarrherrn mit den idyllischen Erinnerungen an Untermünkheim sehr lebendig und reizend vor

390. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 27. März 1859.

— — Wären Sie heute hier, so giengen wir zusammen nach Mannheim in den Figaro. Da Sie nicht da sind, so muß ich wohl allein gehen.

Vom Figaro auf den Wallenstein zu kommen, so hat Ihnen die Art, wie Rapp meines Aufsätzchens[1]) gedachte, eine irrige Vorstellung davon gegeben. Es wurde für den Rapp'schen Familienkreis, incl. meiner Tochter, geschrieben, also ganz in usum Delphini[2]). Ich wollte sie veranlassen, da ihnen zuweilen die Unterhaltung auszugehen schien, den Wallenstein zu lesen und darüber „vernünftige Gedanken" zu haben. Davon können Sie für Ihre tiefer gehenden Untersuchungen so wenig Gebrauch machen, als wer eine Aufgabe aus der höhern Analysis zu lösen hat, von Schmalzrieds Rechenbuch.

Ich freue mich, wenn Sie Ihre Untersuchungen über Schiller fortsetzen.

391. An Rapp.

Heidelberg, den 1. April 1859.

— Diese Diadochenzeit ist freilich eine schreckliche. Und daß man die einzelnen Seleukusse und Antigonusse, das Durcheinander von Schlachten und Gräueln nicht behalten kann, hat selbst Niebuhr von sich eingestanden. Allein die Weltgeschichte braucht auch solche Perioden, denk an die Völkerwanderung. Mit den Perioden der Gestaltung müssen Perioden der Auflösung und Verwitterung wechseln:

Dann umzuschaffen das Geschaffne,
Daß es sich nicht zum Starren waffne —

sagt Goethe. In solchen Perioden ist das Vergehen und Verwesen das Bemerkbare, das stille Werden ist latent. Erst am Ende der Periode sieht man dann aus den Resultaten, daß mitten in der Zerstörung doch verborgene Lebensheerde gewesen sein müssen, an denen das Neue sich vorbereitet. Das Resultat dieser Diadochenzeit ist mit einem Wort das Christenthum. Die Aufgabe jener Zeit war, des großen Alexanders Idee, eine Mischung und gegenseitige Befruchtung griechischer und morgenländischer Kultur wirklich durchzuführen. Diese

———————

Aufgabe ist gelöst worden unter allen Gräueln, welche die Periode entstellten. Unter den Mittelpunkten dieses Bildungsprocesses ist keiner einflußreicher geworden, als Alexandrien. Man könnte Alexandrien geradezu die Wiege des Christenthums nennen, obgleich es auf palästinischem Boden zuerst in die Erscheinung getreten ist. Hier durchdrangen sich Judaismus und Hellenismus. Im Zusammenhang mit Alexandrien bildete sich der Essenismus aus, der nichts anderes als ein jüdischer Pythagoräismus war. Ein platonisirtes Judenthum finden wir in Philo, auf dessen Ideen das 4. Evangelium beruht; und nur seine hellenistische Bildung befähigte den Apostel Paulus, das Christenthum zur Weltreligion zu machen. Also achte mir die aetas successorum Alexandri[1]), wenn ich nicht an Deinem Christenthum zweifeln soll. Wer den Monatrettich gern ißt, darf auf das Mistbeet nicht schelten, worin er gewachsen ist.

— Heute habe ich schon ein gutes Werk gethan, wenn's anschlägt, einen jungen Mann, der sich vom Theologen zum Oberreallehrer herausgearbeitet und über seine theologischen Skrupel etwas geschrieben hat, ermahnt (er hatte sich an mich gewendet und schien mir ein Mensch von ernstem Streben), seine Schrift, so lange man noch Morgens Feuer im Ofen habe, hineinzuwerfen.

392. An Kuno Fischer. Heidelberg, den 10. Mai 1859.

— — Was Sie mir über Ihre ferneren Schillerstudien schreiben, hat mich sehr interessirt, und besonders freut mich, daß Ihnen der Faden philosophischer oder wie sie heißen möge — Entwicklung abgerissen ist. Nun erst habe ich den Glauben, daß Ihnen auch dieses Stück gelingen wird. Ich lese eben Thorwaldsens Biographie von einem Dänen Namens Thiele; ein in vieler Hinsicht sehr mangelhaftes Werk, das aber in allerhand Beispielen zeigt, wie der Künstler die Ideen seiner Werke empfängt. Da sieht er im Vorbeigehen einen jungen Römer in besonderer Stellung unter der Hausthür lehnen — und nach Hause gekommen modellirt er einen Apoll; ein Knabe, der ihm Modell steht, lehnt sich ermüdet zurück, und gibt ihm die Idee seines ruhenden Hirten. Auch der Dichter empfängt nicht anders: er

Situation, Verwicklung u. s. w. ergreift ihn, und der Keim zu einem Drama, Roman rc. ist entstanden. Freilich, daß ihn jetzt dieses ergreift, jenes gleichgültig läßt, was vor 10 Jahren, oder nach ebensovielen, vielleicht umgekehrt sich verhielte, ist Ergebniß innerer Entwicklung. In der Wallensteinszeit würde Schiller von jener Erzählung, welche den Räubern zu Grunde liegt, nicht mehr zu einer Dichtung sich angeregt gefunden haben. Es ist also allerdings ein Faden, ein Moment der innern Nothwendigkeit da, aber es ist nur das Eine, das Andere ist das aperçu, das Zufällige, und gerade das ist das eigentlich Poëtische und überdies dasjenige, welches befruchtend das außerdem blos Mögliche zum Wirklichen macht.

393. An Gervinus.

Heidelberg, den 8. Dezember 1859.

— — Von Böcking habe ich bald nach Ihrer Abreise eine Antwort auf meinen Brief erhalten, in der er nun ausführlich seine Beschwerden [1]) aussprach, und zwar noch immer sehr gekränkt, doch, wie mir schien, einer Verständigung nicht abgeneigt sich zeigte. Darauf hin schrieb ich ihm noch einmal, und habe nun auf diesen 2. Brief heute eine Antwort erhalten, mit der die Sache, so weit sie sich ausgleichen läßt, vorerst ausgeglichen heißen kann. Er hatte im ersten Brief geäußert, an Sie schreiben zu wollen, worauf ich ihm Baumgartens Adresse gab; im 2. erwähnt er nicht, ob er's gethan. Die ganze Geschichte ist mir schmerzlich leid, da sie B. tiefen Verdruß gemacht hat, und den hat er um mich am wenigsten verdient. Aber so ist es mit dem verwünschten Humor; er ist wie das Horn, man greift einen Mißton darauf, eh' man sich's versieht.

Hier ist Alles noch erregt von der protestantischen Conferenz in Durlach, wo besonders Häusser als Redner sich selbst übertroffen haben soll. Von dem Spaß, der sich dabei ereignete, haben Sie vielleicht noch nichts gehört. Kaufmann Spitzer hatte es übernommen, für einen Stenographen zu sorgen; der kam und schrieb wacker darauf los; wie er aber andern Tags die ersten Proben seiner Reinschrift vorlegte, fand sich das elendste Zeug, bis zum Sinnlosen verstümmelte Bruchstücke; kurz, der Kerl war ein Lump, der nichts verstand und sich

---

1) Ueber Strauß' Anzeige seiner Huttenausgabe vgl. S. 408, 1.

nur einen guten Tag hatte machen wollen. Die Redner mußten zum Behuf des Drucks ihre Reden aus dem Gedächtniß herstellen, so gut es gehen wollte.

In meiner Uebersetzerarbeit [1]) bin ich jetzt an dem ersten Stück der Dialogi novi, dem Bullicida. Für den Ueberdruß an der Dreifaltigkeit haben mich die darauf folgenden Inspicientes reichlich entschädigt. Ich hab sie stellenweis mit wahrem Entzücken übersetzt. Sie sind doch am Ende die Krone der Sammlung. Bei den dial. novi vermißt der Uebersetzer schmerzlich die eigene alte Uebersetzung des Autors [2]). Außerdem, daß sie Manches erklärt, was im Lateinischen mißverstehbar ist, steht sie auch sprachlich höher, als ich früher, vor der Prüfung im Einzelnen, einsehen konnte. Die Bulla ist schwer zu übersetzen, da sie ganz plautinisch-dramatisch ist; ich will mir einen Plautus und eine gute Uebersetzung desselben zu Hülfe holen.

Doch ich darf Ihre Zeit nicht allzulang in Anspruch nehmen, Sie werden ins Archiv wollen und ich will die Bulle vollends todt machen helfen. Also adieu!

394. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 14. Januar 1860.

— — Gervinus ist aus Berlin zwar mit Klagen über die flaue Haltung der preußischen Politik, doch mit der überraschenden Nachricht zurückgekommen, daß der Fehler weniger am Prinzregenten, als am Ministerium liege; außer dem Einen Punkt, daß er sich ungern zur Entfernung von Beamten wegen Anhänglichkeit an das frühere Regierungssystem entschließe, „um keine Märtyrer zu machen", sei er sonst vielfach liberaler als seine Minister, deren Haltung z. B. der Schillerfeier gegenüber er von Anfang an nicht gebilligt habe.

395. An Zeller.

Heidelberg, den 3. Februar 1860.

— — Es freut mich, daß Du den Stahrischen Lessing auch lobst; mir wollten manche Leute mein Lob nicht gelten lassen. Was Du tadelst ist freilich wahr, und diesen Fehler würde ich nicht ge-

---

1) Die „Gespräche von U. v. Hutten", welche 1860 in Leipzig erschienen.

macht haben, dafür aber andere. Für seinen Zweck jedenfalls ist das Buch ganz gut. Die Schiller'schen Familienbriefe haben auch mich höchlich erbaut, und insbesondere der alte Hauptmann auch so eingenommen, daß ich nachher fast ärgerlich war, wie seine Frau sich über ihn beklagt. Zudem glaubte ich doch zu finden, daß der edle Oberförster[1]) dem Großvater ganz ähnlich gesehen hat. An der Reinwald wirst Du auch Freude haben.

— Hier zu Land wird das Concordat wohl fallen. Die Pfälzer und selbst die katholischen Oberländer halten sich ja vortrefflich und beschämen unser dumpfes Württemberg tief. Häusser insbesondere entwickelt all seine Rührigkeit und Geschicklichkeit. Der Großherzog soll schon so viel wie herum sein.

— Unser guter Rapp hat sich wieder in einen Ketzerprozeß verwickelt. Er hat in seiner Träumerei an die Schulkinder im Religionsunterricht hingeketzert und die Bauern haben ihn verklagt. Mehrings fanatische Einmischung (auch meine Besuche hat er die Bauern zu Protokoll geben lassen) scheint dem Rapp eher genützt zu haben; man wird ihm eben unter den Fuß geben, sich wegzumelden.

396. An Rapp.

Heidelberg, den 7. Februar 1860.

Ich freue mich, daß der Sturm[2]) vorübergezogen, ohne den Stamm umzuwerfen; mag er auch Blätter und Zweige, so viel er will, herabgerissen und selbst Aeste gebrochen haben. Das macht sich wieder. Den Umfang der Zerstörung, die er angerichtet in Dir und um Dich her, wirst Du erst allmählich übersehen, wie ein Bauer, wenn er nach dem Hagel nach einander seine Aecker und Weinberge besucht und überschlägt, was ihm verloren gegangen, was geblieben und wie er sich nun einzurichten hat. Letzteres ist die Hauptsache. Du bist jetzt so erschüttert, daß Du vor Allem Dich in Dir selbst wieder zusammenfassen, Dir über die Ursachen des Geschehenen und die Mittel, es wieder gut zu machen, klar zu werden suchen mußt.

Der Fehler, den Du gemacht (und ihn richtig zu fassen, ist eine Hauptsache) bestand darin, daß Du zwischen Deinem subjectiven Standpunkt und dem objectiven, zu dem Dein Amt Dich verpflichtet, nicht gehörig unterschiedst. Also nicht, daß Du subjectiv diese Ueber-

sichten und Ueberzeugungen für Dich nicht den Amtsriegel vorschobst, sondern, daß Du diese subjectiven Ueberzeugungen da vortrugst, wo Du ein objectiver Amts- und Gemeinde-Mensch sein mußtest, war Dein Unrecht. Es ist dies gerade das Gegentheil der Schuld der gewöhnlichen Geistlichen: sie tragen den Amtsmenschen in die Ueberzeugung hinein, lassen eigenes Denken, Urtheilen, Anschauen gar nicht aufkommen, ersticken und erdrücken es, um ja mit ihrem Amtsglauben in keine Kollision zu kommen; Du hast jenes Subjektive so erstarken lassen, so ganz darin gelebt, daß Du das Amtscredo darüber vergaßest und jenes in dieses sich ungebührlich einmischen ließest. Der Wunsch, die Sehnsucht, das Bestreben, sich auch objectiv als den geben, die Ueberzeugungen auch aussprechen zu dürfen, die man für sich subjektiv hat, ist ebenso natürlich als ehrenwerth; aber es darf ihm nur so weit nachgegeben werden, als die Verhältnisse es erlauben. Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparats geradezu sagen: Das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts Anderes ist; schon deswegen darf er das nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantirt, wie er das eine Stück öfter, das andere seltener zum Vorschein bringt, das voran, jenes zurückstellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich, wird er seiner subjectiven Ueberzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des sittlichen Strebens, wird auch das Dogmatische, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unschädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen.

Was der langen Rede kurzer Sinn ist? wirst Du fragen. Daß Du Dich nicht sollst in Dir selbst erschüttern, nicht auch nur einen Augenblick Deine Ueberzeugung als solche Dir zur Schuld machen lassen, sondern nur die Art, wie Du sie kundgegeben. Also künftig klare und feste Unterscheidung beider Standpunkte: Suum cuique.

sich mit dem religiösen Bewußtsein der Kirche wieder etwas mehr in Rapport zu setzen, Bibel, Homilietisches und dergl. zu lesen, wird nichts schaden; darin die Spuren des Wahren, das wirklich Religiöse und Sittliche gern anerkennen und freundlich aufsuchen, ist ganz in der Ordnung. Aber nur nicht bußmäßig, nur immer die eigene Ueberzeugung und ihr Recht hoch und muthig und freudig emporgehalten! Dann aber auch wieder triplex aes circa pectus[1])! Eine strenge Zolllinie, daß keine Contrebande heraus darf, kein Wort, das Du nur Dir sagen darfst, das ἕρκος ὀδόντων[2]) da überspringe, wo Du nicht das Recht hast, nur Du zu sein. Diese Zollwache war bei Dir eingeschlafen, das muß anders werden. —

397. An Meyer.

Heidelberg, den 11. Februar 1860.

Es freut mich, daß Ihre Arbeit so viel wie fertig ist, und da komme ich nun auf den Punkt, der mich veranlaßt, Ihnen eben jetzt zu antworten. Brockhaus schrieb mir nämlich um Neu-Jahr, er wolle eine neue Folge des Raumer'schen historischen Taschenbuchs anfangen, und wünschte einen Beitrag von mir. Einen solchen hatte ich nun im Augenblick nicht, hielt es aber Ihnen vortheilhaft, ihn auf Ihre Arbeit mit dem Beisatz aufmerksam zu machen, ich wisse freilich nicht, ob sie nicht zu umfangreich sein werde. Nun erhalte ich heute seine Antwort, in der es heißt: „Wenn Sie meinen, daß die Arbeit des Herrn Dr. Meyer über Rameau's Neffen von Diderot sich für das historische Taschenbuch eignen könnte, so würde es mir ganz lieb sein, wenn Sie denselben veranlassen wollten, mir das Mscpt. zur Einsichtnahme mitzutheilen."

Ich weiß nun freilich nicht, ob Sie 1. überhaupt Ihre Arbeit in einer solchen Sammlung gern erscheinen lassen, die mir übrigens für ein erstes Auftreten ganz passend scheint und ob 2. Ihr Mscpt. nicht zu groß ist; obwohl schon öfters Aufsätze in 2 Hälften in 2 aufeinanderfolgenden Jahrgängen der hist. Zeitschrift erschienen sind. Aber wenn sich auch schließlich diese Zeitschrift nicht als der geeignete Ort zeigen sollte, so schien mir dies doch ein erwünschter Anlaß, Sie mit Brockhaus bekannt zu machen, und ich möchte Ihnen daher sehr zu-

1) „Dreifaches Erz um die Brust." (Horaz).
2) „Das Gehege der Zähne." (Homer).

reden, das Mscpt., sobald Sie's im Reinen haben, an ihn zu senden, mit dem Insreinebringen aber nicht länger zu zögern.

Der Druckbogen im historischen Taschenbuch wird mit 16 Thlr. honorirt; ein Aufsatz soll 4—5 Bogen betragen und vielleicht ließe sich durch Kürzen der Einleitung, doch wenigstens so viel erreichen, daß das Ganze auf 2 mal 5 Bogen ging. Doch machen Sie nur, daß Brockhaus Ihre Arbeit einmal sieht, er wird Ihnen dann schon weitere Vorschläge machen, denk ich.

Meine Uebersetzung der Hutten's Dialoge ist fertig, und ich bin eben daran, mit Brockhaus deßwegen abzuschließen.

398. An Vischer.

Heidelberg, den 19. Februar 1860.

Längst würde ich dem in Deinem letzten Brief geäußerten Wunsch gemäß Dir geschrieben haben, wenn nicht nach so langer Unterbrechung der Mensch die zwar natürliche und doch dumme Meinung hegte, erst irgend etwas Bedeutendes abwarten zu müssen, um davon wieder den ersten Anstoß zum Schreiben zu nehmen; dieses Bedeutende findet sich dann natürlich nicht, und so schiebt sich das Schreiben immer weiter hinaus. Deßwegen breche ich nun dieses Warten ab und knüpfe das Schreiben wieder an.

Von meinem bischen Treiben auszugehen, so habe ich mich diesen Winter damit beschäftigt, Hutten's Dialogen zu übersetzen und mit den nöthigen Erläuterungen zu versehen, und ich denke, der Druck soll demnächst beginnen. Die Arbeit schien mir nicht außer der Zeit zu sein, wo hier in Baden der Concordatsstreit im besten Gange ist. Nun sollte freilich zu dem Buch noch eine Vorrede kommen, welche die applicatio[1]) auf die Gegenwart, und natürlich nicht blos der katholischen Kirche, sondern auch der protestantischen machte. Allein ich bin diesen Dingen so lang entfremdet gewesen, daß ich nicht weiß, ob ich eigentlich berechtigt bin, noch drein zu reden; wozu noch kommt, daß ich allen Streits so herzlich müde bin.

Ich bin nun begierig, wie es mit Deinen Arbeiten steht, ob der 3. Theil der krit. Gänge wirklich aufgegeben ist, womit ich immer nicht einverstanden sein kann, und ob wir die Monographie über den Hamlet

haben den 4. Theil von Jahn's Mozart, den ich vorigen Monat mit ebensoviel Belehrung als Vergnügen gelesen habe, und der ein äußerst vortreffliches Buch ist. Da dieser letzte Theil die Werke von M. betrifft, die Jeder kennt oder doch leicht zu hören bekommen kann, so ist (natürlich manches Technische abgerechnet) das Buch auch für unser einen wohl verständlich, und wird gewiß auch Dir behagen.

399. **An Rapp.** Heidelberg, den 26. Februar 1860.

Dein letzter Brief hat mich herzlich betrübt; ich meinte die Bauernverschwörung sei niedergeschlagen und Du amtest wieder ungehindert, nun zeigt sich, daß dem nicht so ist. Daß Du standhaften Widerstand leistest und insbesondere Dich gegen das Aufdrängen eines Vikars wehrst, finde ich ganz am Ort — aber ich glaube, Du mußt Dich auf einen Wechsel einrichten; unter diesen Menschen kann es Dir ja unmöglich mehr gemüthlich werden. Und auch aus dem Sprengel dieses Prälaten mußt Du zu kommen suchen. — —

Mit Vischer bin ich endlich wieder im Gleis, doch hat's Mühe und Geduld gekostet, die einen ja einem Freund gegenüber nicht dauern darf. — Ich sammle jetzt Stoff für eine Vorrede zu meinen übersetzten Hutten's-Dialogen und sehe mich deswegen ein wenig in der heutigen Theologie um, lese Kirchenzeitungen u. dgl. Aber Himmel, was ist das für ein Zustand! Welche Verwilderung, welche Zuchtlosigkeit, welche Mißgeburten, welches Lügen- und Heuchlerwesen, wo man hinsieht. Ich werde ein starkes Wort dagegen sprechen und wenn sie mich darum angreifen, so können sie eher, als ihnen lieb ist, eine Schrift von mir bekommen „über die Lüge in der jetzigen Theologie". Da es in diesem Jahre 25 Jahre wird, daß ich mein Leben Jesu herausgegeben, so werde ich auch dieses Jubiläums in meiner Vorrede gedenken und sagen, daß ich mit den Wirkungen des Buchs in dieser Periode zufrieden sei. Ich werde sagen, meine Arbeit sei nicht widerlegt, wohl aber fortgebildet worden. Mein Buch werde wenig mehr gelesen, weil es längst in alle Adern der Wissenschaft eingedrungen sei. Ich werde den Satz aufstellen, daß in den 25 Jahren über die Gegenstände, die mein Buch betraf, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden, in der nicht der Einfluß jenes Buches bemerkbar wäre. Und zwar nicht blos so, daß man ihn abzuwehren suche, sondern selbst die äußersten Gegner haben

mehr als sie wissen, zugeben müssen. Ich möchte sehen, wer mir einen von diesen Sätzen widerlegen wollte.

Eine recht brave Kirchenzeitung ist die Protestantische, die von Berliner Schleiermacherianern und auch von unserm Zittel herausgegeben wird. Natürlich wird die bei euch nicht zu haben sein. Die wissenschaftliche Seite ist zwar die schwächere, aber die kirchlich praktische Gesinnung sehr gut.

Nun leb wohl, lieber Rapp, und laß dich nicht unterkriegen. Dies ist freilich leicht gesagt, ich weiß es wohl. Doch sagt es Einer, der auch weiß, was Kampf und Unglück ist. —

400 **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 7. März 1860.

Daß ich Ihnen heute schreibe, geschieht im Auftrag von Gervinus. Er will die Deutsche Zeitung wieder aufleben lassen, und da sollen beifolgende Programme gutsbesitzende Patrioten zur Betheiligung durch Actien, hirnbesitzende aber (um eine Eintheilung von Beethoven zu brauchen) zur Mitarbeiterschaft einladen. Das Blatt soll eine litterarische Beilage bekommen, und das wäre nun also, was wir früher wollten, nur, wie es zu gehen pflegt, jetzt, wo Sie fort sind und ich gehe. Dennoch meint Gervinus, wir 3, Sie, Zeller und ich, sollten diese Beilage leiten. Unerachtet ich nicht recht sehe, wie das geschehen soll, sage ich doch meine Mitwirkung von Herzen zu, und das thun Sie ja wohl auch. So lange das Unternehmen nicht durch hinreichende Betheiligung von Aktionären gedeckt und sein Erscheinen noch nicht sicher ist, soll die Sache im vertrauten Kreise bleiben.

401. **An Kuno Fischer.** Wimpfen, den 9. Juli 1860.

Ihr angenehmes Schreiben vom 13. v. M. habe ich hiehergenommen, um es von hier aus zu beantworten, wo ich wieder mit meinen Kindern die Sommerferien zubringe. Aber auch Ihr Kant hat mich hieherbegleitet, und ist, in allen Stunden, die mir das Badeleben zu ernster Beschäftigung übrig läßt, mein Studium. Ich stehe jetzt am Uebergang zur transscendentalen Dialektik, und hoffe in den 12 Tagen, die unser hiesiger Aufenthalt noch dauern wird, mit dem Bande gerade noch fertig zu werden. Ich habe mich von Ihrer Darstellung [illegible]

Vorstellung bekommen. Die Kunst, deren Fichte sich rühmte, den Leser zum Verstehen zu zwingen, besitzen Sie wirklich. Von den Schwierigkeiten, die beim Studium der Kantischen Philosophie theils in Kants Darstellung, theils in der Sache selbst liegen, haben Sie die ersteren gänzlich, die letzteren nach Möglichkeit zu entfernen gewußt und durch genetische Entwicklung, anschauliche Darlegung, scharfe Sondirung und einleuchtende Gruppirung, immer klaren und präcisen Ausdruck, den Weg durch den scheinbar so verwickelten philosophischen Bau aufs Dankenswertheste erleichtert. Der rostig gewordenen Rüstung des alten Recken haben Sie die blankste Politur zurückgegeben, und uns ihre Zusammensetzung, ihre starken wie ihre schwachen Stellen, zur deutlichsten Anschauung gebracht. Während ich Ihr größeres Werk über Kant mit hiehernahm, habe ich meinem Bruder das kleinere ins Bad Teinach mitgegeben, und unerachtet ich ihn reichlich auch mit andrer Lektüre versah, schrieb er mir doch schon nach den ersten Tagen seines Badaufenthalts, daß er sich an Ihrem Kant schon sehr ergötzt habe. Ein Beweis, daß die Berechnung auf weitere Kreise, deren wegen Sie die kleinere Schrift besonders ausgehen ließen, Sie nicht getäuscht hat.

Was den Plan einer Schillersbiographie betrifft, so sind zwar Sie am wenigsten der Mann, der den Rath eines Andern nöthig hätte; doch will ich mein Dafürhalten, da Sie es wünschen, Ihnen nicht verbergen. Gerade die Lectüre Ihres Kant bestärkt mich darin, Ihnen das Merckische zuzurufen: „Solchen Quark mußt Du nicht machen, das können die Andern auch!“ Als Zugabe zur Ausgabe der Werke wird eine Biographie doch nur in usum Delphini[1]) verlangt, die aus dem vorhandenen Material jetzt auch ein sehr mittelmäßiger Kopf machen kann. Auf Sie wartet, wenn Sie mit Kant zu Ende sind, eine Reihe von Aufgaben, die nur Sie in dieser Art lösen können: Die Geschichte der Philosophie seit Kant, eine Ethik und noch so manches Andere, das sich daraus ergeben wird. Diese Aufgaben dürfen Sie nicht durch eine Arbeit verschieben, die des weitschichtig gewordenen Stoffs wegen Sie länger aufhalten würde, als Sie wohl glauben. Was mich schließlich von dem Verfolgen meines biographischen Planes abgehalten hat, mich mit einer sehr gemischten Gesellschaft von Concurrenten drängen zu müssen, wird wohl auch Ihnen die Sache verleiden.

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2.

402. An Rapp.

Heidelberg, den 20. April 1860.

Dein Schreiben hat mich tief und schmerzlich bewegt. Dein Leiden hat eine Höhe erreicht, die über den Zuspruch hinausgeht; wo die Freunde auch 7 Tage und Nächte schweigend bei Dir sitzen müßten. Es ist im Gefühl der Unzulänglichkeit jedes Trostworts, daß ich Dir ein Buch schicke. Vielleicht, daß die Vertiefung in Völkerschicksale Dich manchmal für eine Stunde von dem persönlichen Geschick abzieht. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem „dextra Piraeus, sinistra Corinthus etc.“ [1]) des alten Servius Sulpicius. —

Etwas Ruhe wird Dir der Vikar doch bringen, denn nun haben die Bauern, was sie wollten. An Abdankung mußt Du nicht denken; es findet sich gewiß ein anderer Platz. Unterdessen:

„Durate et vosmet rebus servate secundis“ [2]).

403. An Rapp.

Heidelberg, den 27. April 1860.

Wenn Dir ein Theil des Bedauerns, das mein voriger Brief Dir brachte, überflüssig gewesen ist, so ist das um so besser. Wir wollen den Ueberschuß aufheben, für den aus der Freundschaft, der ihn zuerst nöthig haben wird. Je mehr Du selbst Balsam für Deine Wunden hast, desto lieber ist's mir, desto leichter wirst Du Dir selbst durchhelfen. Denn in der That, vor der Hand kommt Alles auf Geduld und Abwarten an.

Das Volk lernst Du jetzt freilich von seiner bestialischen Seite kennen. Du wirst dabei am wenigsten vergessen, daß das eben nur die eine Seite seiner oder vielmehr der menschlichen Natur überhaupt ist. Auch dieser Bestialität gegenüber ist das negativste Verhalten das Beste. Wer von einem Bären verfolgt wird, heißt es, soll sich todt stellen; dann beschnüffelt ihn der Bär und geht weiter. So mußt Du's auch dem Volksbären gegenüber machen.

Recht ergriffen haben mich gestern die zwei ersten Nachtigallen, die ich nach einem Morgenspaziergange aus einem buschigen Winkel unserer Anlagen hörte. Es wird also Frühling, bester Rapp. Der kann doch nicht all seine Kraft und Wirkung auf Dich verloren haben. Der Frühling haucht unvermerkt Hoffnung ins Gemüth; laß sie ein! —

1) „Rechts der Piräus, links Korinth.“ — 2) „Haltet aus und bewahrt euch auf für bessere Zeiten.“

404. An Wilhelm Strauß. Heidelberg, Palmmontag 1860.

Meinen Brief von gestern wirst Du erhalten haben. Heute fällt mir ein, ich könnte Dir füglich ein Buch, das Dich früher zu interessiren schien, und das ich zwar selbst nur entlehnt, doch erst in 8 Tagen zurückzugeben versprochen habe, inzwischen zum Lesen mittheilen, nämlich A. Humboldt's Briefe an Varnhagen. Ich habe es von Gervinus entlehnt, dem ich, wenn ich ihn wiedersehe, meine Indiscretion wohl eingestehen darf. Nur bitte ich Dich, es mir so zurückzuschicken, daß ich's längstens von heut über 8 Tage wiederhabe.

Das Buch ist trotz manches Unbedeutenden, doch interessant, insbesondere für die preußische Geschichte seit 30 Jahren. Humboldt ist mir jetzt erst recht verständlich und liebenswürdig geworden. Zur Psychologie Friedrich Wilhelms IV. erhält man von ihm unschätzbare Beiträge. Was die mich betreffenden Stellen betrifft, so ist die erste S. 111 dadurch dunkel, daß sie Z. 3 von unten in eine nur angedeutete Beziehung auf Schelling übergeht, dem Humboldt und Varnhagen irgend einen Irrthum oder sonstigen Fehler aus Anlaß einer von mir citirten Stelle Spinozas glaubten nachweisen zu können. Das Nähere ist mir dunkel, so wie Alles was auf der folgenden Seite in eben der Beziehung auf Schelling gesagt ist. Die „Rede über die Kunst" ist von Schelling 1806 gehalten, die im Fackelschein ist eine Anrede an die Studenten bei einem Ständchen in Berlin im Jahr 42.

In Betreff der andern Stelle S. 117 hat mich gegen den naturwissenschaftlichen Vorwurf, den mir dort H. macht, bereits mein Freund Nefftzer in der Revue Germ. (der Aufsatz ist fast blos Auszug, daher schicke ich Dir ihn nicht) ganz hübsch gerechtfertigt, wenn er sagt: il y aurait peut être lieu de faire observer, qu'il n'y a guère que deux opinions possibles sur l'origine de l'homme: la création miraculeuse, ou la formation spontanée. Il ne parait pas, que Humboldt ait admis la première, et il rejette évidemment la seconde, parcequ'elle ne lui parait pas scientifiquement démonstrable. Cette réserve scientifique rapproche H. du positivisme, qui s'abstient de spéculer sur l'origine des choses.

In dem ohnehin im Gang befindlichen Prozeß der Zerstörung alles monarchischen Nimbus wird das Buch mächtig, vielleicht gefährlich mitwirken, und vordersamst die gelehrten Neigungen der hohen Herrn nicht vermehren.

— Noch lege ich Dir ein Buch über Faust [1]) bei, das Dich als alten Faustliebhaber interessiren wird. Meines Erachtens hat der Verfasser, was Faust I. betrifft, gegen den Vischer vom Jahr 1857 ebenso Recht, als, was Faust II. anlangt, gegen den Vischer des Jahrs 1839 Unrecht. Du kannst's nach Bequemlichkeit behalten.

405. An Zeller.

Heidelberg, den 2. Mai 1860.

— — Köstlin's Schriftchen hat mir im ersten Theil recht wohlgefallen; aber am 2. Theil Faust, den ich bei der Gelegenheit wieder las, ist und bleibt Hopfen und Malz verloren. Hier behält Vischer ein für allemal Recht. — Seit meiner verwünschten Vorrede habe ich allerlei Theologisches gelesen, unter Andrem Ewald's drei erste Evangelien und Geschichte Christi, auch seine Zeitschrift perlustrirt; ferner Hilgenfeld's Schrift über die Evangelien, und, jetzt zum erstenmal ganz, Deine Schrift über die Apostelgeschichte. Das ist freilich ein leuchtendes Muster der Kritik. Ich sehe aber, wie viel schlimmer jetzt der Stand der Dinge ist, als zu meiner Zeit. Während man damals nur hin und wieder einen Stein rechts, einen links aus dem Weg zu werfen hatte, ist jetzt die ganze Straße von schlechten Ausflüchten der Apologeten wie von Schlingpflanzen so überwuchert, daß der Kritiker sich auf jedem Schritt gehemmt sieht. (Beiläufig: ist denn der Baumgarten der Apgesch. der Mecklenburgische Märtyrer?) Es steigt mir immer wieder der alte Gedanke [2]) auf, die Ergebnisse der theologischen Kritik nach der historischen wie dogmatischen Seite in einer Art von Dictionnaire kurz zusammenzufassen, wobei aber in den einzelnen Artikeln der umgekehrte, synthetische Weg, statt des analytischen der kritischen Untersuchungen, eingeschlagen werden müßte. D. h. man nähme auf das dumme apologetische Zeug und selbst auf die kirchliche Tradition von vorn herein keine Rücksicht, sondern entwickelte frischweg, wie entstanden man sich z. B. das vierte Evangelium, die Apostelgeschichte, zu denken hat; erst hinterher würde dann der fabula vulgata [3]) erwähnt. Ich finde aber freilich, daß zu solch einer Uebersicht die Zeit noch nicht da, Vieles noch zu controvers ist. So ist mir z. B. rücksichtlich des Markus-

406. **An Rapp.** Heidelberg, den 7. Mai 1860.

Der Verlust, der Dich unterdessen betroffen, ist mir durch meine Tochter gemeldet worden und diese Zeilen haben nur die Bestimmung, Dir zu sagen, daß ich es weiß und innig mitempfinde. Dich zu trösten können sie schon deßwegen nicht versuchen, weil der unmittelbare Trost Dir näher als dem Entfernten liegt: der nämlich, daß Deine gute Frau einem unheilbaren Uebel, das sie aber noch gar lange hätte quälen können, zeitig entnommen worden ist. Diesen ihren Vortheil wirst Du Deinem Verlust gegenüber gewiß gerne recht schwer in die Wagschale fallen lassen. Heute denke ich mir die Beerdigung. Es ist ein schöner, klarer Frühlingstag, die Erde zwar noch etwas starr, doch schon so treibend und übergrünt, daß man ihr einen geliebten Todten eher, als im schmutzigen Winter, übergeben mag. Auch daß die Erde überall des Herrn ist, wirst Du so leichter denken und Dich darüber trösten, die theure Leiche in dem feindseligen Orte zurückzulassen.

407. **An Meyer.** Heidelberg, den 11. Juni 1860.

Das Schicksal meint es gut mit Ihnen, da es Sie so gründlich zum Autor zu erziehen Anstalt macht. Denn wenn das Erste, das ein solcher, seinen innern Beruf betreffend, lernen muß, das ist, daß er im Stande sei, male tornatos incudi reddere versus[1]), so ist das Zweite, den äußeren Betrieb Angehende, das occallescere ad repulsas Sosiorum[2]). Daß ein Schriftwerk nur von einem litterarischen Tribunal gerichtet werden kann, der Verleger aber es von dem merkantilischen aus richtet, weiß jeder Autor wohl; dennoch wird er über dem verlegerischen Nein von Anfang immer stutzig. Das muß er sich aber ebenso gründlich abthun, als ein Militärpferd das Scheuen vor dem Knall des Schusses. Für den mercantilischen Werth einer Schrift fällt dann auch der Name des Autors ins Gewicht, der bei dem Anfänger natürlich fehlt. Monographien überdies sind als Waaren so mißlich, daß ich Sie versichern kann, ich habe für die meinigen (den Hutten ausgenommen) als alter Autor an mehr als einer Thüre klopfen müssen, und weiß gar nicht mehr, die wievielte es war, wo mir jedesmal Herein gerufen wurde. Wenn das am dürren Holz ge-

1) „Mißrathene Verse nochmals auf den Ambos zu legen." (Horaz).
2) „Gegen Ablehnung seitens der Verleger harthäutig zu werden."

schah (denn warum sollte ich die Schrift nicht so gut verdrehen dürfen, als andere Theologen auch?), wie mögen Sie sich wundern, daß das grüne so lang raucht, ehe es anbrennt? Also: Ehe Sie mir das volle Dutzend Absagebriefe aufweisen können, kommen Sie mir nicht mit Resignation. Ihre Schrift ist druckwürdig, wenn sie auch nicht vollkommen ist. Wem Sie sie zunächst schicken sollen, wird sich darnach bestimmen, was Sie besser wissen werden als ich, welche Handlungen sich mit französischer Litteratur befassen. Sonst schlüge ich vor: Engelmann (wo Sie kein Fürwort von Neumann brauchen), Hirzel in Leipzig, Weidmann in Berlin. Diesen würde ich so wie früher dem Brockhaus schreiben und hinzusetzen, wenn Sie erst wüßten, ob N. N. es überhaupt nehmen wolle, so würden Sie sich beiderseits wohl über die Bedingungen leicht vereinigen.

408. **An Rapp.** Heidelberg, den 21. August 1860.

— Ich glaube die Zeiten werden heller; was in Baden, was in Preußen geschieht, kann auf das freilich sehr zurückgebliebene Württemberg nicht ohne Wirkung bleiben. Also harre noch ein wenig aus, das Schlimmste hast Du ja schon durchgemacht.

Mein hiesiger Aufenthalt spitzt sich jetzt zum Ende zu. Seit es entschieden ist, daß mein Bruder nach Darmstadt zieht, wäre ich lieber auch dahin gegangen und suchte den in Heilbronn angesponnenen Faden zu lösen, allein es ging nicht mehr und ich bin gefangen. Vielleicht ist's gut, vielleicht auch nicht.

— Wir werden nun wohl auch unsere Correspondenz in die alte Ordnung bringen können. Sie hat unter den Stürmen der letzten Zeiten sehr gelitten und ich habe das schwer empfunden. Es hatten sich gewissermaßen die Pole unseres Verhältnisses umgekehrt. Münkheim und Dein Haus war mir sonst das Asyl, wo ich als ein terris jactatus et alto[1]) Zuflucht und Ruhe suchte: und nun war Kampf und Verwirrung und Jammer aller Art dort in einem Grade ausgebrochen, daß im Vergleich damit mein Zustand als ein idyllischer erscheinen konnte. In eine solche Umkehrung findet man sich nicht plötzlich und ich denke, das Verhältniß setzt sich nun auch wieder anders; — Du wirst in einem besseren angulus terrae[2]) ein neues

Dasein, einsamer freilich und farbloser — doch das bringt ja schon das Alter — aber ruhig und gemüthlich beginnen, dort mit den Abgeschiedenen wie mit Lebenden, mit den Lebenden wie mit Abgeschiedenen verkehren und so wird auch unserem Briefwechsel noch ein Nachsommer beschieden sein.

Fünfte Abtheilung.

1860—1865.

Am Schluß seines sechsjährigen Heidelberger Lebens sah sich Strauß (wie er selbst in den Litterar. Denkwürdigkeiten, Ges. Schr. I, 48 f. erzählt) durch ein Augenleiden veranlaßt, sich in Berlin bei Gräfe einer Operation zu unterziehen. Nachdem diese glücklich verlaufen war, schlug er seinen Wohnsitz in Heilbronn auf, das er vor 12 Jahren verlassen hatte. Seine Tochter stand dem Haushalt vor, während der Sohn das Gymnasium besuchte. Als aber dieser im Herbst 1863 auf die Universität, erst Heidelberg, dann Tübingen, übergieng, und im folgenden Jahr die Tochter sich nach Bonn verheirathete, wurde die eigene Haushaltung wieder aufgelöst. Strauß brachte den Winter 1864/65 in Berlin, den folgenden Sommer in Heidelberg, Baden und mit seiner Tochter in Biebrich zu, und zog dann für ein Lustrum nach Darmstadt. In Heilbronn entstand außer mehreren andern Schriften das Hauptwerk dieses Zeitabschnittes, das zweite Leben Jesu.

Der gleichen Zeit gehören die 17 Briefe an, welche Benecke W. Vatke 502—546 hat abdrucken lassen.

---

409. **An Kuno Fischer.**

Heilbronn, den 8. November 1860.

— — In Berlin ist es mir, die lange Ungewißheit wegen der zweiten Operation abgerechnet, vollends recht gut gegangen. Sie sagten mir einmal von einer gewissen väterlichen Manier unsres Vatke, die Ihnen unangenehm gewesen sei; er hat sie, und sie fiel auch mir auf; aber ich habe sie nun theils in ihrer Entstehung begriffen, theils nach

in seinem Wesen so weit auszubilden, daß es auch das hausmütterliche Walten theilweis ersetzte: er legt bei Tische vor, versorgt die Kinder, überwacht die Haushaltung, die Wäsche ꝛc. und hat es in allen diesen Stücken zu einer merkwürdigen Virtuosität gebracht. So kam er nun auch zu mir in die Klinik, die Taschen voll Aepfel und Birnen aus seinem Garten, wie etwa ein Papa seinem Jungen in ein mageres Kosthaus Proviant mitbringt; berieth mich bei Ausgaben und Einkäufen, und wickelte mir zuletzt die Friedrichsd'ors für die Aerzte eigenhändig in sauberes Postpapier. Daß ich vor der Operation nicht aus Entsetzen über eine andere, die ich vorher ansehen mußte, durchging, habe ich ohnehin nur seiner Klugheit zu danken. Kurz, er hat mich auf eine Art sich verpflichtet, daß ich lebenslänglich sein Schuldner bleiben werde. Ebensoviel Liebe und Treue hat mir Gervinus und seine Frau[1]) erwiesen; keinen Tag, so lang ich nicht ausgehen durfte, ließ er mich unbesucht; auch sie kam öfters zu mir, und zwar immer ohne ihn, damit ich desto weniger lang allein gelassen werde.

— Meine Arbeitspläne betreffend, so habe ich mich durch Vatke, dem Gervinus beistimmte, überzeugen lassen, daß ich vor Allem mein Leben Jesu in seiner bisherigen gelehrten Form überarbeiten muß; dies werde die beste Vorbereitung sein, alsdann das populäre Buch, das ersteres nicht ersetzen könne, auszuarbeiten. So will ich es nun auch machen; vorher jedoch, so lang ich mich noch schonen muß, vielleicht eine Sammlung kleiner Schriften anordnen.

Daß Ihr taedium cathedrae[2]), wovon Sie mir schrieben, sich unterdeß verloren habe, hoffe ich sicher. Der Mensch hat allerhand Anwandlungen; aber wozu Einer in so seltenem Grade ausgestattet ist, das kann ihm gewiß nicht bleibend verleidet werden. Was den Gedanken, wie sie der mündliche Vortrag ans Licht bringt, an Reife abgehen mag, ersetzt ihre Frische, und die naturgemäßeste, lebendigste Form der Gedankenäußerung ist ja doch die mündliche. Wir Andern, die nur vor dem Papier denken können, sind Kulturmißgeburten; Sie stehen uns hierin als frisch und ursprünglich begabter Mensch entgegen. Also gaude sorte tua[3]). — —.

---

410. An Rapp. Heilbronn, den 2. Dezember 1860.

Wie freut es mich, meine ein Vierteljahr unterbrochene Correspondenz mit Dir mit lauter Glückwünschen eröffnen zu dürfen. Erstlich zu der Verlobung Deiner Tochter mit dem Sohn unseres unvergeßlichen Freundes[1]) und dann zu Deinem Auszug von dem bösen und unartigen Volke und dem freundlichen Empfang bei den ehrlichen Schwarzwäldern[2]). Wald und Gebirg hast Du ja von jeher geliebt; wenn also nur das Klima nicht allzu rauh und die Wohnung gut ist, so läßt sich das Beste hoffen. Mit dem Leben immer wieder vorne anzufangen, betrachtet Seneca als Thorheit; während Goethe umgekehrt sagt: „und lebe Dir immer von Vornen." Ich halte es hierin mit Goethe und hoffe, Du werdest Dir auf dem neuen Boden auf's Neue ein so heiteres Leben begründen, als es mit unserer Altersstufe verträglich ist.

Deine freundlichen Zeilen erhielt ich durch meine Tochter in Berlin. Du weißt, daß ich dorthin reisen mußte, um meine Kur mittelst einer nochmaligen Operation des einen Auges zu vollenden. Ich habe ziemlich durchgemacht. Das Ergebniß ist, daß ich zwar im besten Fall noch ebenso kurzsichtig, wie vorher, aber nicht mehr doppelsichtig bin. — Und doch hätte ich sowohl von meinem Leben Jesu, als von meiner Dogmatik neue Ausgaben zu besorgen, und möchte außerdem das Leben Jesu populär bearbeiten, um den Theologen in den Rücken zu fallen. Vorerst jedoch will ich eine Sammlung kleiner Schriften veranstalten, worin meine Aufsätze über Spittler, Klopstock, Schlegel sammt Nachträgen zu Schubart und Frischlin kommen sollen. Meine hiesige Existenz ist mir noch wie ein Paar neue Stiefeln: ich glaube sie sind gut gemacht, sie sind mir aber noch nicht bequem.

Deinem unvergessenen Wunsche gemäß sende ich Dir hier Deine Elegien mit herzlichem Danke für die Mittheilung zurück. Ich habe sie mitempfunden und dabei gedacht, wie es recht ein Prüfstein für den Menschen ist, ob er von ebendaher, woher er seine Freuden nimmt, auch Trost zu nehmen im Stande ist, wie Du — von der Natur. —

1) Christian Märklin's. — 2) Rapp war von Untermünkheim nach Schömberg bei Freudenstadt versetzt worden.

411. An Käferle. Heilbronn, den 3. Dezember 1860.

Seit einem Vierteljahr Dir wie allen Freunden verschollen, säume ich nicht, jetzt, da ich es wieder kann, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Daß es eine Augenoperation war, mit der ich zu schaffen hatte, weißt Du wohl; es war ein aus meiner Kurzsichtigkeit allmählich entstandenes Doppelsehen, das ich los werden wollte; da aber der Erste, zu dem ich mich wendete, die Sache nicht recht machte, mußte ich mich zwei Mal operiren lassen, oder genauer gesprochen drei Mal, d. h. an beiden Augen, dann an dem einen noch einmal. Da ich dabei jedesmal chloroformirt wurde, und ein solches Eingeschläfertwerden doch immer ein Drittelssterben ist, so kann ich zusammengerechnet sagen, daß ich einmal gestorben bin. Auch am Wandeln in der Schattenwelt fehlte es nicht, indem ich jedesmal nachher etliche Tage im dunkelgemachten Zimmer zubringen mußte. Glücklicherweise habe ich meinen Zweck zuletzt erreicht, und sehe die Menschen und die Welt wieder einfach wie ein Christenmensch soll. — —

412. An Zeller. Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Die Trauerkunde[1]), die Dein heute früh eingelaufenes Schreiben mir brachte, ist mir schmerzlich erschütternd, wenn auch nach dem, was schon am Samstag die Zeitungen gemeldet hatten, nicht überraschend gewesen. Der Schlag trifft uns alle um so härter, je schneller er eingetreten ist; aber für den Entschlafenen selbst müssen wir eben dies als ein Glück, eine freundliche Fügung des Schicksals betrachten. Der Gewaltige im Leben sollte den Feinden nicht im langen Kampfe einer unterliegenden Natur schwach gezeigt werden; er sollte in voller Manneskraft, vom beginnenden Alter nur eben ehrwürdig angehaucht, in der Erinnerung fortleben. Was die Angehörigen, die Freunde, an ihm verloren haben, fühlen und wissen diese; was der Welt mit ihm genommen ist, werden Viele ahnen, Manche auch zum Theil begreifen; ganz und voll empfinden und ermessen werden es jetzt nur die Wenigen, die sein Geist dazu erzogen hat, es zu können. Aber die Zeit wird kommen, daß man in den weitesten Kreisen verstehen wird, wie mit ihm der letzte große Theologe zu Grabe gegangen.

Dürfte ich meinem Herzen folgen, so würde ich mich zu der Leichen-

feier persönlich einfinden; da sie jedoch vorzugsweise eine akademische sein wird, so will ich mich nicht zudrängen. Du und Deine l. Frau werden mich hierin verstehen, und meine Theilnahme an Eurem, mein Gefühl unsres gemeinschaftlichen Verlustes darum nicht für minder innig halten.

Doch hiemit sei es für heute genug. Grüße Deine l. Frau. Machet Euch stark, denn ihr habt einen Starken zu betrauern. Meine Kinder, denen die Todesbotschaft nach Maßgabe ihres Verständnisses nahe gegangen, erwiedern Eure Grüße. Laß den gemeinsamen Verlust ein neues Band zwischen uns sein, so fest auch die älteren schon halten. Und so lebe wohl.

413. An Meyer.

Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Seit 8 Tagen bin ich hier mit meinen Kindern, wo sich Alles gut anläßt, bis auf die Arbeit, an die ich noch nicht recht gehen darf.

Wie leben Sie mit den l. Ihrigen in München? Hoffentlich gesund und zufrieden. Den Diderot betreffend meine ich, Sie sollten doch den Versuch machen, ob sich die Sache nicht in's Kürzere ziehen läßt. Etwas wahres ist doch wohl an diesem Urtheil des Verlegers. Und unsere größten Schriftsteller sind zugleich die größten Meister und Muster im Streichen und Kürzen ihrer Arbeiten gewesen. Vergleichen Sie einmal die 2 ersten Acte des Don Carlos in der Thalia mit dem jetzigen Text, so werden Sie mit Erstaunen finden, wie viel eine an sich schon gute Arbeit doch durch Streichen noch gewinnen kann. An dem Verlust, den wir alle durch Baur's Tod erleiden, nehmen Sie gewiß auch innigen Theil.

414. An Vischer[1]).

Heilbronn, den 6. Dezember 1860.

— — Vorderhand muß ich mich nun eben recht in Acht nehmen, darf nicht anhaltend lesen oder schreiben, da die Augen von der Operation noch sehr angegriffen sind.

So habe ich auch Deine „Reise“[2]), die ich als freundliches Geschenk hier vorfand, so sehr sie mich zum Wiederlesen fortriß, doch nur mit Unterbrechungen lesen können. Ich finde, daß Du lange

nichts so Schönes und Gewaltiges geschrieben hast; die 2 Fäden, aus denen das Ganze besteht, der Natur- und Kunstfaden und der politische, sind mit feinster Berechnung durcheinandergeschlungen und der Wechsel in Stoff und Ton thut die wohlthuendste Wirkung. So viel ich beobachten kann, ist darüber im Publicum hier zu Lande nur Eine Stimme; was mich betrifft, so bin ich mit dem politischen Theil insofern nicht einverstanden, als ich an eine Regenerationsfähigkeit Oesterreichs nicht glaube und Deutschlands Heil nur im Anschluß an Preußen finde; allein die Sachen liegen allerdings noch so kraus, daß man hierin bei gleichem Patriotismus entgegengesetzter Ansicht sein kann. Und Deine Darstellung ist so überzeugungswarm und lebendig, daß auch der Gegner sie gelten lassen muß, und die Composition so wohl abgewogen, daß mich (was ich gefürchtet hatte) der politische dissensus im Genuß — nicht blos der ästhetischen Abschnitte, sondern des Ganzen — nicht im Mindesten gestört hat.

Mit Vergnügen hörte ich (ich weiß nicht mehr von wem), daß Deine Aesthetik eine neue Auflage nöthig hat, und bin begierig, in welcher Art Du dieß bewerkstelligen wirst. Auch mein L. J. und Dogmatik sind endlich vergriffen, und ich gedenke, wenn ich wieder an ernstliches Arbeiten gehen kann, erst für das erstere Buch alles dasjenige nachzutragen, was insbesondere Baur's und seiner Schule Forschungen ermittelt haben; dann aber wünschte ich, nachdem das alte Buch in seiner Art erneuert wäre, denselben Stoff populär und in umgekehrter (synthetischer) Ordnung (1. muthmaßl. historischer Kern; 2. synoptische Mythenschicht; 3. johanneische Mythenschicht) zu behandeln, um mit Umgehung der Theologen die gebildeten Laien zu gewinnen. An diesem letzteren Vorhaben hängt mein ganzes Herz — wenn mir nur die Augen keinen Strich durch die Rechnung machen!

Da ich im Augenblick noch nichts Rechtes arbeiten kann, so möchte ich eine Auswahl kleiner Schriften biograph. und lit.-historischen Inhalts (auch Nachträge zu Frischlin und Schubart) zusammenstellen, wozu ich Dich bitte, mir den Aufsatz über L. Baur, sobald Du kannst, unter Kreuzband zuzusenden.

Daß ein Brief an Dich Baur's letzte Arbeit war, ist schön; es

415. An Gervinus. Heilbronn, den 13. Dezember 1860.

Eben saß ich Abends mit meiner Tochter auf dem Sopha und erzählte ihr (nicht zum erstenmal), wie treu Sie und Ihre liebe Frau mich in meinem dunkeln Zimmer zu Berlin besucht, unterhalten und aufgerichtet haben: da kam der Postbote mit Ihrem Brief und Packet. Sie sind mir freundlich zuvorgekommen; ich wollte warten bis ich sicher annehmen könnte, daß mein Brief Sie wieder in Heidelberg treffe.

Herzlich habe ich bedauert, daß Ihre Wiederkehr nach Heidelberg nicht heiterer gewesen ist. Ihren Jugendfreund in Frankfurt habe ich nicht gekannt; aber von Dahlmann begreife ich ganz, wie sein Verlust Ihnen nahe gehen muß. Sicher aber hoffe ich, daß Ihre Stimmung sich indessen wieder heiterer gestaltet hat. Wer so wie Sie in und mit der Menschheit lebt, kann sich nicht in die Länge einsam, niemals abgestorben fühlen. Wie oft habe ich dies an Ihnen bewundert, wie oft mich Ihnen gegenüber beschämt gefühlt, aus dem Kreise des Persönlichen so wenig herauszukönnen, und selbst das Allgemeinere, was ich betrieb, doch nur als persönliche Neigung und Abneigung zu empfinden. Eben dies machte mir den Umgang mit Ihnen so zum Gewinn, daß ich durch Sie immer wieder an die großen, allgemeinen Interessen der Nation und der Menschheit erinnert wurde.

Doch hatten Sie jederzeit auch mit meinen persönlichen Geduld, und so erkundigen Sie sich auch jetzt freundlich nach meinem Ergehen in dem neuen Wohnort. Was zuerst meine Augen betrifft, so hat sich in dieser Hinsicht nichts verändert; ich muß sie eben sehr schonen und thue es auch, was freilich jetzt bei den langen Abenden, wo doch nicht bei Licht gelesen werden soll, etwas Peinliches ist. Hier am Orte habe ich das Gymnasium recht brav, die alten und neuen Bekannten freundlich und zuvorkommend gefunden; aber Stadt und Gegend sprechen mich nicht an, ein anregender Umgang fehlt mir, und was besonders schlimm ist, das mir so dringend nöthige Spazierengehen ist durch den unglaublichen und in Ihrer Gegend unerhörten Schmutz aller Straßen sehr erschwert. Ich sehe, ich habe mich der Heimath bis auf die Erdart hinaus entwöhnt. Dagegen kann ich

---

stark ist, berührt zuerst Baur's Zusammensein mit V. in Baden-Baden, wo sich jener im Herbst 1860 zur Erholung von einem ersten Schlaganfall auf-

von meinem häuslichen Leben nur Gutes melden. Wir leben recht freundlich und gemüthlich zusammen, und das kommt mir eben jetzt, wo ich mich nicht in die Bücher stecken kann, recht zu Gute.

— Meines Freundes Vischer „Reise" habe ich hier angetroffen und gelesen; mir schien immer, Sie können den Mann nicht leiden; ich möchte wissen, was diese Schrift auf Sie für einen Eindruck gemacht hat; ich finde möglich, daß Sie bei allem Gegensatz der politischen Ansicht (in dem auch ich mich mit ihm finde) doch dem Verfasser geneigter geworden wären, was mich freuen würde.

416. An Vischer.

Heilbronn, den 29. Januar 1861.

Seit Deinem werthen Brief vom 20. December habe ich nun auch das 2. Heft Deiner neuen Krit. Gänge erhalten, und bin eben mit einer kurzen Anzeige fertig geworden, die ich darüber, oder mehr über die neuen Krit. Gänge überhaupt, an die Grenzboten schicken will[1]). Daß ich das erste nicht angezeigt habe, mußt Du mir verzeihen; über Politik kann ich wohl privatim meine Meinung haben, aber nicht öffentlich sprechen. Dein Aufsatz über Hamlet hat mir viel Freude gemacht und ich bin im Wesentlichen ganz einverstanden. Nur über Einzelnes glaube ich (in der Anzeige sage ich dies nicht) ließe sich noch streiten. Davon, daß die schneidenden Reden Hamlets gegen Ophelia eigentlich der als lauschend vorausgesetzten Königin (oder König) gelten, davon kann ich mich bei wiederholtem Lesen immer weniger überzeugen. Mit Opheliens Unschuld magst Du Recht haben, was Sh.'s Intention betrifft; dann liegt aber in den Liedern, die sie zuletzt singt, nach unsern Begriffen ein Fehler. Endlich möchte ich mich in Betreff des Monologs: Sein oder Nichtsein 2c. Sh.'s gegen Dich annehmen. Ich glaube nicht, daß in demselben, wie Du S. 115 sagst, der Schlüssel zu Hamlets Wesen gegeben werden soll, sondern er redet sich hier nur ebenso das Handeln gegen sich selbst aus, wie er sich sonst das gegen den König ausgeredet hatte. Es ist eben nur ein Beispiel weiter für das, dessen psychologischen Grund zu suchen uns überlassen bleibt, daß nämlich Hamlet gegen jede That, sobald er einmal nachzudenken angefangen hat, Gründe zu finden weiß; es ist ein Symptom neben andern, nicht die Krankheitsursache hinter ihnen. Daß nun aber

1) Sie erschien dort im Februarheft.

ein solcher Grund, wie er ihn in jenem Monolog ausspricht, dem H. nicht ebenso gut anstehen sollte, wie der, mit dem er sich die Benutzung des Augenblicks, wo der König betet, wegräsonnirt, sehe ich nicht ein; es sind eben Zeitvorstellungen, die Sh. ihm leiht, wie die vom Fegfeuer ꝛc.

Mit Deiner Aesthetik wird es Dir wahrscheinlich gerade so gehen, wie mir mit dem L. J. Beide werden wir neue Bücher machen müssen; was jedenfalls auch viel leichter ist, als die alten umbauen. Bei Dir liegt nun zwar zwischen der ersten Ausarbeitung und der neuen nicht die lange Zeit, wie bei mir, auch bist Du wohl innerlich eher zu einer solchen Umarbeitung organisirt. Allein ganz gleichermaßen mahnt uns beide die Richtung und das Bedürfniß der Zeit zu totalem Umguß in populäre Formen. Was mir in Berlin Freund Batke eingeredet, erst das alte gelehrte Buch wieder aufzulegen, dann das neue populäre zu machen, habe ich so viel wie aufgegeben. Mein Buch war vor 25 Jahren der Theologie auf den Leib zugeschnitten: wie kann es für die heutige zurechtgemacht werden? Im besten Fall des Gelingens bekäme es dann 2 Schwerpunkte, zwischen denen es wie ein knappender Tisch hin und her wackelte. Allein ich könnte es auch gar nicht machen. Was mir je gelungen ist, ist es dadurch, daß ich in eine Stimmung kam, die mich während der ganzen Arbeit emportrug und hielt. Wo sollte aber bei einer solchen Flickarbeit eine Stimmung herkommen? Freilich, ob auch nur aus der populären Arbeit etwas werden wird, steht dahin. Die Aufgabe ist sehr schwer, und hier fehlt es mir durchaus an Anregung. Die Bücher habe ich so ziemlich beisammen (ich las zuletzt Volkmars Religion Jesu, ein bei einzelnen geistreichen Blicken doch durch seinen überschwenglichen und übermüthigen Ton, sein mystisches Schönthun mit Kirchlichkeit ꝛc. widerliches Buch; kennst Du den Mann?); aber ich kann mit Niemand darüber reden, und das sollte man doch, um sich die Stimmung zu geben und zu erhalten. Dabei muß ich mich mit meinen Augen sehr in Acht nehmen, kann bei Licht nur wenig arbeiten, obwohl sie sich, was den operirten Fehler, das Schiefsehen und Doppeltsehen betrifft, ganz correct halten.

417. An Meyer.

Heilbronn, den 5. März 1861.

Mit Ihrer Idee, Ihren Rameau zu einem Diderot umzuarbeiten, bin ich höchlich einverstanden, und will Sie dringend ermuntert haben, es ja zu thun. Es ist immer nicht gut, eine Arbeit ganz liegen zu lassen, am wenigsten eine erste; wogegen es höchst naturgemäß ist, eine solche in der Art, wie Sie es beabsichtigen, weiter auszudehnen. Gewiß auch verdient Diderot, mehr als Voltaire und selbst mehr als Rousseau, eine monographische Darstellung cum amore et humore[1]. Was Ihr Manuskript über die Kaulbachsbilder betrifft, so habe ich darüber insofern kein Urtheil, als mir die Bilder unbekannt sind; im Ton wäre vielleicht etwas zu mildern, jedenfalls dächte ich, senden Sie es einmal als Probe Ihrer Feder und zur Anknüpfung eines Verhältnisses an J. Schmidt[2], zu welchem Behuf ich ein Schreiben an ihn beilege.

418. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, Gründonnerstag 1861.

— — Was fürs Erste das Politische betrifft, so bin ich über das, was Du von der Bedeutung unsrer Zeit sagst, vollkommen mit Dir einverstanden; bei Deinem Helden Bonaparte aber möchte ich etwas schärfer zwischen den Folgen seines Thuns und seinen Absichten unterschieden wissen. Daß die erstern zum Theil, wie namentlich für Italien, gut waren, liegt vor Augen, aber nicht minder auch, daß die Sache zum Theil ganz gegen seine Absicht gelaufen ist. Ein einheitliches Italien hat er offenbar nicht gewollt, und wenn er den Papst fallen läßt, so werden ihm das die Italiener noch theuer genug abkaufen müssen. Ich bestreite nicht, daß er gewisse Ideen der Zeit sich angeeignet hat, aber nur als Mittel zu seinen durchaus eigensüchtigen Zwecken. Er will in Frankreich herrschen, darum muß er Frankreich befriedigen, für die verlorene Freiheit entschädigen, seiner Ruhm- und Raubsucht schmeicheln, und dazu paßt er jede Gelegenheit ab. Um Oestreich zu zerbröckeln, rief er die Nationalitäten auf; um es in Italien zu entwurzeln, gibt er auch den Papst preis; seine Wühlereien in Polen gelten Preußen nicht minder als Rußland, und daß er nach der Rheingrenze über kurz oder lang greifen wird, scheint mir ausgemacht. Daß, wenn dies erfolgt, es mittelbar gute Folgen nach sich

1) „Mit Liebe und Laune." — 2) Damals Redakteur der Grenzboten.

ziehen, uns zur Einigung u. s. f. helfen kann, ist möglich; das wird dann aber ganz ebenso wider seinen Willen sein, als die Erhebung Deutschlands seit 1813 wider den des alten Bonaparte war. Es hat in den Jahren 1805 u. s. w. auch Männer, und zum Theil recht wackere Männer in Deutschland gegeben, die für Napoleon schwärmten, und doch können wir darauf jetzt nur als auf eine beklagenswerthe Verirrung zurücksehen.

Die religiöse Frage anlangend, wird es von einer verschiedenen Auffassung abhängen, ob das Christenthum auch in moralischer Absicht Deine Vorwürfe verdient; ich glaube so viel jedenfalls beweisen zu können, daß aus dem Sumpf des faulenden Heidenthums ohne dasselbe nicht herauszukommen war. Noch viel sicherer scheint mir das zu stehen, daß, wer auf die jetzige Zeit wirken will, nämlich aufbauend, nicht blos zerstörend, wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christenthums behalten muß. Man muß vorerst mit Preisgebung des Historisch-Wunderhaften und damit des Dogmatischen, das Wesentliche seines sittlichen Gehalts festhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde. Ein Katechismus, wie Du davon schreibst, wäre allerdings eine schöne Sache, aber ich glaube nicht, daß er in den nächsten 20 Jahren geschrieben wird. Dazu sind die Dinge noch nicht weit genug. Ob ich ihn schreiben könnte, ist dann noch eine andere Frage, auf die ich nicht so aus dem Stegreif antworten kann; so etwas muß ich langsam in mir operiren lassen.

419. An Gervinus.

Heilbronn, den 26. März 1861.

Aus Ihrem l. Schreiben vom 20. v. M. habe ich mit Vergnügen ersehen, daß Sie mit Ihrer l. Frau sich wohl befinden und meiner in alter Treue noch gedenken. Ganz besonders interessirt hat mich die Nachricht von dem Hauskauf: ich wünsche, daß Sie beide es lange gesund und frisch bewohnen mögen. Wäre ich noch in der Plöck[1]), wie nahe wohnten wir uns jetzt!

Auf die Freude über Hitzig's Hinkommen wirft auch bei mir das seltsame Hemmniß, das sich Zeller's Berufung entgegensetzt, einen trüben Schatten. Sollte nicht der seitdem bekannt gewordene Umstand,

1) Die Straße, in der Strauß während des größeren Theils seines Heidelberger Aufenthalts wohnte.

daß der Herr Bruder in Baiern dem gefährlichen Manne die Abfassung einer Geschichte der deutschen Philosophie anvertraut hat, Ihren Serenissimum einigermaßen beruhigen? Ich selbst weiß unmittelbar von Zeller lange nichts; ich hoffe immer, er kommt die Ostern einmal unversehens her. Ein solcher Besuch wäre mir sehr wohlthätig. Nach dieser Seite hin ist meine Existenz hier äußerst mangelhaft, und es hat mir bisher jede Veranlassung gefehlt, mich mehr in das gesellige Leben hineinziehen zu lassen. Selbst über Politik ist hier zu Lande kein vernünftiges Wort anzubringen; es ist Alles binnenländisch versumpft und versauert, und keinem andren deutschen Lande wäre der Anschluß an ein größeres Ganze gesünder.

— Meine theologischen Vorarbeiten habe ich unterdessen immer fortgesetzt, und zwar die zum Leben Jesu, wo ich die seit 10 Jahren aufgelaufene Litteratur durcharbeite und excerpire. Daß mich das viele leere Stroh oft müde macht, werden Sie mir glauben; ich wäre auch längst erlahmt, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine theologische Spitzbuberei mich in wohlthätigen Aerger versetzte. Ob ich, wenn einmal die Vorarbeiten beendigt sind — was aber noch gute Weile hat, — zunächst eine neue Auflage des alten oder gleich ein neues populäres Buch machen soll, darüber schwanke ich noch und will mir die Entscheidung bis zuletzt vorbehalten. Zur Erholung habe ich mich im Augenblick in den alten Reimarus vertieft, und wenn ich meinem Wunsch gemäß von meinem Hamburger Freunde Cropp mit biographischem Material unterstützt werde, gedenke ich zunächst ein kleines essay über ihn zu schreiben. Es ist dies auch kaum ein Seitenschritt von meinem eigentlichen Vorhaben.

Daß ich der „Zeit“ als Mitarbeiter beigetreten bin, wissen Sie. Zwar machte mich das Fehlen Ihres Namens stutzig, und ich erklärte es mir aus der bekannten politischen Differenz, in der ich auf Ihrer Seite stehe; doch da meine Mitarbeiterschaft vorzüglich für die Beilage gewünscht war, und auch das politische Programm im Allgemeinen immer das unsrige ist, trug ich kein Bedenken, Häusser's Einladung anzunehmen. Gleichwohl möchte ich doch genauer wissen, wie Sie sich zu dem Unternehmen verhalten. Meine Chiffre ist Capricornus[1]), damit Sie mich künftig kennen.

1) Das Zeichen des Steinbocks.

420. An Zeller.

Heilbronn, den 15. Mai 1861.

— — Ganz auf dieselbe Linie fiele insofern die Arbeit, zu der Du mich so freundlich aufforderst. Gewiß, ich weiß das Vertrauen zu schätzen, das Du und die Familie unsers verstorbenen Lehrers und Freundes mir durch diesen Antrag beweiset. Auch lockt mich das treffliche Material, das Du mir dazu in Aussicht stellst, nicht wenig. Allein es stehen entscheidende Bedenken entgegen. Des Details der kritischen Forschungen, wie sie Baur seit 20 Jahren angestellt hat, werde ich mich wohl nie mehr so ganz bemächtigen können, daß ich des Stoffes Meister würde. Meister dieses Stoffes bist nur Du, und es ist mir ganz unbegreiflich, wie Du eine Arbeit, zu der Du in jeder Hinsicht berufen bist, an mich weisen magst. Denn was das Formelle betrifft, worin Du mir ein besondres Geschick zutraust, so hast Du dieses ebenso gut, und bist Dir dessen nur deßwegen vielleicht nicht bewußt, weil es bei Dir Nebensache ist. Gleichwohl würde ich auch so möglicherweise den Versuch machen, was ich leisten könnte, stünde nicht noch ein tieferes Bedenken entgegen. Wenn Ihr Euch fraget, ob wohl Baur, hätte man mich ihm als seinen Biographen vorgeschlagen, damit einverstanden gewesen wäre, so werdet Ihr, und wirst insbesondere Du, gewiß nicht mit Ja antworten können. Baur hat mich immer als seinen Ruben (Genesis 49, 3. 4) betrachtet, und dieser Ruben war wenigstens ehrlich genug, Dir die Josephsstelle von Herzen zu gönnen, und das Urtheil unseres Erzvaters, soweit es Dich betraf, selbst zu bestätigen. Erwäge nun aber, welcher innere Widerstand meiner Arbeit in dem Bewußtsein entgegenstehen müßte, als ein Unberufener die Hand daran gelegt zu haben und wenn ich das Bild des Verstorbenen, statt freundlich mir zuwinkend, vielmehr mit abwehrend aufgehobenem Finger mir gegenüber sähe. Ich weiß, Du wirst mich nicht mißverstehen, und traust mir zu, daß ich den wunden Fleck, den in meinem Verhältniß zu Baur einem so lautren Freundesherzen, wie das Deine, zu verhehlen unrecht wäre, durch den Balsam der objectiven Betrachtung der Sache auszuheilen wissen werde.

Sollten auch Deine anderweitigen und weitaussehenden Geschäfte mit der griechischen und dann neueren Philosophie unter den Gründen gewesen sein, die Dich von der Selbstübernahme der biographischen Arbeit ablenkten, so glaube ich, daß ein Werk von Dir über

einen solchen Gegenstand auch nach Jahren noch willkommen und am Ort sein wird.

421. **An Rapp.** Heilbronn, den 9. August 1861.

Unsere verstorbene Freundin Emilie[1]) hat mir in einem versiegelten Packet nicht nur meine Briefe, sondern auch die anderer Personen letztwillig übergeben lassen, unter anderen auch Deine Briefe, worüber Du nun bestimmen magst. Ich habe nun durch das Lesen ihrer und meiner Briefe ein gutes Stück meines und auch unseres (ich meine Dich) gemeinsamen Lebens rekapitulirt, von 1836 an bis 1842, wo ein Deichbruch alle bisherigen Pflanzungen zusammenreißt; dann also von 1848 erneute Korrespondenz, in der nun meine Kinder den Hauptgegenstand ausmachen. Eine Veränderung aber ist im Lauf der Jahre in der Briefstellerin nicht zu verkennen. Ihre religiösen Ansichten hatten früher in Uebereinstimmung mit ihrer ganzen Persönlichkeit einen ziemlich freien Wurf. Ein keckes Wort gegen Pfaffen- und Obskurantenthum verletzte sie nicht allein nicht, sondern sie erlaubte es sich selbst. Das wird später anders. Ihre früher mehr natürliche Frömmigkeit wird immer kirchlicher. Daß sie ehedem ihrer Mutter die Bücher Mosis mit ihren Opfergesetzen vorlesen mußte, erhielt sie in der Opposition; als sie es nicht mehr mußte, las sie dergleichen von selbst. Mittheilung über religiöse Dinge wurde später zwischen uns unmöglich; sie duldete meine Stellung nur noch an mir als Ausnahme, das mußte unsern Verkehr Eintrag thun; und doch zürne ich mir jetzt, daß ich mich nicht leichter darüber hinweggesetzt habe. — Einem solchen Schatze von Liebe und Treue, als in diesen Briefen enthalten ist, stehe ich nun freilich mit schmerzlicher Beschämung gegenüber. Ganz habe ich sie nicht vergelten können, weil ich sie eben nicht ganz erwidern konnte; aber konnte ich's nicht doch weit mehr, als ich's that? — Schreib mir bald wieder; wie lange wird's währen, so sind auch wir oder doch einer von uns bei Tullus und Ancus[2]), wo das Postwesen noch schlecht sein soll.

422. **An Rapp.** Heilbronn, den 28. August 1861.

— — Dein Verhältniß zum Tod will mir auch nicht recht gefallen; bald wünschest, bald fürchtest Du ihn. Deine Unruhe scheint

1) Emilie Sigel. — 2) Altrömische Könige, „bei T. u. A." sagt Horaz für „Unterwelt".

mir die des Vogels zu sein, nach dem eine Hand in den Käfig hineinlangt und der nun außer sich darin hin- und herfliegt. Und ich glaube gar nicht, daß es schon so weit mit Dir ist. Du wirst zugeben, daß gerade von unserer Weltansicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes ganz besonders verlangt werden kann. Du besonders mit Deinem Naturdienst, was ist denn natürlich, wenn es der Tod nicht ist? Also hic Rhodus, hic salta[1]). Sollen die Töchter der Philister sich freuen, wenn sie unser einen im entscheidenden Zeitpunkt schwach werden sehen? Sieh, wie die alten Römer, selbst die Epikuräer, gestorben sind. Lies im Cornelius Nepos das Ende des alten Atticus. — Et riget amissa spina relicta rosa[2]), sagt Freund Ovid oder ein Anderer seiner Art. So geht es uns Allen. Willst Du Dich nun vom Tode mit dem Zuruf aufnehmen lassen: Lusisti satis, edisti satis atque bibisti[3]) und nicht lieber, selbst Dich beruhigend, sagen: Vixi et quem cursum dederat fortuna, peregi[4])?

Dieser Tage habe ich mit Brockhaus wegen meiner Schrift über Reimarus und einer Sammlung kleiner biographischer und litterarhistorischer Schriften contrahirt.

423. An Rapp. Heidelberg, den 8. September 1861.

— — Ueber Mommsen's Römische Geschichte bin ich mit Dir einverstanden. Bei aller Gelehrsamkeit und allem Scharfsinn ist es doch ein wesentlich styllloses Buch. Die Art, wie der Mann mit Pompejus, mit Cicero u. dergl. umspringt, ist auch mir im höchsten Grad zuwider gewesen. — Man fängt auch eine römische Geschichte nicht so an, daß von den Königen nur ganz beiläufig und verlorenerweise die Rede ist. Mag auch die Tradition noch so unhistorisch sein, auseinandersetzen muß man sich doch mit ihr, wenn auch nicht so ausführlich, wie Schwegler gethan hat. Manches freilich ist vortrefflich, z. B. die Schilderung des Pyrrhus — aber die Niebuhr'sche Unart, nervösen Sympathieen und Antipathieen Zaum und Zügel schießen zu lassen, verdirbt Alles. Welche sinnlose Idealisirung des Caesar! er ist ihm ja ordentlich ein Gottmensch, dieser geistvolle, liebenswürdige

1) „Hier ist Rhodus, hier tanze!" d. h. hier zeige, was Du kannst.
2) „Und starr hält sich der Dorn, ist auch die Rose dahin."
3) „Jetzt ist's genug bei Dir mit dem Spielen, Essen und Trinken."
4) „Nun ist vollendet der Lauf, wie mir das Geschick ihn beschieert hat."

Bruder Liederlich[1]). Wie gesagt, der Fehler des Buches oder vielmehr des Manns ist Mangel an historischem Styl. Der Historiker muß Abstoßung und Anziehung durch die Ruhe eines epischen Geistes zu würdiger Haltung ermäßigen; er darf tadeln, aber niemals schelten; loben, aber nicht außer sich kommen vor Bewunderung.

— Glaube nur nicht, daß Du allein alt und bresthaft werdest; ich spüre das Alter auch sehr, nicht blos am Körper, sondern leider auch am Geist. Die Weberschiffchen des Denkens schießen lange nicht mehr so schnell und leicht, wie sonst und das Gewebe verwirrt sich weit häufiger. — Non sum qualis eram bonae sub regno Cinarae[2]).

424. An Kuno Fischer.

Heilbronn, den 17. September 1861.

Auf Ihr letztes Schreiben war es mir einigermaßen bange; ich war mir bewußt, mit der Anzeige Ihres Schiller als Komiker, trotz des besten Willens, etwas Ungeschicktes gemacht zu haben, und war nicht sicher, wie Sie das aufnehmen würden. Sie haben es mit Nachsicht aufgenommen, und daran haben Sie gewiß recht gethan. Die Sache war diese: ich wollte öffentlich auf die Schrift aufmerksam machen, wobei Widerspruch gegen Eines oder das Andere bekanntlich nichts schadet; und wollte dies ungesäumt thun, unerachtet ich nicht ungestört war. Freund Hetsch war 8 Tage bei mir und lediglich auf mich angewiesen: da konnte ich nur auf Augenblicke mich an's Schreibpult stehlen, und in solcher Situation kann ich nichts Rechtes machen. Das hätte ich wissen können, und folglich warten sollen; aber mich verführte, wie so oft, die Ungeduld, die ihrerseits Folge der lebhaften Anregung war, die mir Ihre Schrift gegeben hatte. Daher das nach allen Seiten Ungenügende meiner Anzeige, die mangelhafte Begründung und der nicht immer bündige Ausdruck. Mit der Vergleichung des Hofmarschalls und der 2 Hauptleute meinte ich nur, daß mich jener wie diese weit über die bloße Satire hinaus gemüthlich-humoristisch ansprechen; ich dachte, ob sich nicht das Komische in beiden auf den Contrast des Hofpathos bei dem einen, des Dienstpathos bei den andern, mit dem hohlen Inhalt dieses Pathos zurück-

und Macdonald vielmehr wesentlich in ihrer falschen Gewissensberuhigung liegt. Doch wie gesagt, das sind treffliche themata für mündlich; Schade, daß Sie Ihren Gedanken, uns hier zu besuchen, nicht ausgeführt haben.

425. An Rapp.

Heilbronn, den 20. September 1861.

Weil ich Dich nicht selbst besuchen kann, schicke ich Dir ein Bildchen von mir. Die Veranlassung, daß ich es kürzlich machen ließ, gab Frau Gervinus, die ihrem Mann eine solche Duodez-Gallerie seiner Freunde schenken wollte. — Du mußt es nun eben gut verstecken, daß es kein Dekan und kein Prälat zu Gesicht bekommt, sonst schicken sie Dich noch auf einen höheren Schwarzwald hinauf, als wo Du schon bist.

Soweit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich singen.

Was den Cäsar betrifft, so habe ich natürlich nicht gegen ihn, sondern nur gegen Mommsen gesprochen. Ich halte ihn sehr hoch und werth und stelle ihn sowohl über Napoleon (als Menschen) als über Friedrich (als Genie). Aber nichts ist mir unleidlicher, als die dumme Art, dadurch zu idealisiren, daß man die Grenzen einer Persönlichkeit verwischt. Wenn mir also einer den Cäsar zu einem Normalmenschen macht, sage ich, daß Cäsar ein Lump war. Kommt mir dann aber einer und spricht von Cäsar wie von einem Lumpen und sonst nichts, so werde ich dem Sprecher zu verstehen geben, daß er ein Tropf ist.

426. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 7. Oktober 1861.

— — Was nun den Inhalt des 2. Theils Ihres Schreibens betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie tief er mir zu Herzen gegangen ist. Auch nicht wie groß für mich persönlich die Freude wäre, Sie in Heidelberg zu wissen, und so einer möglichen Wiedervereinigung mit Ihnen entgegensehen zu dürfen. Mit Zellers Berufung war es, als er mir vor etwa 3 Wochen schrieb, nicht weiter, als die Zeitungen meldeten, ein Ruf noch keineswegs ergangen. Dagegen können Sie sich denken, daß sowohl Reichlin-Meldegg leichter zu bestimmen war, auf ihn als auf Sie anzutragen,

wie daß Schenkels liberale Schwenkung jetzt auch manche freier Denkende und Ihnen Geneigte bewogen haben mag, einen von ihm unversöhnlich Beleidigten zu vermeiden. Was Gervinus betrifft, so dürfen Sie bei ihm auf die alte Freundschaft sicher rechnen, und so lieb ihm auch Zeller ist, so hat er doch gegen mich geäußert, daß ihn seine Aussichten nur halb freuen können, da er sich des Gefühls Ihres ersten Anrechts auf die Stelle nicht entschlagen könne. Nun komme ich in 8 Tagen nach Heidelberg, das ich im Herweg nur durchgereist bin, und werde jedenfalls Gervinus sprechen. Wünschen Sie, so trag ich ihm unter 4 Augen die Sache vor, und schreib' Ihnen dann seine Ansicht. Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen Beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, so lange nicht auch der Andre auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre, als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.

427. An Meyer.

Heilbronn, den 2. November 1861.

Durch Ihre litterarischen Sendungen haben Sie mir große Freude gemacht. Den Artikel über die Kaulbachsbilder zu Goethe las ich jetzt erst im Zusammenhang und fand ihn sehr gut und überzeugend. Das Stück Geschichte der französischen Malerei aber, welches das hier zurückfolgende Heft enthält, finde ich vortrefflich. Man sieht, daß Sie auf gründlichem Studium sicher fußen; die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben ist höchst belehrend, die Darstellung anschaulich, natürlich, gewandt, und doch ohne Pretension.

Ich kann Ihnen aus vollem Herzen zu diesem Eintritt in die litterarische Laufbahn gratuliren. Daß Sie bei solcher Arbeit recht innerlich glücklich sind, kann ich mir denken. Sie haben nun eine Thätigkeit gefunden, die Ihrem Leben Zweck und Inhalt gibt. Sie

428. **An Rapp.**

Heilbronn, den 5. November 1861.

Vor 8 Tagen war ich mit den Kindern bei Kerner. Sein elender Zustand, namentlich die Schlaflosigkeit, drückt ihn sehr darnieder, so daß er oft weint. Als er uns allein hatte (es war ein anderer Besuch da gewesen), thaute er auf, erzählte von den Besessenen und das so komisch, daß Alle lachten und er mit. Den Kindern ist er sehr merkwürdig und sie gehen gerne mit mir hin. Auch an anderen jungen Leuten habe ich das bemerkt, und es zeigt den natürlichen Sinn der Jugend für das Poëtische. Denn eine poëtische Natur wird Kerner bis zum letzten Hauch bleiben.

— Eine Ruthe habe ich mir über den Rücken gebunden durch einen Gedanken, den ich bei den hiesigen Professoren anregte: zu Gunsten der deutschen Flotte im Laufe des Winters eine Reihe öffentlicher Vorträge, jeder einen, zu halten. Der Vorschlag fand Anklang und so werde ich daran glauben müssen, etwas in Bereitschaft zu setzen. Goppelt, den ich auch anging, wand sich aalartig; quo teneam vultus mutantem Protea nodo[1])?

Uebermorgen jährt sich meine Berliner Operation; die Erinnerung und der gute Erfolg geben mir doch ein behagliches Gefühl. Mit Gräfe geht's doch auch wieder besser.

429. **An Rapp.**

Heilbronn, den 25. November 1861.

— Ich verfiel (bezüglich des Flottenvortrags) auf Lessing's Nathan, da kann der Special[2]) nachher wieder dagegen predigen, wenn er Lust hat. — Gestern wieder mit Fritz in Weinsberg gewesen bei Kerner. Er hatte Tags vorher Morphium genommen und schlief; nachher kamen wir doch vor. Er ist recht leidend, besonders durch Mangel an Schlaf und künstliche Schlafmittel nervös erregt. Er sprach vom Jenseits, von der ungeheuren Sternenwelt, von deren Bestimmung wir nichts wüßten. „Dagegen" sagte er „sind alle Astronomen und alle Philosophen nur Dreck", bat dann mich um Verzeihung, daß er mich mit dem Dreck nicht gemeint habe. Letzthin habe er Nachts beim Erwachen geglaubt, er sei 4 Apotheker, und seine Wär-

1) „Wie doch knot' ich ihn fest, den Gestalten wechselnden Proteus?"
2) = Dekan, eigentlich: „Specialsuperintendent".

terin Alles verschimpft, als sie ihm versicherte, daß er vielmehr Ein Doktor sei.

Wenn nur Du nicht so allein wärest. Ich kann nicht glauben, daß man Dir Schwierigkeiten wegen der Pensionirung machen sollte. Ich finde, daß ich allmählich gerner hier bin. Insbesondere ist mir der Spaziergang auf dem „Damm" (zwischen Neckar und Neckarsulmer-Straße), wohin ich sehr nahe habe, sehr lieb geworden. Hier fährt kein Wagen, gehen nur wenige Menschen; man wandelt auf einer schmalen, erhöhten Kante, zwischen Wiesen und Feldern, links Fluß — rechts die Hügelreihe, die der Wartberg eröffnet, ein stiller Weg ganz gemacht zur ruhigen Meditation. Von meiner Liebe zur Einsamkeit gäbe ich Dir gern ein Stück ab; mir ist's zu viel und Du könntest's brauchen.

430. An Zeller.

Heilbronn, den 24. Dezember 1861.

— — Das Baur'sche Werk[1]) ist, so weit ich bis jetzt davon gelesen, eine reife Frucht vieljähriger, tiefer Studien, eine köstliche Quintessenz der Kirchen- und Dogmengeschichte des Mittelalters, und reizt sehr das Verlangen, bald auch die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in seiner Bearbeitung zu erhalten. Ueberdies zweifle ich nicht, daß auch das zwischen beiden liegende, die Kirchengeschichte der Reformation und des 17. und 18. Jahrhunderts, sich leicht aus Baur's Heften müßte druckfähig herstellen lassen; so wie auch die exegetischen Kollegien, z. B. über Johannes (Evangel. und Apokal.), Römerbrief u. dergl. eine solche Bearbeitung bekommen sollten. Dann erst, wenn in diesen Arbeiten der ganze Umfang der Leistungen Baur's übersehbar vorliegt, kann auch, meines Erachtens, mit Erfolg zu einer Biographie geschritten werden. Einstweilen leistet Dein Artikel in den Preuß. Jahrbüchern, zusammengenommen mit dem in Sybel's Zeitschrift, alles Wünschbare.

Sicherers[2]) Gutachten über Deinen Kopf hat mir und den Freunden, denen ich es vorlas, großes Vergnügen gemacht; das Schönste ist doch immer, wo er aus der Diagnose in die Paränese übergeht: aber Geist und Verstand ist, bei aller Tollheit, doch unverkennbar darin.

1) Der dritte Band von Baur's Kirchengeschichte, der nach seinem Tod erschienen war. — 2) Vgl. S. 155.

Ich habe das unschätzbare Aktenstück wohl aufgehoben, bis ich etwas zu schicken habe — wofern Du es nicht früher haben willst.

431. An Rapp.

Heilbronn, den 25. Februar 1862.

Ich hatte einen Grippanfall, der mich 3½ Tage ins Bett sprach und noch länger ins Haus sprechen wird. Dieser leidige Umstand ist auch Schuld, daß ich an dem Leichenbegängniß unseres guten Justinus diesen Morgen nicht theilnehmen durfte; der Arzt hatte es entschieden verboten. So schickte ich Fritz, meine Stelle zu vertreten, der, seit wir hier sind, allemal mein Begleiter bei meinen Besuchen im Kerner'schen Hause und von ihm stets sehr freundlich aufgenommen war. Dabei sah der Junge zugleich Uhland und wie er in Allem Glück hat, wurde er ihm sogar als mein Sohn vorgestellt. — Während in Weinsberg dieses Trauerspiel sich entrollte, spielte hier auf meinem Zimmer ein Lustspiel. Jakob Winter (Theaterdirektor) war bei mir, um mir für meinen Artikel im Sonntags-Merkur[1]) zu danken. Ich bin dem Himmel aufs Neue dankbar für das bischen Talent, das er mir gab, da mir dieses so leicht macht, durch ein paar Zeilen, die ich schreibe, einen guten Kerl glücklich zu machen. Er konnte nicht genug sagen, wie er gestern von allen Seiten mit Glückwünschen deßwegen überhäuft worden sei, und was er sich noch weiter Erfreuliches davon verspreche. Uebrigens sind die wahren Leser für meinen Artikel unter den Todten: sie heißen Kauffmann und Hardegg. Während Winter noch da war, kam Karl Mayer[2]) von Kerners Leiche zurück und sprach sehr freundlich über Dich.

432. An Meyer.

Heilbronn, den 9. April 1862.

An der glücklichen produktiven Stimmung, von der Ihr Schreiben beseelt ist, nehme ich den herzlichsten Antheil und nehme sie zugleich für das Unterpfand einer schönen, thätigen Zukunft. Es ist so selten, daß einem das Glück zu Theil wird, eine solche Reise gerade zur rechten Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät, zu machen; um so glücklicher ist der zu preisen, dem es gelingt. Auf den Eingang Ihres zweiten Briefes freue ich mich nun sehr, nicht minder auf den der

Nummern der Grenzboten mit Ihrem Artikel über deutsche Kunst[1]). Auch darin sind Sie glücklich, daß Sie aus Deutschland gerade über die Dauer einer höchst betrübten Episode entfernt sein dürfen. Alles was sich seit 2 Jahren in dem politischen Leben der Deutschen von jungen Trieben geregt hat, ist für den Augenblick durch den Umschwung in Preußen wie durch einen Maifrost versengt und läßt die Flügel hängen. Bis nun die Einheitsströmung einen andern Ausweg gefunden hat, wird es Zeit brauchen; möglich, daß die Chançen für einen deutschen Mazzini kommen, da sich ein deutscher Victor Emanuel nicht finden will.

In meinen Privatkreisen geht Alles im alten Gleise fort. Unser guter alter Justinus in Weinsberg ist Ende Februar gestorben, wie Sie wohl aus der A. Ztg. ersehen haben, und ich habe ihm in unserem Schwäbischen Merkur einen Nachruf (Nekrolog)[2]) gewidmet.

433. **An Käferle.** Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— — Das Theologische betreffend, ist es mir eine wahre Beruhigung gewesen, daß auch Du, obwohl in raschem Umschwung, im Ganzen dieselbe Bahn der Ansichten durchlaufen hast, wie ich. Hat man die orthodoxe Ansicht aufgegeben, so steht zunächst der Schwärmer vor einem, aber ein so arger Schwärmer, daß es einem, je länger man zusieht, desto schwerer fällt, sich so viel Schwärmerei mit so viel Vernunft zusammenzudenken. So ist es nicht blos apologetische Schwachheit, wenn man sich immer wieder versucht findet, einen Theil des messianisch-eschatologischen Apparats in seinen Reden auf die Referenten zu überwälzen, oder mit Baur von der jüdisch-nationalen eine allgemeine menschliche Seite in Christus zu unterscheiden; der Fehler ist nur, daß dies zu abstrakt ausgedrückt, daß unterlassen ist, zu zeigen, wie eben diese beiden Seiten ineinander waren und durcheinander wirkten. Ich glaube, gerade vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus fällt es in die Länge unmöglich, eine so solide, gediegene Wirkung, wie das Christenthum und die Wiedergeburt der Welt durch dasselbe ist, aus einer so ungleichartigen Ursache, wie ein jüdisch-messianischer Schwärmer, und aus

seiner Vorhersagungen die Sache gewaltsam in's Innere zurückgeworfen und so nach und nach vergeistigt wurde. Wenn Du in Deinem 3. Briefe sagst: „Alles, worin er aufwuchs und lebte, verinnerlichen und vergeistigen, das ist sein friedlicher Beruf", so ist das gewiß das allein Richtige, und es kann sich nur darum handeln, das wieso? und wieweit? im Einzelnen nachzuweisen; — welches einem freilich durch die Beschaffenheit der Quellen schwer genug gemacht wird. Aber sowie man nur einmal diese Grundidee hat, so spürt man gleich, daß eine belebende und erwärmende Kraft von ihr ausgeht, man fühlt sich hingezogen und gehoben, und es muß, wenn man davon ausgeht, auch die schärfste negative Kritik des Mirakelapparats sich ganz anders ausnehmen, als eine restitutio in integrum eines entstellten hohen Menschenbildes erscheinen. Was gäbe ich darum, wenn ich über diese Materien bisweilen mit Dir mich besprechen, meine Geister durch die Deinigen beleben und ermuntern könnte!! — —

434. An Rapp. Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— Vischers 3. Theil Faust wirst auch Du erhalten und Dich daran ergötzt haben. Es ist wirklich oft ganz der alte Schartenmaier. Daß nicht Allen Alles darin gefallen kann, liegt in der Natur der Sache. Mir war das Büchlein ein höchst erfreulicher Beweis bewahrter Jugendlichkeit. —

435. An Kuno Fischer. Heilbronn, den 10. Juli 1862.

Ihr l. Schreiben vom 11. v. M. und bald darauf Ihre akademischen Reden sind mir richtig zugekommen und haben mir, jedes in seiner Art, herzliche Freude gemacht. Auf Ihre Fichterede hatte ich mich lange als auf diejenige gefreut, die mich nach so manchem Unzulänglichen, das bei der Gelegenheit zum Vorschein kam, befriedigen würde, und ich hatte mich nicht getäuscht. Daß Ihnen die Rede Mühe gemacht, glaube ich Ihnen umsomehr, je weniger man es ihr ansieht. Uebrigens war es doch eine Aufgabe wie gemacht für Sie und ich hätte wetten wollen, daß Sie bei der Gelegenheit den besten Schuß thun würden. Daß auch Ihnen die Fichtefeier wie sie insgemein betrieben wurde, wobei der Philosoph nur so mitlief neben dem Patrioten, ja ersterer dem letztern gleichsam verziehen wurde, daß auch Ihnen diese Art ein Mißgefühl erregte, war mir ein willkommener Beweis,

wie unsere beiderseitigen Herzuhren auch in der Entfernung noch gleich gehen. Stellen Sie sich aber auch vor, daß hier zu Lande für die Fichtestiftung (schon vor etwa 1 Jahr) ein Comité zusammentrat bestehend aus den Herrn Ob.-Hofprediger Grüneisen, Consistorialpräsident Köstlin rc., wobei dem Theologen nothwendig Matth. 23, 29 f. einfallen mußte. Die zweite Rede gab mir durch die darin zu Tage tretende Virtuosität in präciser Formulirung nnd anschaulicher Gruppirung philosophischer Probleme einen Einblick in Ihre Vorlesungen und durch ihren wahrhaft Lessing'schen Schluß einen erhebenden Eindruck. Sie klagen über Cotta und mögen wissen warum; daß er aber Ihre Reden (wie mein sel. Rektor in Ludwigsburg zu sagen pflegte) „höllisch nobel" ausgestattet, muß man ihm lassen. Schade, daß Sie nicht auch die neue Auflage Ihrer Geschichte der Philosophie, zu deren Nothwendigkeit ich Ihnen von Herzen Glück wünsche, bei ihm erscheinen lassen können.

— Von meinen Arbeiten ist wenig zu sagen. Ich wälze eben fort und fort mein Faß, uud bin, nachdem ich nun so ziemlich alles Neuere über die Materie gelesen, im Augenblick mein eigener Leser, d. h. ich lese mein mir ganz fremd gewordenes Leben Jesu wieder. Ob etwas herauskommen wird, weiß ich nicht. Oft fällt mir dabei eine Stelle aus Spittlers Württemb. Geschichte ein. Als der Herzog Eberhard Ludwig, nachdem er 20 Jahre mit der Grävenitz gelebt, sich wieder mit seiner Gemalin vereinigt hatte, hoffte er von ihr noch Descendenz zu gewinnen, und beim ersten Anschein gesegneter Umstände stellte man Kirchengebete an. „Man betete bis in den 11. Monat, erzählt Spittler, aber auch im 11. Monat stellte weder Prinz noch Prinzessin sich ein" . . .

436. An Gervinus.

Heilbronn, den 17. August 1862.

— — Ein anderer Grund, der mich das Wort gegen Sie so lange nicht finden ließ, lag in Ihrem Brief, wo mich Ihr Urtheil über meinen Kerners-Nekrolog — nicht gekränkt, denn ich hatte das Ding nicht gern, mithin, wie ich wohl wissen konnte, auch nicht gut gemacht — sondern erschreckt hatte. Sie hatten aus jenem Aufsatz

sei Ihnen anderweitig klar geworden, und sah in jenen Worten eine Art von Absagebrief, wo es dann wirklich Ihrer Herzlichkeit gegen meine Tochter bedurfte, um mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Kurz über die Sache zu sein, so glaubte ich meine Fähigkeit, mit einer verfehlten Richtung zu brechen, in meinem Urtheil über Kerner's Magnetica hinlänglich gezeigt zu haben; ihm selbst aber den gleichen Sprung über den Graben zuzumuthen, hinderte mich der Umstand, daß ich, als ich mich von seinen Ansichten trennte, ein junger Mensch, er ein um 22 Jahre älterer fertiger Mann war; und daß ich ihn in meinem Urtheil persönlich mit Schonung behandelte, dabei bin ich mir keiner Cameraderie, sondern des Geltenlassens der Eigenthümlichkeit, worin ich möglicherweise zu weit gehen mag, bewußt, auch zog ich vor, manchen Tadel, statt ihn auszusprechen, nur scherzhaft anzudeuten. Doch ich bin gewiß, wenn Sie den eigentlich gegen meinen Aufsatz geschriebenen Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (von Rümelin) gelesen haben, werden Sie von selber auf mildere Gedanken über den erstern gekommen sein.

437. An Rapp.

Heilbronn, den 18. September 1862.

— Mit Kuno Fischer machte ich eine kleine Reise nach Urach und Tübingen, jenes, um ihm eine der schönsten Gegenden unseres Landes zu zeigen, dieses, um die alte Heimath in guter Gesellschaft einmal wieder zu sehen. Wir hatten das schönste Wetter und waren sehr zufrieden mit unserer Unternehmung. In Tübingen war schon Alles fort, nur den Stiftsbibliothekar Preuner[1]) trafen wir noch, der uns auch sehr gefällig überall herumführte. Im Stift freute ich mich der alten Räume sehr; auf meiner ehemaligen Repetentenstube fand ich freilich ganz andere Geister eingezogen, indem die Wände mit lauter Bildern von Mystikern und Frommen behängt waren. —

438. An Zeller.

Heilbronn, den 24. September 1862.

— — In der Sache finde ich weniger, daß Du mir Unrecht geben werdest; auch hast Du gewiß in dem ganzen Zusammenhang der Anzeige[2]) meine correcte Gesinnung gegen Baur nicht verkannt.

---

1) Jetzt Professor in Greifswald. — 2) Von Baur's Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in der „Süddeutschen Zeitung" 14.—16. Aug. 1862.

Ich leugne nicht, daß in den letzten Jahren, seit ich mich wieder mit Theologie beschäftige, beim Durchlesen der Arbeiten Baur's über die Evangelienkritik in Deiner Zeitschrift und sonst, mich öfters eine bittre Stimmung beschleichen wollte über die wegschiebende, überhinsehende Art, die er gegen mich beobachtet; eine solche Stimmung gegen einen Mann, den ich, er mochte es mir machen, wie er wollte, dennoch nicht umhin konnte zu verehren und zu lieben, war mir überaus peinlich; um so wohlthätiger lösend trat nun dieses neueste Werk ein, das, eben weil er es nicht für das große Publikum bestimmt hatte, die Art, wie er für sich dachte und empfand, um so unbefangener sehen läßt.

Das Andenken an Baur in mir zu erneuern, war mir kürzlich auch eine Reise nach Tübingen Veranlassung, die ich mit Kuno Fischer, der uns mit einem Besuch erfreut hatte, machte; es war eben 26 Jahre, daß ich das letztemal dort gewesen war, mir also sehr Vieles, unter Anderem die Aula, mit dem höchst bedeutenden Bildniß Baur's, neu.

439. An Gervinus.

Heilbronn, den 24. September 1862.

Freund Kuno hat Ihnen, wie er mir schreibt, zuletzt Grüße von mir ausgerichtet und Ihnen gesagt, wie wir hier leben. Wir haben etliche angenehme Tage hier und etliche nicht minder erfreuliche auf einer kleinen Reise nach Urach und Tübingen miteinander verlebt, wenn auch seine Bitterkeit über die Schlußwendung seiner Heidelberger Berufungsangelegenheit bisweilen einen Schatten hineinwarf. Seine Geistesfrische und Regsamkeit hat mir recht wohlgethan, und auch die Kinder hat er auf's Neue an sich gezogen; nur innerlich milder habe ich ihn leider nicht gefunden.

Unterdessen ist auch die in Ihrem Schreiben vom Wildbad angekündigte erste Lieferung Ihres Shakespeare angekommen und von mir mit der Beflissenheit aufgenommen worden, wie ein Bekannter, dem man sich bewußt ist bei einem früheren Besuch nicht gerecht geworden zu sein. Die erste Bekanntschaft mit dem Buche machte ich in München, ehe ich mit Ihnen persönlich bekannt geworden war, und da werden Sie selbst begreiflich finden, daß mir Manches darin schroffer erschien, als es mir jetzt, da ich Sie kenne, erscheint. Ueber-

sachlich auf's Höchste interessirten und ergriffen, die Persönlichkeit des Autors aber dachte ich mir als eine so strenge, daß ich mir ein persönliches Verhältniß zu ihm für mich kaum als möglich denken konnte. Um so größer war aber auch meine Freude, als ich bei meinem Besuche bei Ihnen Alles ganz anders fand, und mich schon nach der ersten halben Stunde in einem innern Verhältniß zu Ihnen fühlte, das alle Bürgschaft der Dauer in sich trug. Bei Ihrem Shakespeare kam nun noch das hinzu, daß er mit vollem Stoß auf einen solchen traf, der sich ganz an Goethe aufgenährt hatte. Ein solcher bin ich nun zwar auch heute noch, und insofern wird an Ihrem Werke immer eine Seite bleiben, wo ich anders empfinde; aber meine ursprüngliche Verstimmung hat längst aufgehört. Ich habe, seit ich hier bin, wieder verschiedene Stücke von Sh., zum Theil mit den Kindern, gelesen, und dabei die Bemerkung machen können, wie gewaltig diese Sachen gerade auf unverkünstelte Seelen wirken, wie sich in diesen ganz von selbst die Vorstellung bildet, daß hier etwas ganz Einziges, mit nichts Anderem zu Vergleichendes sei. Und nun habe ich auch schon angefangen, mit den Kindern Ihre Erläuterungen derjenigen Stücke, die ich früher mit ihnen las, und das sind in diesem Hefte der Kaufmann von Venedig und der Sommernachtstraum, zu lesen, und freue mich, darin fortfahren zu können.

— Ich selbst werde nach Heidelberg schwerlich auch kommen, es würde mir gerade die Nähe der in frischer akademischer Thätigkeit jung gebliebenen Freunde das schmerzliche Gefühl geben, durch die Ausschließung von dieser Wirsamkeit vor der Zeit eingerostet zu sein. Bei Ihnen ist das etwas ganz Anderes, bei Ihnen war das Universitätsamt immer nur etwas nebenher, und Sie haben sich ohne dasselbe eine Stellung zu geben vermocht, wie ich es entfernt nicht im Stande gewesen bin. Sie werden mich nicht mißverstehen, als ob ich meine glücklicheren Freunde beneidete; ich darf mir mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß mir der Neid stets fremd gewesen ist; sondern ich komme von der Anklage des Schicksals zuletzt immer wieder auf die Selbstanklage zurück, daß ich beharrlicher, weniger empfindlich hätte sein und an dem Faden, den ich einmal fest gefaßt hatte fortspinnen sollen. Der Nachtheil, in den ich mich dadurch

die dem einmal geschehenen Uebel doch nicht abhelfen könnte, und so bin ich am Ende hier noch besser aufgehoben. Schwäbischer Patriotismus ist das aber nicht; wenn ich diesen je im Uebermaß hatte, was ich aber nicht zugebe, so hat mich mein nun 2jähriger Aufenthalt in der alten Heimath davon kurirt, indem mir, neben dem behaglichen persönlichen Verhältnisse, was den Stamm betrifft, die religiöse Dumpfheit u. s. w. recht widrig sich bemerkbar gemacht hat.

440. An Meyer.

Heilbronn, 18. Oktober 1862.

Daß mein Schreiben an Lammers in Betreff der Südd. Ztg. nichts gefruchtet, ist mir unangenehm, doch nicht unerwartet; die Kunst, wie auch Litteratur, soweit sie nicht politisch, ist sehr das Stiefkind bei diesen Leuten. Ihre weiteren Plane, wie Sie mir dieselben mittheilen, finde ich ganz verständig angelegt; nur Ihre Ansicht über den nächstliegenden Punkt kann ich nicht theilen. Der Autor, der mit einem Verleger über ein erst zu schreibendes Werk unterhandelt, hat allemal eine ungünstige Position, selbst wenn, wie in Ihrem Falle, die Grundlinien des Werkes schon gedruckt vorliegen. Immer ist es auch so kein fertiges Werk, und hier setzt eben das, daß es schon gedruckt ist, seinen buchhändlerischen Werth herab. Sicher werden Sie auch, wenn Sie einmal an die Ueberarbeitung gehen, mehr daran thun, als der Verleger jetzt denken wird, daß Sie daran thun werden, Sie zeigen ihm also jedenfalls jetzt die Sache in unvollkommenerem Zustand, als wenn Sie warten, bis Sie fertig sind. Und warum nicht warten?

Für ein geschlossenes Werk über die neuere deutsche oder die französische Malerei, besonders wenn es nicht zu groß und fachmäßig, sondern ein Buch für alle Gebildeten ist, findet sich ganz sicher ein Verleger und Sie können getrost an's Schreiben gehen. Welche Verleger sich hauptsächlich mit Kunstlitteratur befassen, das werden Sie vermöge Ihrer Kenntniß der einschlägigen Werke besser als ich wissen. In Stuttgart war, so viel ich weiß, die Buchhandlung Ebner u. Seubert Kugler's Verlagshandlung. Das Einzige, was vielleicht förderlich, doch gewiß nicht nothwendig sein könnte, wäre, daß Sie, ehe oder

daß Sie die Handhabe, die sich Ihnen in Baden bietet, zu benützen suchen. Gleich am Polytechnikum und der Kunstschule zu Karlsruhe sollte ein Lehrer der Kunstgeschichte willkommen sein. Wie Sie sich die Beschäftigung in Kultusangelegenheiten denken, ist mir nicht recht klar; in Bureauarbeiten würden Sie sich schwerlich finden

Im schlimmsten Falle ist Ihr Plan der Florentinischen Geschichte sehr einladend, und was das deutsche Interesse betrifft, so könnten leicht Zeiten kommen, wo der Patriot sich glücklich schätzen müßte, außerhalb Deutschlands beschäftigt zu sein. Wir haben uns getäuscht, es sind nicht in erster Linie die Fürsten, die unserem Heil entgegenstehen; das Volk ist noch zu dumm, d. h. nicht blos die Massen, sondern die Volksführer selber; beim Schützenfest in Frankfurt ist's für mich aufgebrochen, wie viel Wahn- und Blödsinn noch herrscht, — es war ein wahrer babylonischer Thurmbau mit seiner politischen Sprachenverwirrung —; Oestreich ist die babylonische Hure, die den deutschen Stämmen ihren Taumelwein einschenkt, die Circe, die die Gefährten des klugen Odysseus in Esel verwandelt, der Klumpfuß an dem sonst wohlgebildeten Körper unseres Volkes. Eine Einsicht durchzusetzen, wenn sie einmal allgemein in einem Volke ist, geht nach Umständen schnell; aber die Einsicht erst zu schaffen, die Leute gescheidt zu machen, dazu braucht's Zeit — und Schaden, noch mehr Schaden, ohne den die Menschen einmal nicht klug werden. Ich wollte sagen: Sie können sich Jahrelang in Italien aufhalten und kommen in Deutschland doch noch zu bald zum Essen.

441. An Meyer.

Heilbronn, den 9. November 1862.

Durch Ihr vorgestern erhaltenes l. Schreiben haben Sie mir große Freude gemacht. Ich darf es als ein omen im besten Sinne nehmen, denn wovon Sie wollen, daß ich es schreiben solle, davon schrieb ich eben am 9. Bogen der Einleitung. Sie haben ganz richtig gesehen, daß in meiner Vorrede zu den Huttensgesprächen ein Wendepunkt meiner Beschäftigungen, eine Rückkehr zu meinen theologischen Anfängen liegt, daß die Schlange Anstalt macht, sich in den Schwanz zu beißen. Ich habe, seit ich hier bin, nichts als Theologisches getrieben, alles was seit der Zeit, daß ich der Sache nicht mehr genau gefolgt war, über evangelische Kritik geschrieben worden, gelesen und excerpirt, und bei der Gelegenheit auch mein altes Leben Jesu wieder-

gelesen. Es war mir wie ein fremdes Buch, und ich freute mich, daß es doch mein eigenes war. Es ist eine gute alte Klinge, wenn sie auch vielfach zerhackt worden ist. Aber man muß das Buch (dessen Auflagen vergriffen sind), liegen lassen, wie es ist, und das Ganze neu machen.

Darin bin ich in der Art, wie Sie schreiben, soeben begriffen. Statt der analytischen Methode des früheren Werkes muß nun synthetisch zu Werke gegangen, und während dort geflissentlich zur Abhaltung der Laien griechische Wörter rc. als Fußangeln in den Weg gestreut waren, darf jetzt im Texte kein Wort vorkommen, das nicht jeder Gebildete verstehen könnte. Aber ich fühle freilich sehr, daß ich nicht mehr 26 Jahre alt bin, wie damals, da ich das erste schrieb. Es geht langsamer und schwerer.

Worin, die Ansicht selbst betreffend, zu ändern sein wird, das haben Sie, lieber Freund, sehr richtig herausgefunden. Meine jetzige Ansicht über den Punkt ist kurz diese. In Jesu war die Messiasidee nicht das Erste, sondern der Drang nach einer besseren Religion, zu religiöser Hebung seines Volks überhaupt, also wenn Sie wollen, der prophetische Trieb. Erst von hier aus trat er der Messiasidee näher und glaubte zu finden, daß sie, richtig gefaßt, nichts anderes als eben jenes enthalte. Nun war er sich freilich selbst der Messias, aber da er wohl wußte, daß die Messiasvorstellung der Uebrigen eine ganz andere war, so ging er in dieser Beziehung sehr vorsichtig zu Werke und setzte, als ihn die Jünger, die er selbst darauf kommen ließ, als den Messias erkannten, sogleich den Dämpfer der Leidensverkündigung darauf; Matth. 16, 13 ff., 21 ff.

Es ist übrigens dieser Punkt, da die Evangelisten offenbar den wahren Sachverhalt nicht mehr kannten, von äußerster Schwierigkeit, und ein sicheres, ganz festes Ergebniß kaum zu hoffen. Eine schwere Frage ist für mich immer die: Hat Jesus geglaubt, in den Wolken des Himmels wiederzukommen? Wenn nicht, wie konnte er sich für den Messias halten, den Menschensohn (aus Daniel) nennen? Und wenn ja — ist er dann nicht ein Schwärmer, wie nur irgend einer? Aber

führlichen Schilderung, Matth. 24, die jedenfalls ex eventu ist, sondern von kürzeren Reden wie Matth. 10, 23. 16, 28. 26, 64.

In Betreff des jüdischen Gesetz- und Opferwesens komme ich immer mehr auf die Ueberzeugung, daß ihn die Evangelisten und schon die Judenapostel nach seiner Hinrichtung, zahmer darstellen, als er war. Um geduldet zu werden, sagten sie, er habe es nicht so bös gemeint, und traten, zumal sie ihn selbst nicht ganz verstanden hatten, hinter seinen Standpunkt um mehrere Schritte zurück. Sein Auftreten bei der sogenannten Tempelreinigung hatte (vide Reimarus) keinen Sinn, wenn er nicht dem ganzen Opferwesen zu Leibe wollte.

Die Reden der ψευδομάρτυρες[1]) sind mir von jeher bedeutsam gewesen. Und nun sehen wir auch, warum die Judenapostel diesen Posten aufgaben. So wie Stephanus ihn wieder nehmen wollte, mußte er fort. Paulus machte es klüger. Er nahm die Idee wieder auf, aber leitete sie nach außen, auf die Heidenwelt.

Vorige Woche war der alte Brockhaus auf einer Reise nach Ober-Italien einen Tag hier und bei uns über Tisch. Wir fuhren zusammen nach Weinsberg und bei der Gelegenheit sprach ich ihm auch von Ihnen, Ihren Reisen und jetzigen Beschäftigungen, wobei er äußerte, daß dergleichen kunstgeschichtliche Arbeiten jetzt sehr beliebt seien. Auch mit Ihrer äußeren Stellung machte ich ihn bekannt, weil es immer ein Vortheil ist, von einem Buchhändler nicht für einen hungrigen Litteraten gehalten zu werden. Sie können also künftig an diesem Faden bequem anknüpfen. Und wenn Sie den Gedanken festhalten, über meine opuscula etwas zu schreiben, so haben Sie's noch näher. Er sagte mir, Kuno Fischer um eine Anzeige für die Bl. f. litt. U. gebeten zu haben. Allein er hat ja noch die deutschen Jahrbücher und was weiß ich sonst für Zeitschriften und wird Ihnen für einen Artikel sehr dankbar sein. Die preußischen Jahrbücher hatten schon eine, freilich sehr kurze Anzeige. Die kl. Schriften wünschte ich als Essays beurtheilt; man muß den guten Deutschen alles vorsagen, sonst kommen sie nicht darauf[2]).

---

1) [illegible] Matth. [illegible], 61. Mr. 14, 57. — 2) [illegible]

442. An Kuno Fischer. Heilbronn, den 7. Januar 1863.

Das gestrige Erscheinungsfest, wo man, wie die Leute sagen, zuerst den wieder zunehmenden Tag spürt, hatte ich mir als Termin festgesetzt, wo, falls bis dahin kein Brief von Ihnen einliefe, ich Ihnen meinerseits schreiben wollte. „Atqui. Ergo!“[1]) Zwar haben Sie, wie ich durch Hilgenfeld weiß, meinen Einschluß an diesen bestens und prompt besorgt; ferner haben Sie, was mir Brockhaus zusandte, meinen Reimarus und Kl. Schr. mit gewohnter Freundlichkeit für mich und so angezeigt, daß ich wünschte, ich hätte Ihre treffende Analyse der Reimarus'schen Kritik schon für das Werklein selbst benutzen können; daß aber bei alledem ein Brief von Ihnen ausbleibt, und so lange ausbleibt, muß mich auf allerlei Gedanken führen. Daß irgend etwas in Ihren eigenen Zuständen oder dem Befinden der l. Ihrigen die Ursache Ihres Schweigens sein sollte, kann ich nicht annehmen; denn das möchte auch sein, was es wollte, so würde es Sie nicht an jeder Mittheilung verhindern; ich muß also vermuthen, daß Sie mir aus irgend einem Grunde böse sind; als solcher möglicher Grund aber stellt sich mir nur die fatale Angelegenheit mit Heidelberg und Zeller dar. Von letzterem machte ich Ihnen in meinem letzten Schreiben einige Mittheilungen als Antwort auf eine Anfrage, die ich mit Ihrem Gutheißen, ja gewissermaßen in Ihrem Auftrag, an ihn gerichtet hatte. Daß ich mich überhaupt in diese Angelegenheit gemischt habe, so gut meine Absicht dabei auch war, mache ich mir jetzt zum Vorwurf, denn unklug war es auf jeden Fall, und in meinen Jahren ist es Zeit auch einmal klug zu sein; Sie sehen natürlich diese Sache anders an, als ich, der ich mich zwar der Karlsruher und Heidelberger Mitspieler in dem Handel in keiner Art annehmen will, aber Zeller's Benehmen dabei nicht ebenso verwerfen kann. Daß er, nachdem durch Ihre anfängliche Weigerung die Gedanken der maßgebenden Persönlichkeiten auf ihn gelenkt waren, dies nicht zurückwies, finde ich nicht tadelhaft, und daß er, als er hernach erfuhr, daß Ihre Gedanken sich Heidelberg zugewendet hatten, keinen Schritt that, das bisher für ihn Geschehene rückgängig zu machen, sondern den Handel als Sache

Nun sehen Sie aber hier freilich an einer hübschen Probe, was es mit meiner demnächst 55jährigen Klugheit auf sich hat: indem ich mich anklage, in meinem frühern Schreiben auf ein gewisses Thema mich eingelassen zu haben, komme ich noch einmal und noch tiefer hinein, und wenn also mein voriger Brief etwas übel gemacht hat, muß dieser es noch ärger machen; deswegen es hohe Zeit ist, davon abzubrechen.

443. An Zeller.

Heilbronn, den 8. Januar 1863.

— — Ich bin begierig zu vernehmen, wie Du Dich in Heidelberg — akademisch und gesellig — eingelebt hast; mit Gervinus zusammenhängend umzugehen, ist Dir gewiß viel werth; so sehr er alle Sachen von einer andern Seite sieht als wir, so trifft man doch in der Regel schließlich mit ihm zusammen, — außer etwa in aestheticis, wo ich am wenigsten mit ihm fortkommen konnte und noch kann. Er nimmt mir da Alles zu praktisch, moralisch, politisch, und hat für das reine, den Geist entfesselnde Spiel in der Kunst keinen Sinn. So macht mir sein Shakespearecultus, so viel Treffliches er über dessen Dichtungen an's Licht gefördert hat, doch schließlich nicht wohl, er macht mir einen Eindruck wie das Wesen der Swedenborgianer mit Swedenborg, ich empfinde etwas Unreifes, Exclusives, dem ich davonlaufe. Doch das sind Kleinigkeiten; aber wie viel werth ist der ganze Mann, wo trifft man solche Lauterkeit der Gesinnung, solchen Adel des ganzen Wesens, mit so viel Milde und Humanität? Ob er für eigentlich persönliche Freundschaft (für politische gewiß) Sinn hat, habe ich freilich öfters gezweifelt.

444. An Käferle.

Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Da ich nicht weiß, ob Du den Merkur liesest, so weiß ich auch nicht, ob Du schon Kenntniß hast von der traurigen Nachricht, die ich Dir heute mitzutheilen habe, daß nämlich heute vor 8 Tagen mein guter Bruder gestorben ist. Ich wollt' es Dir von Darmstadt aus, wohin ich auf die unerwartete Nachricht eilte, schreiben, kam aber dort im Drang der Umstände nicht dazu. Seit Weihnachten war er leidender als sonst, doch nicht schlimmer scheinbar als schon öfters; nur 2 Tage hütete er das Bett, als am Abend des 2. Tags, nachdem er

die wir vornehmen ließen, ergab eine Verwachsung der einen Herzklappe und eine beträchtliche Verengung des Durchgangs für das Blut, die möglicherweise einen langsamen und sehr schmerzlichen Tod hätte zur Folge haben können. Ich geleitete ihn mit seinen 4 Söhnen und 2 Schwägern zum Grabe, wo die Heidelerchen aus dem nahen Wäldchen erbaulicher zu hören waren, als des Pfarrers Gebet. Nachher sprach ich im Kreise der Familie noch ein paar Worte, die ich soeben für die nächsten Freunde drucken lasse, und Du in der nächsten Woche in 2 Exemplaren (eins für Freund Holland) erhalten wirst. Ich weiß, Du wirst dem Verstorbenen ein freundliches Andenken bewahren, und es freut mich, ihn in dem Gedächtniß gerade meiner liebsten Freunde fortlebend zu wissen.

Da er an meinen wissenschaftlichen Arbeiten von jeher innigen Antheil genommen, besonders aber für die Schrift, die ich jetzt unter der Feder habe, ihrer Bestimmung für das Volk wegen sich lebhaft interessirte, so gedachte ich im Stillen, ihm diese zu widmen, und hatte etwa um Weihnachten, mitten unter der Arbeit an dem Buche, die Dedication entworfen. Allein da ich den Bruder überraschen, auch von einem noch nicht fertigen Buche keine Dedication zum Vorschein bringen wollte, so schrieb ich ihm nichts davon. Bisweilen beschlich mich die Furcht, er möchte es nicht erleben, und nun ist es wirklich so gegangen. Meine Schwägerin, der ich den Entwurf zeigte, versicherte mich unter vielen Thränen, eine größere Freude hätte ich ihm nicht machen können.

445. An Amalie Strauß.

Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Liebe Schwägerin!

Ich bin wohlbehalten aber betrübt nach Hause gekommen, und noch bis diesen Augenblick nicht im Stande gewesen, mich wieder ganz zu fassen und zu sammeln. Wie wird es erst Dir sein — und doch glaube ich, war unser Weggehen gut; Du warst, die sonstigen Besuche dazugerechnet, allzusehr im Getümmel.

Diesen Morgen habe ich die Blättchen von Wilhelms Hand, die

Originale gewissenhaft zurück; sei aber so gut, was Du noch Aehnliches findest, mir ja Alles mitzutheilen.

Wegen der Rede habe ich mir es überlegt, und zur Ehre des Verstorbenen, wie zu Deiner Bequemlichkeit als das Passendste gefunden, sie in 50 Exemplaren zur Mittheilung an Freunde drucken zu lassen, wovon Du in nächster Woche die Hälfte bekommen sollst, die andere will ich austheilen. — — —

Und nun lebe für heute wohl, auf's Herzlichste gegrüßt
von Deinem treuen Schwager
D. F. Strauß.

446. An Meyer. Heilbronn, den 13. März 1863.

— — Für Ihren Aufsatz[1]) finde ich das Lob, das ihm zu Theil geworden, wohl verdient; ich habe ihn unter Vergleichung des Bildes gelesen und Ihre Ausstellungen wohlbegründet, klar und maßvoll ausgesprochen gefunden. Die Frage drängte sich mir am Schlusse auf: Wenn die Malerei doch die Legende nicht mehr zum Gegenstande nehmen soll, und die Geschichte nicht zum Gegenstand nehmen kann, was bleibt ihr dann? Genre und Landschaft sind ganz schöne Fächer, aber sie haben ein Höheres über sich; worin soll dies bestehen? Kann es wirklich die Geschichte nicht sein? und liegt es nicht vielleicht blos daran, daß man die rechte Art, die Geschichte malerisch zu machen, noch nicht gefunden hat? Wäre es nicht das, sondern die Geschichte wirklich kein Stoff für die Malerei, dann müßte man sich gestehen, daß deren beste Zeit vorüber und von jetzt an nur noch eine Nachblüthe möglich sei. Wie Sie sich zu dieser Frage stellen, wäre mir sehr interessant zu wissen; ich habe keine feste Ansicht darüber, und bin für jede bessere Belehrung empfänglich.

Wie freut mich Ihr rüstiges Fortarbeiten. Die Zeit, die einem so verfließt, ist die glücklichste des Lebens. Für mich ist sie leider vorbei; ich bewundere unsern Neumann, der mit 65en noch so frisch und produktiv ist; ich bin's leider schon mit meinen 55 nicht mehr.

Meine Arbeit geht wohl so nach und nach vorwärts, aber es ist nicht mehr der Zug wie sonst. Auch wird es die letzte, wenigstens die letzte größere sein, die ich mache.

1) „Die deutsche Kunst und Kaulbachs Zeitalter der Reformation", Grenzboten 1863. I. S. 241 ff.

447. An Rapp.

Heilbronn, den 24. März 1863.

— Vischer habe ich durch seinen Sohn einladen lassen, wenn er ins Land kommt, uns hier zu besuchen, ob ers thun wird, muß ich erwarten. Ich denke, die pallida mors[1]), die bei einem und dem andern anklopft, sollte mahnen, die sich rasch verkürzende Frist nicht durch kleinen Zank zu verlieren.

448. An Schöll.

Heilbronn, den 18. April 1863.

So eben habe ich Deinen Goethe-Staatsmann[2]) vollendet, und muß Dir gleich für die Freude und Belehrung danken, die Du mir dadurch gewährt hast. In Jahren habe ich nichts gelesen, das mir so im Innersten wohlgethan, mich so eigentlich erbaut hätte. Was gibt es auch Schöneres, als wenn Etwas, das man immer gern geglaubt hätte, das man aber gegen die offenliegenden Schwierigkeiten und Einwände durchzusetzen nicht im Stande war, wenn das einem nun von einem mit allen Belegen Ausgerüsteten nachgewiesen und außer Zweifel gestellt wird? Du hast mit dieser Arbeit etwas überaus Dankenswerthes geleistet, was die ganze Ansicht von Goethe's dichterischer Entwicklung umgestalten muß, und worin zugleich für die Verständigung über Wesen und Bestimmung moderner Poesie die bedeutendsten Fingerzeige enthalten sind. Schon die Blumenlese aus Goethe's Selbstbekenntnissen während der 10 ersten Weimar'schen Jahre, die Du zusammengebracht hast, ist unschätzbar. Im Einzelnen da und dort gelesen hat man das wohl auch, aber so zusammengedacht nicht. Dann welche Belehrungen, vor Allem zwar über Wilhelm Meister, außerdem aber noch über manche kleinere Dichtung Goethe's, schöpft man aus Deiner Darstellung; welche goldenen Worte hast Du nur z. B. über den auch mir immer besonders lieb gewesenen Mieding gesagt?

Wolltest Du freilich vor meinem lästigen Ceterum censeo[3]) gesichert sein, so hättest Du mir die Arbeit nicht schicken sollen. Denn daß dieses nun von meiner Seite verstärkt wiederkehren muß, ist na-

1) „Der blasse Tod.“ („An der Könige Schlösser und an des Armen Hütte klopfet gleichen Schrittes der blasse Tod an.“ Horaz.) — 2) Goethe

türlich. Ich bin gewiß, daß Du auch auf den philologisch-archäologischen Gebieten, die Dich Deinem Schreiben zufolge zeitweise seitabziehen, Licht und Verständigung bringend wirkst; aber, mit Merck zu reden, das können die Andern auch; dagegen uns über Goethe und seine Entwicklung als Mensch und Dichter solche Lichter anzünden, wie Du auch in dieser Arbeit gethan, das kannst unter den Lebenden — dies ist meine innigste Ueberzeugung — nur Du. Nun ist es ja gut, daß, wie Du schreibst, auch Goethe's Verhältniß zum Theater Dir Anlaß gegeben hat, Dich darüber auszusprechen; allein willst Du denn immer nur einem künftigen Biographen Goethe's Material liefern, da Du das Titelbild ausführen könntest? Am Ende liegt die Schwierigkeit für Dich darin, daß Deine Stellung Dir den Weimarschen Goethe besonders nahe und lebendig macht, und Du, um ein Ganzes zu liefern, mit dem Frankfurter anfangen müßtest. Aber ist das eine Schwierigkeit, die sich nicht überwinden ließe?

449. An Zeller.

Heilbronn, den 3. Mai 1863.

— — Von Vischers Besuch wird Dir Georgine gesagt haben, der ich davon schrieb; ich freue mich sehr, diese Differenz ausgeglichen zu wissen, so weit sie sich eben ausgleichen läßt; er legt auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift. Das hat etwas Unbehagliches, doch es ist nun einmal seine Art geworden, und so muß man sich drein ergeben.

450. An Meyer.

Heilbronn, den 11. Mai 1863.

— — Unsere Debatte über Geschichte als Vorwurf der Malerei betreffend, finde ich mich mit Ihrem Satze, daß dies nur insoweit angehe, als die Geschichte im allgemeinen Bewußtsein lebe, in voller Uebereinstimmung; nur halte ich die Erfüllung dieser Bedingung nicht für so schwierig und weitaussehend, als Sie sie dafür zu halten scheinen. Ist denn nicht für deu Engländer seine Elisabeth, Maria Stuart u. s. w., für den Franzosen sein Napoleon I. und die Hauptscenen seines Lebens, für den Deutschen, wenigstens prostetantischen Antheils, sein Luther, Friedrich II. u. s. f. — sind das nicht für die betreffenden Völker Figuren, die im allgemeinen Bewußtsein, in der

Phantasie eines jeden leben? Und hat nicht die ganze Litteratur der Gegenwart, auch in an und für sich schwachen Produktionen, wie so manchen historischen Romanen, die Richtung, dergl. Figuren immer mehr in das allgemeine Bewußtsein zu bringen? Vor 3 Wochen war Vischer von Zürich bei mir zum Besuch. Ich fragte ihn, ob er Ihre neueren Arbeiten gelesen habe; es fand sich, daß ihm in der Schweiz nur Einzelnes bekannt geworden war, wovon er mit Anerkennung sprach, doch hinzusetzte, der Fries'sche[1]) Einfluß sei ihm daran in bedenklicher Weise bemerkbar gewesen. Da, wie Sie sich erinnern, dies schon früher auch meine Beobachtung war, so muß an solcher übereinstimmender Wahrnehmung doch wohl etwas sein. Es versteht sich, daß ich dies, sowohl von Vischer, als von mir, blos Ihnen sage; ich setze also hinzu: Daß ein Landschaftsmaler, der an Ueberschuß der Reflexionsbildung über sein produktives Vermögen leidet, mithin am wenigsten in seinem engen Fach als Landschaftsmaler befriedigt sein kann, sondern von Herzen gern Historienmaler wäre, wenn es nur ginge, daß dieser, weil es eben nicht geht, zu seiner Beruhigung die Geschichtsmalerei für eine unmögliche Sache erklärt, ist sehr begreiflich; aber der Kunstkritiker und Kunsthistoriker thäte sehr unrecht, wenn er sich von der Bitterkeit des Malers anstecken ließe.

Ich habe Fries'ens Vorzüge als Künstler, wie als Mensch nie verkannt; aber wenn er in's Urtheilen über Raphael 2c. hineinkam, oder auch nur von Cornelius oder Kaulbach sprach, wurde mir des subjektiv pathologischen Beigeschmacks wegen wind und weh.

451. An Meyer.

Heilbronn, den 16. Mai 1863.

Aus Ihrem werthen Schreiben vom 13. ersehe ich mit Bedauern, daß mein letzter Brief Sie turbirt hat, was er gar nicht sollte. Und weil ich nicht möchte, daß diese Stimmung in Ihnen auch nur einen Tag länger dauern möchte, als nun schon nicht zu vermeiden ist, antworte ich gleich.

Nehmen wir also die Sache, wie sie liegt. Daß ich in Kunstsachen lediglich Dilettant bin, der auch dieses Dilettiren bald wieder

fernt lebt, wissen Sie am besten. Ebenso wußte ich meinerseits, daß ich Ihnen auf Ihre Mittheilungen über Ihre Kunststudien nichts zu geben hatte, als was ein Mann meiner Art aus seiner sonstigen Bildung dem, der sich in ein jenem fremdes Fach hineinarbeitet, bieten kann.

Hatte ich nun einmal Gelegenheit, über die Bestrebungen dieses Freundes mit einem Mann eben jenes Faches zu reden und eine Bemerkung dankbar von ihm zu vernehmen, die mir deswegen besonders auffiel, weil auch ich schon Aehnliches gedacht hatte, so erschien es mir als Pflicht, eine solche Bemerkung des Fachgenossen dem Freunde nicht vorzuenthalten. Daß die Meinungen des Technikers, mit dessen Hülfe der von der Seite der litterarisch-ästhetischen Bildung Herkommende sich in das Fach der Malerei hineingearbeitet hat, auf diesen einen bestimmenden Einfluß üben, von dem er sich nur allmählich loswickeln wird, das scheint mir eine so natürliche Sache zu sein, daß er sich derselben nicht zu schämen, oder die Vermuthung eines Dritten, daß es sich so verhalten möchte, als Kränkung aufzufassen hätte. Nur davor wird er sich in Acht zu nehmen haben, daß er sich nicht auch von dem in den Meinungen jenes Technikers bestimmen lasse, was nicht aus dessen technischem Vermögen, sondern im Gegentheil aus der Grenze dieses Vermögens, mithin aus seinem Unvermögen kommt. Das wäre aber gleichfalls etwas, das dem Besten begegnen kann, wovor man den Besten warnen darf. Daß der Warnende, d. h. ich, unserem Techniker hierin Unrecht thäte, wäre allerdings möglich.

Für alle pathologischen Erscheinungen, die aus zurückgetretenem Ehrgeiz, verschnupftem Selbstgefühl und dergl. herrühren, habe ich deswegen eine besonders scharfe Witterung, weil ich weiß, wie viel Mühe es mich selbst gekostet hat, dieses Zeug immer wieder auf die Haut herauszutreiben. Aber wie es in solchen Fällen geht, der Arzt, der sich auf eine gewisse Krankheitsart besonders eingeübt hat, sucht diese wohl auch, wo sie nicht ist. Das habe ich nicht vergessen, und will daher nur vermuthet haben.

Warum mir aber Ihre Stellung zur historischen Malerei, als solcher (nicht zu einzelnen Leistungen; Ihrem Urtheil über Kaulbach stimme ich ja, so weit ich es und ihn kenne, bei) wider den Mann ist, kommt daher, weil sie mir die geschichtliche Perspective verbaut. Wenn mir jemand sagt: mit der Plastik ist's zu Ende, denn die monumen-

tale, die wir allein noch haben können, ist nur eben noch das unterste Ende dessen, was in der guten Zeit Plastik war, so braucht er mir gar nicht erst die Ursachen auseinanderzusetzen, warum dem so sei, die Züge der neueren Zeit, die der Plastik widerstreben, das Fehlen derjenigen, die in der alten sie begünstigten; die Sache spricht für sich selbst. Sagt mir aber einer: Auch mit der Malerei ist's aus, so frage ich billig: warum? wie so? Antwortet er: nun, nicht schlechterdings aus; mit der Heiligenmalerei freilich — nun, wer sich noch das Zeug dazu zutraut, der mag's probiren; dann aber ist ja noch die Landschaft, ist das Genre, damit mag man sich noch lang ergötzen, nur mit der Geschichtsmalerei, die man an die Stelle der Heiligenmalerei setzen will, ist's nichts und kann nichts werden — so sage ich: wenn es so ist, so ist's in meinen Augen wirklich aus mit der Malerei, wie mit der Plastik, denn mit jeder Kunst ist's aus, deren Krone verdorrt ist, und die nur noch in Nebenschößlingen vegetirt. Dazu aber, daß es mit der Malerei ebenso aus sein müßte, wie mit der Plastik, kann ich die Ursachen weder in dem Wesen der Malerei entdecken, noch in den Eigenschaften unserer Zeit.

Gesetzt aber selbst, es wäre so, — denn gewiß könnte es ja doch niemand wissen, wie Sie selbst anerkennen, — so wäre es für den Kritiker und Historiker doch besser, von der besseren Möglichkeit auszugehen, als von der schlimmeren. Ich führe Ihnen eben Vischer als warnendes Beispiel an. Er hat einmal erklärt, in unserer Zeit sei keine ächte und volle Poësie möglich. Er hat nicht gesagt, sie sei für alle Zukunft unmöglich, sondern nur bis auf Weiteres, bis neue politische Zustände gegründet seien. Aber er hat aufgefordert, ihm von neuen Dichtungen zu zeigen, welche man wolle, in jeder erbiete er sich ein Haar zu finden.

Er hatte vielleicht, er hatte vermuthlich Recht. Aber er hat dadurch sich und der Sache, der er dienen wollte, sehr geschadet. Ein solches verbum mali ominis [1]) wendet dem Kritiker nothwendig alle jungen productiven Kräfte ab, beraubt ihn also des besten Theils seiner Wirksamkeit.

Doch genug und auch dies nur, um meine Meinung bei Ihnen

452. An Vischer. Heilbronn, den 22. Mai 1863.

Also letzten Sonntag hast Du Deine Uhlandsrede gehalten, wie ich aus den Zeitungen sehe; wozu ich bestens gratulire. Unterdessen ist ja nun auch Notter's Buch erschienen, und ich habe es so ziemlich durchgelesen. Es ist zwar eine eilfertige und auch sonst, wie der Verfasser selbst, etwas zapplige und fiselige [1]) Arbeit; doch bringt sie viel schätzbares Material, und auch das freie Urtheil, das sie sich überall erlaubt, hat mich gefreut. Auf bestimmte Begriffe zwar bringt sie die Mängel des Dichters nicht, auch tadelt sie ihn manchmal, wie mir scheint, am unrechten Ort; dafür bringt sie aber für manches Gedicht höchst werthvolle historische Aufklärungen, worunter mir besonders die vom Schwindelhaber viel Spaß gemacht hat, die auch wirklich für die Natur des poëtischen Aperçu typisch ist. Ich freue mich nun auf Deinen Uhlandsaufsatz in den N. Krit. Gängen [2]), und auch die Rede denke ich, wird wohl nicht ungedruckt bleiben.

— Ueber den letzten Sonntag war Schöll bei uns, er kam von Hohenheim, wo er noch ist, wir sprachen natürlich auch von Dir, und ich gab Acht, ob ich, wie Du vermuthetest, irgend eine Verstimmung seinerseits bemerkte; dies war aber nicht im Mindesten der Fall, er sprach von Dir mit aller Herzlichkeit und ohne Spur einer Kränkung oder eines Mißverständnisses. Hast Du seinen Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern über Goethe als Staatsmann gelesen? Es ist eine, wie mir scheint, sehr verdienstliche und bedeutende Arbeit, die eigentlich die Frage untersucht, ob Goethe's Eingehen in Staatsgeschäfte ihm als Dichter geschadet habe, welches mit Nein, im Gegentheil, beantwortet ist. Dabei zeigen sich Goethe's Verhältnisse und Thätigkeiten in Weimar während der ersten 10 Jahre (auf diese Zeit beschränkt sich der Aufsatz) so vielfach in neuer Beleuchtung, daß auch abgesehen von jener speciellen Frage die Lectüre höchst interessant ist.

Mit der Politik steht's gegenwärtig leider so, daß wir gar nichts zu streiten haben. Mit Preußen ist's ja bis auf Weiteres nichts, wie sollt' ich mich also dafür ereifern? Wie es sonst werden soll, sehe ich freilich nicht ab, man muß eben, scheint mir, vorerst abwarten.

---

453. An Schöll. Heilbronn, den 22. Mai 1863.

— — Gestern früh war ich auf dem Kirchhof mit der Leiche eines guten alten Herrn, des Kaufmanns H....., wobei ich mich über den Pfarrer (der noch unser bester ist) und diese ganze christliche Art, natürlich menschliche Verhältnisse und Schicksale ins Unnatürliche zu verzerren und zu entmenschen, dergestalt alterirte, daß ich, so wie ich nach Hause gekommen war, zur Nachachtung für meine Kinder eine Verordnung aufsetzte, die jede Betheiligung eines Geistlichen bei meiner dereinstigen Leiche untersagt. Der Pfarrer sprach ganz gut über den Verstorbenen, auch wirklich manches Gute; aber alles war durch den Fischthran, in den es getaucht war, ungenießbar gemacht. Wie traurig, dachte ich, wenn die Menschheit gerade bei solchen Anlässen, wo sie sich besinnen sollte, was sie ist, statt über das, was vorliegt, ernsthaft und männlich nachzudenken, lieber mit tauben Nüssen spielt. Denn lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt, ja es sehr übel nehmen würde, wenn man ihr dabei einmal die beliebten Kinderklappern und Kreuzertrompeten nicht zu vernehmen gäbe. Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können? Sind und bleiben denn Lügen ihre unentbehrliche Nahrung? — —

Ich könnte noch lange so fortschreiben, will aber abbrechen.

454. An Vischer. Heilbronn, den 17. Juni 1863.

Künzel sagt — damit ich Deinen Brief von hinten herein beantworte — er habe gleich wie ich ihm zum erstenmal Deinen Auftrag ausrichtete, nach Leipzig wegen der Bilder geschrieben, er wolle jetzt moniren.

Nämlich von hinten herein habe ich auch Dein Buch — das 4. Heft der Krit. Gänge, gelesen, das mir seitdem zugekommen ist. Du wirst Dir das so gedacht haben. An den ersten Aufsatz kam ich schon deßhalb schwer, weil mir lange Nichts von öffentlichen Dingen so widerwärtig war, als dieses Frankfurter Schützenfest. Ueberhaupt schon bin ich für dieses Ueberhandnehmen des Festwesens in unsrer Zeit nicht eingenommen. Das Schöne und Wirksame daran sei nicht

verkannt, aber es ist doch auch viel Bummelei dabei. Und es fragt sich, ob für das Volksleben so viel damit gewonnen wird, als für das solide Familienleben damit verloren geht. Das Frankfurter Schützenfest im Besonderen aber gab mir eine trostlose Vorstellung von der babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung, die in Deutschland über das Eine, was uns Noth thut, herrscht.

Heilsame statistische Lection, wirst Du sagen, wohl bekomms! Du hast nicht Unrecht; aber die Moral dieser Lection war für mich, daß es mit Deutschland auf gütlichem Weg nicht gut werden kann. Es ist jedem Stamm noch viel zu wohl hinter seinem Ofen, als daß sie unter Einen Hut zu bringen wären. Da Du das föderative Verhältniß selbst als ungenügend aufgibst, so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich Recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Oestreicher, Baiern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr Unrecht thust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben — aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnöthigt, und es faktisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Oestreich, Baiern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk ganz wie die HH. Orges u. Cie. als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst, hat mir wirklich leid gethan. Also mit Preußen gehts dermalen nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Theil der andern Stämme nicht will; aber mit Oestreich sehe ich nicht ein, wie es jemals gehen soll, so lang es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat, und so lang es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentirt gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens: wir müssen erst, mit Zimmermann zu reden, wieder in den Tigel, die Stunde der Noth muß kommen, da wirds dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden.

Die Stelle gegen Goethe im 2. Aufsatz fand ich nicht so anstößig im Zusammenhang, als sie mir bei der mündlichen Erwähnung

erschien; obwohl ich immerhin sagen muß, es wäre zu bedauern, wenn Du Dich durch ursprünglich harmlose Späße immer mehr in einen Gegensatz gegen Goethe hineintreiben ließest, den Du ursprünglich gar nicht in Aussicht genommen hattest. Denn ich bleibe dabei: wir stehen auf Goethe und graben uns selbst die Wurzeln ab, wenn wir uns wider ihn stellen.

Vor allem Andern also hab ich Deinen Aufsatz über Uhland gelesen, und zwar mit immer gleichem Genuß und ungetheiltem Beifall. Ich bedaure doch, daß wir nicht auch Deine Rede erhalten sollen, sie enthält gewiß noch Manches, was der Aufsatz nicht enthielt; vielleicht findest Du doch noch eine Art, sie wenigstens theilweise mitzutheilen.

Ich habe meinen Vortrag über Nathan, obgleich er sehr in usum Delphini[1]) gemacht war, doch, weil man auch den Delphinen predigen soll, und weil mein guter Bruder sich so erbaut davon fand, in den Deutschen Jahrbüchern abdrucken lassen[2]), es wird auch noch ein Separatabdruck gemacht, wovon Du ein Exemplar erhalten sollst; daß ich mich darin der Dichtung gegen einige Deiner Ausstellungen, ohne Dich zu nennen, angenommen, wirst Du mir nicht übel nehmen; Du verfährst als Mann des Fachs streng, der Dilettant darf dem Dichter schon mehr durch die Finger sehen.

In meiner theologischen Arbeit bin ich jetzt bei der Auferstehung, also demnächst fertig. Sie hat sich zuletzt noch gestreckt, so daß ich jetzt zwei gleiche Bändchen (zu ca. 400 Seiten jedes) bekommen werde, auch hat sie mir weiterhin mehr Freude und Muth gemacht. Was weiter wird, muß sich zeigen. Auch mir hat ein dortiger Pfarrer geschrieben, ob es wahr sei, daß ich ꝛc.? er habe eben etwas Aehnliches schreiben wollen. Resp.: Solls nur thun.

455. An Meyer.

Heilbronn, den 5. Juli 1863.

Ihre mir freundlich zugesandten Architekturartikel[3]) trug ich im Ränzchen auf den Schwarzwald, wohin ich vorige Woche auf einige

---

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2. — 2) Jetzt steht er Ges. Schr. II, 43 ff. Im Vorwort zu diesem Bande S. VII ist zu berichtigen, daß der Vortrag 1861 (9. Decbr.) gehalten wurde, 1863 im Juniheft der Deutschen Jahrbücher und 1864 als eigene Schrift erschien. — 3) „Die Münchener Maximilianstraße und der moderne Baustil". Grenzboten 1863, II, S. 361 ff., 411 ff., 441 ff.

Tage gegangen war, um mich ein wenig zu erfrischen, und las sie in der „Sonne“ zu Herrenalb theils Vormittags nach dem Frühstück, theils Abends zu einem Schoppen Klingelberger, mit großem Behagen. Sie gaben mir zwar einerseits das Gefühl meiner Unwissenheit, indem mir viele der technischen Ausdrücke elend unbekannt waren und ihre Bedeutung von mir nur aus dem Zusammenhang errathen werden mußte; andererseits jedoch machten sie mir das Vergnügen, dasjenige, was ich im Jahr 1858 beim Durchwandern der neuen Straße dunkel empfunden hatte, mir in bestimmten Gedanken und mit sicheren Beweisen entgegenzubringen. Es standen zwar damals noch bei weitem nicht alle die Gebäude, wovon Sie reden, aber des Gasthofs „zu den vier Jahreszeiten“ und mehrerer andern, ich meine auch eines Regierungsgebäudes, erinnere ich mich doch noch sehr genau, sowie auch dessen, wie ganz anders, wie viel bedeutender die Berliner Neubauten, obwohl auch nicht ohne Tadel, auf mich wirkten. Ich bin begierig, von Ihnen zu vernehmen, wie die Artikel in München gewirkt haben.

Meine kleine Schwarzwaldtour war dadurch veranlaßt, daß ich mit dem Concept meiner Arbeit, vorbehältlich einer noch ausstehenden Schlußbetrachtung und noch etlicher anderer Nachträge, endlich fertig geworden war; ich ging über Pforzheim und Neuenbürg nach Herrenalb, Dobel und Wildbad, zum Theil in Erinnerungen an meinen guten Bruder, der vor 2 Jahren noch mit seiner Familie einige Wochen in Herrenalb gewesen war, zum Theil einen lieben Freund, der Pfarrer auf dem Dobel ist, — mit Vorsicht, um ihm nicht zu schaden, — besuchend. Die nur 4 tägige, aber meistens zu Fuß gemachte Reise hat mir sehr gut gethan, und ich hoffe nun, bis zum Oktober meine Arbeit vollends druckfertig machen zu können.

Hoffentlich thut Ihnen und den lieben Ihrigen der schöne Landaufenthalt recht wohl. Uebertreiben Sie's nur nicht mit der Arbeit; Sie haben Zeit, da Sie Jugend haben; in meinen Jahren hat man alle Ursache, sein bischen Grummet noch unter Dach zu bringen, ehe der Winter kommt.

Ist denn Neumann jetzt wirklich nach Berlin gegangen? Die Deutsche Politik ekelt mich gegenwärtig an; es ist doch Alles leer Stroh gedroschen und kann nicht gut werden, ehe es erst recht schlecht wird. Lassen Sie uns jeden sein Feld bauen, am Ende werden wir der ge-

meinen Sache so besser gedient haben, als wenn wir uns politisch heiser geschrieen hätten.

Haben Sie Vischer's Aufsatz über Uhland im 4. Heft seiner Krit. Gänge gelesen? Er wird Ihnen gewiß auch gefallen. Auf Schöll's Aufsatz über Goethe als Staatsmann in den Preuß. Jahrbüchern v. J. habe ich Sie, glaub' ich, schon aufmerksam gemacht. Mein Vortrag über Nathan ist nun im Juniheft der D. Jahrbücher gedruckt, aber der besondere Abdruck soll erst noch gemacht werden, den ich Ihnen senden kann.

456. An Vischer.

Heilbronn, den 18. Juli 1863.

— — Ich bin vor 3 Wochen ein paar Tage im Schwarzwald gewesen, habe in Pforzheim den seltsamen Volks- und Arbeitermann Moriz Müller, der mir schon allerhand Flugschriften zugeschickt hatte, kennen gelernt, dann in Herrenalb und Dobel Holland und Käferle besucht. Ich war nämlich mit dem Concept meiner Arbeit, eine kurze Schlußbetrachtung abgerechnet, fertig geworden; jetzt hab' ich noch allerlei neu- und auch einiges früher Erschienene nachzulesen, und darnach noch da und dort etwas zu bessern. Vor Wintersanfang wird die Sache nicht druckfertig werden. Bin ich damit fertig und habe noch etwas Arbeits- und Unternehmungslust übrig, so wäre freilich, wie Du schreibst, Goethe ein schöner Gegenstand. Allein dieses Weges werde ich — außer genießend, schwerlich mehr kommen. Sondern was ich machen möchte, ja eigentlich für Schuldigkeit halte, daß es einer von uns macht, das ist eine Moral oder vielmehr eine populäre Glaubens- und Sittenlehre; denn wenigstens die Punkte von Gott und Unsterblichkeit müßten nothwendig auch darin zur Sprache kommen. Wir sagen immer, wir wollen die Moral nicht aufheben, denn, was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe sich für uns aus dem Wesen des Menschen selbst als Pflicht; allein wenn man mich heute beim Wort nähme, so käme ich in keine kleine Verlegenheit, da dieser Zusammenhang für uns doch weit mehr erst im Gefühl und Instinct als im klaren Denken vorhanden ist. Insofern ist es zunächst ein eigenes Bedürfniß, das ich mit einer solchen Arbeit befriedigen würde; und auf jeden Fall werde ich, sobald ich arbeitsfrei bin, einmal in der neuern anthropologisch-moralischen Litteratur eine Umschau halten.

Was Du von dem schwierigen Styl in Schöll's Arbeiten sagst,

ist freilich wahr und ein Uebel; indeß habe ich an einzelnen seiner intricaten Sätze die Probe gemacht und Wort für Wort unter die Lupe genommen, und ich muß sagen, daß ich in jedem einen sehr bestimmten Sinn und auch den Grund entdeckt habe, warum er es gewählt hat. In dem, was er von Goethe's Naturstudien sagt, ist mir besonders das klar geworden, wie hierin eigentlich Goethe's Religion bestand und er nach dieser Seite ein sehr religiöser Mensch gewesen ist. Die Altersphrasen, von denen Du schreibst, wirken auf mich nur komisch, ich stelle mir gleich Kauffmann vor, der sie mit humoristischer Grandezza vorzutragen wußte.

Der Politik habe ich auf einige Zeit — nicht gerade ungern — Ferien gegeben. Die Nothdachprojecte haben für mich nicht das mindeste Interesse. Ob das so oder so, etwas besser oder schlechter wird, ist einerlei, da es doch nichts Rechtes werden kann. Das mögen die politischen Flickschneider machen, ich kann mich nicht dafür begeistern, ja nicht einmal dafür interessiren. Das Kurze und das Lange an der Sache ist, daß die liebe deutsche Begeisterung sich einmal wieder übernommen hat. Sie glaubte den Zweck zu wollen, wie es aber an die Mittel ging, fand sie, daß sie die Mittel nicht will. Mit solchen Leuten ist nichts anzufangen. Die kann nur die Noth beten lehren. Und sie wird's auch.

457. An Zeller.

Heilbronn, den 23. September 1863.

— — Aus Deiner Anzeige des Renanschen Werks[1]) habe ich mit Zustimmung gesehen, daß Du den Mann nicht so gering anschlägst, wie Andere thun. Rechnet man den durchlaufenden Grundfehler, die Ansicht vom 4. Evangelium, ab, so ist viel Gutes in dem Buche. Allein es scheint, der Mann kann nicht Deutsch, und hat Baur's Werk nicht gelesen; denn ein so guter Kopf wie er ist, würde er dieser Evidenz sich nicht verschlossen haben.

458. An Zeller.

Heilbronn, den 25. November 1863.

— — Die Henoch- und Esralitteratur habe ich jetzt nach Möglichkeit durchgegangen, und bin nun so ziemlich überzeugt, daß in Bezug auf das Adlergesicht in 4. Esra Hilgenfelds Deutung (die

1) Süddeutsche Zeit. 1863, Nr. 427.

Federn = die Seleuciden, die 3 Häupter = Cäsar, Antonius und Oktavian) sich nicht halten läßt, sondern Volkmar oder Gfrörer, welche beide die 3 Häupter auf die 3 Flavier, die Federn und Gegenfedern auf Kaiser und Gegenkaiser — aber in verschiedener Art, beziehen, Recht haben. Bei Henoch wird die Partie, auf welche es in Betreff der Messias-Vorstellung hauptsächlich ankommt, cap. 37—71, von beiden Theilen (von Köstlin nicht) für nachchristliche Interpolation angesehen, womit ich einverstanden bin; wogegen mir Volkmars Beziehung des Uebrigen auf die Zeit Barkochba's noch sehr zweifelhaft ist.

459. An Zeller.

Heilbronn, den 28. November 1863.

— — Du wirst auch ein paar Stellen finden, die sich auf Baur beziehen; mit der Art, wie ich sein Werk über Johannes einführe, wirst Du zufrieden sein; wo ich mich abwehrend zu ihm verhalte, habe ich mich bestrebt, zwischen dieser nothgedrungenen Abwehr und der Liebe und Verehrung, die ich für ihn habe, die Mittellinie zu finden; Du darfst aber — und ich bitte Dich darum — auch hier Alles streichen, was Dir nicht gefällt; ich erkenne Dich zwischen dem Vater und dem Freund unbedingt als den gerechten Schiedsrichter an.

460. An Zeller.

Heilbronn, den 17. Dezember 1863.

— — Bist Du auch erbaut von der Oestreichisch-preußischen Politik in Schleswig-Holstein? Es ist wieder wie immer: Oestreich hat für sich ganz Recht, nur Preußen ist mit Blindheit geschlagen, daß es sich im Verein mit Oestreich einen Arm abhaut, und Deutschland — wird doch endlich einmal lernen, daß Oestreich es mit ihm verständigerweise nie gut meinen kann, Preußen aber nur unvernünftigerweise schlecht.

461. An Zeller.

Heilbronn, den 16. Januar 1864.

— — Den neuesten Nachrichten aus Frankfurt zufolge müßten wir jetzt eigentlich den Krieg bekommen, und es wäre zu wünschen,

ihnen jetzt die Italiener gegen Oestreich zu Hülfe schickte, dem sie einst gegen jene hatten helfen wollen.

462. An Rapp.

Heilbronn, den 21. Januar 1864.

Es ist schön, daß Du an mich mit grober Schrift schreibst, wie die alten Leute grobgedruckte Gesangbücher haben, denn mit meinen Augen steht's nicht gut. Sie wollen eben bei Tag nur noch wenig und bei Licht gar nichts mehr lesen. —

Meine vita nuova di Gesù ist nun zu $^3/_4$ gedruckt; daß sie gerade in diese politischen Troublen hineinfällt, ist freilich fatal; ich bin froh, daß gleichzeitig eine französische Uebersetzung erscheint; am Ende haben die Franzosen jetzt mehr Muße für so etwas, als die Deutschen. Doch das müssen wir abwarten. —

463. An Kuno Fischer.

Heilbronn, den 6. März 1864.

— — Ganz ungemein hat mich gefreut, was Sie mir über Liebig contra Bacon schreiben. Ich habe zwar gerade die Hauptschrift des Freiherrn nicht zu Gesicht bekommen, doch dachte ich zum Voraus, und entnahm es auch dem Wenigen, was ich zu lesen bekam, daß es sich so verhalten müsse, wie Sie schreiben. Und da ist es nun ganz vortrefflich, daß Sie bereit sind, den von der Empirie der Philosophie hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Das ist ein Exempel, das zu statuiren dringendes Zeitbedürfniß ist, und das Niemand so statuiren kann wie Sie. Es ist wahr, die Philosophie hat durch ungeschickte Uebergriffe in das Gebiet der Naturwissenschaft auf der einen, durch kindische Verstockung gegen deren unumstößliche Ergebnisse auf der andern Seite Alles gethan, sich bei den Vertretern der Naturwissenschaft in Mißcredit zu setzen; um so mehr ist es jetzt an der Zeit, von Seiten der Philosophie zu zeigen, daß sie nicht mehr auf dem Standpunkt der Schelling'schen Naturphilosophie oder der Hegel'schen Encyklopädie steht, und daß sie eben damit im Stande ist, nun auch den Grenzüberschreitungen einer übermüthig gewordenen Empirie mit allem wissenschaftlichen Nachdruck entgegenzutreten. Das müssen Sie aber durchaus in eigener Broschüre thun, die unter allen Umständen reißenden Abgang finden wird. Lassen Sie es nur nicht zu lang anstehen. Auch was Sie über den moralischen Punkt über Liebig in Vergleichung mit B. bemerken, unterschreibe ich.

464. An Vischer.

Heilbronn, den 2. Mai 1864.

— — Deinem Plan, eine Selbstkritik Deiner Aesthetik für die Krit. Gänge zu schreiben, kann ich wiederholt nur meinen vollsten Beifall geben; Du bringst Dich so gewissermaßen mit List in die Lanne[1]) hinein, und wenn die Kritik auf dem Papier steht, wird die neue Aesthetik in Deinem Kopfe schon halb fertig sein. Also von Herzen Glückauf!

Der Tadel, daß mein neues Leben Jesu immer noch nicht populär genug sei, ist mir so vielseitig geäußert worden, daß keine Einrede dagegen möglich ist. Dir brauche ich nicht einmal zu erklären, wie es so gekommen ist, und kommen mußte. Die Versicherung in der Vorrede, es sei mir eins, ob mich diesmal die Theologen lesen, ist sehr cum grano salis[2]) zu verstehen; ich habe sie nicht mehr vor, aber hinter mir, weiß, daß sie mich hören, und rede auch so, daß sie es hören sollen. Vor mir habe ich das übrige Publikum, und das muß sich nun schon ein wenig strecken, um mit jenen im Verständniß gleichen Schritt zu halten. Im Augenblick ist nun freilich nichts zu thun; die zweite Auflage wird nur ein neuer Abdruck sein; aber weiter hinaus läßt sich die Sache in Aussicht nehmen. Nur ist sie auch dann nicht leicht. Zwar die Einleitung läßt sich kürzen, das erste Buch populärer fassen; aber diese Theile sind mir Nebensache; für mich liegt der Schwerpunkt des Werks im 2. Buch — und das ist seiner Natur nach esoterisch, unpopulär. Das Volk will, daß man ihm Vorstellungen gibt, allenfalls die, die es hat, berichtigt und durch andere ersetzt; aber ihm zu zeigen, wie seine Vorstellungen entstanden sind, das wird ihm immer gegen den Strich sein, weil es eigentlich etwas Philosophisches ist.

465. An Käferle.

Heilbronn, den 13. Juni 1854.

Dein erster Laut aus Mössingen[3]) ist ein Schmerzenslaut. Das bekümmert mich vom Herzen; doch denke ich: unser aller erster Laut beim Eintritt in unseren irdischen Schauplatz ist ein solcher; wo sich doch die Meisten nach der Hand ganz leidlich amüsiren. Im Ernst, laß uns einmal unterscheiden, was in Deinem neuen Zustand blei-

---

[illegible]

bende und was blos vorübergehende Uebel sind, und in wieweit die ersteren vielleicht doch zum Theil durch Vortheile aufgewogen werden.

Etwas Vorübergehendes und hoffentlich bereits Vorübergegangenes ist die Erschütterung durch die Assistenz bei der Hinrichtung. Kaum hatte mich Fischer von Oehringen beruhigt, daß dieses Geschäft nicht dem Pfarrer des Heimath-, sondern des Hinrichtungsorts obliege, als ich mit Schrecken aus der Zeitung ersah, daß Du aus besonderem Vertrauen doch dazu erbeten worden. Ich weiß nicht, was ich mir hiebei ergreifender denken soll: die traurige Versunkenheit, worin man die Menschheit kennen lernt, oder die Unmöglichkeit, hier, wo es so viel zu spät ist, etwas zu wirken. Daß diese Geschichte so nahe mit Deinem Abzug vom Dobel zusammenfiel, war ein cumulus von Erschütterungen, der wohl noch länger nachzittern, doch hoffentlich in Bälde vollends ausklingen wird.

Zum Vorübergehenden rechne ich auch etwas, das — und gerade weil es bleibend ist, d. h. weil Du es von jeher getragen hast, Du nur jetzt, wo Du es gleichsam von der linken auf die rechte Schulter genommen — als eine neue Last empfindest. Ich meine die Differenz zwischen der fides subjectiva und objectiva[1]), das alte Joch, das Du nicht erst in Mössingen auf Dich genommen, und das nicht allein Du und die Wenigen Deinesgleichen, sondern wir alle, die wir unser Inneres nicht ganz vom Aeußeren abtödten lassen, tragen. Entweder man lebt doch noch in und für die Welt, thut dann aber sich selbst nicht genug, wie Du; oder man thut das Letztere, um den Preis, von der Welt gehaßt und gemieden zu sein, wie ich. Eins ist so schlimm wie das Andere, und gut ist nur, daß nicht Alle dasselbe wählen, sondern die besseren Menschen in beide Rollen sich theilen, so müßte ja die Welt ganz anseinanderfallen. Also wollen wir beide unser Joch gelassen weiter tragen, Du das deine und ich das meine.

Auch die Unergiebigkeit collegialischer Verhältnisse bist Du ja gewohnt. Und zu den schlimmsten gehören die mir genannten Nachbarn doch wohl nicht. Meinen alten P. kann ich mir wohl jetzt sehr ledern denken, doch ist es wenigstens kein geistliches, sondern ein weltliches Leder. B. ist wohl der Gottlob aus Deiner Promotion, der vor 18

maier, geschrieben; ich kann mir wohl denken, daß der Humor davon in dem Mann tief vergraben liegt. Vielleicht findest Du aber doch den Schacht dazu. Die Bemühungen Deines Mädchenschulmeisters thun mir nur der dortigen Mädchen wegen leid; mir thun sie nicht weh.

Wirklich schlimm und bedenklich sind mir die vielen Geschäfte, die in dem großen Ort nicht fehlen können. Wie sehr Recht hast Du, hiebei des Spruchs von den *καινὰ καὶ παλαιὰ*[1]) praktisch zu gedenken. Und nach und nach findet sich's mit Eintheilen und Kraftsparen doch. Wobei die von Dir attestirte Gutartigkeit der Gemeinde Dir gewiß zu Statten kommt. Gut ist es auch, daß Du Dich in dem D. von Anfang an nicht täuschtest. Er bleibt immer ein *ἀμφίβολον* und incalculabile[2]), dem man nur mit Vorsicht sich nahen darf. Gewiß meint er es gut mit Dir, so weit er es mit sich selbst gut meint, aber das ist's eben.

Und nun kommen auf der andern Seite die Vorzüge Deines jetzigen Aufenthaltsorts: das milde Klima, die schöne Gegend, das Wasser am Hofe vorbei, der Bäcker und Metzger im Ort, und so vieles Andere noch, was die Frauen erfreut, und durch sie allmählig auch dem Manne fühlbar und behaglich wird. Kurzum, ich bin überzeugt, wenn Du nur Deine Arbeiten auf ein Maß zu bringen weißt, das mit dem Deiner Kräfte nicht im Mißverhältniß steht, so wird cum deo et die[3]) noch Alles gut werden. — —

466. An Rapp.

Heilbronn, den 3. August 1864.

Ich bin nun wieder hier, nachdem ich einen sehr zweifelhaften Erfolg erzielt habe. — Mit dem, was Du über mein Stummwerden sagst, hast Du nicht Unrecht. Das subjektive, im engeren Sinn persönliche Leben ist in mir sehr erstorben; ich betrachte das als die Wirkung des Alters, das ich bei ganz leidlicher Gesundheit doch als Mattheit und Sattheit sehr fühle. Für mich wünsche ich nichts mehr, weil ich nichts mehr zu hoffen habe; die Furcht bezieht sich nur auf die Wolke der Blindheit, die über mir hängt; so lebe ich im Grunde nur noch in meinen Kindern, den geistigen und leiblichen, deren Schicksale mir sehr am Herzen liegen, aber weniger zur Mittheilung drängen. Was

1) „Altes u. Neues"; Ev. Matth. 13, 52. — 2) „Ein schwankendes und unberechenbares Wesen." — 3) „Mit Gott und der Zeit."

in jüngeren Jahren den Briefwechsel zwischen Freunden besonders belebt, sind die Hoffnungen und Pläne, die man macht, die Bezauberungen und Täuschungen des Herzens, die Gegensätze und Kämpfe des Lebens: das Alles ist in unseren Jahren theils vorbei, theils wiederholt sich nur schwach, was früher stärker da gewesen und da treibt es uns nicht mehr so, in die Ferne davon zu reden. Der Rest ist Resignation und die ist schweigsam.

467. An Zeller.

Heilbronn, den 23. September 1864.

Gestern habe ich Deinen Artikel über mich und Renan[1]) erhalten, und säume nicht, Dir dafür mit herzlicher Dankbarkeit die Hand zu drücken. Es ist mir eine ungemeine Beruhigung, Dich in den Hauptpunkten mit mir einstimmig zu wissen, und worin Du anderer Meinung bist, das soll mir ein gewichtiger Wink zu weiterem Nachdenken über die Sache sein. Ein solcher Punkt sind vor Allem die eschatologischen Reden, die Idee der Wiederkunft, worüber ich allerdings nicht habe in's Reine kommen können. Nun ist es merkwürdig, während Du kein Bedenken trägst, Jesu, wenigstens in der letzten Zeit, die Idee zuzuschreiben, hat Colani, in seiner sonst recht tüchtigen Schrift: Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps, ihn im Gegentheil der betreffenden Reden ganz entlastet. Ich habe die Colanische Schrift noch nicht genau genug gelesen, um urtheilen zu können, will es aber jetzt demnächst thun.

— In letzter Zeit habe ich das Schleiermacher'sche Leben Jesu zum Gegenstand meines Studiums gemacht, und bin eben daran, eine ausführliche Kritik davon zu schreiben, die ich vielleicht als besondere Broschüre erscheinen lasse[2]). Das Buch ist überaus merkwürdig und gibt eine Menge Anknüpfungspunkte für wichtige Erörterungen. Vorher hatte ich die 4 Bände Schleiermacher'scher Briefe gelesen, und daraus theils überhaupt einen großen Respect vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, theils die Ueberzeugung gewonnen, daß seine religiöse Stellung im Allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war; was natürlich nicht ausschließt, daß er im Einzelnen oft sich und Andre wenigstens mit halbem Wissen täuschte.

1) In Sybel's histor. Ztschr. XII, 70 ff., jetzt Vortr. u. Abhandl. I², 480 ff. — 2) Sie erschien u. d. T. „Der Christus des Glaubens" u. s. w. 1865 u. steht jetzt Ges. Schr. V, 1 ff.

Wie ich wünsche und hoffe, hat Dir und den l. Deinigen die Reise zur Stärkung und Erheiterung gereicht; beim Lesen Deines Artikels in der Sybel'schen Zeitschrift hat mich der Gedanke, unter welchen Schmerzen Du einen Theil davon geschrieben, nicht verlassen, besonders ist mir die Stelle S. 127[1]) rührend gewesen. Möge den beiden übrig gebliebenen Kindern an Gesundheit und Lebensdauer zugelegt sein, was dem Dahingegangenen entzogen ward.

468. **An Rapp.** Berlin, den 5. Januar 1865.

Verschollen, nicht wahr? Oblitusque meorum, obliviscendus et illis[2]), sagt unser Freund Horaz. Aber für diesen Fall hat er nicht Recht. Ich habe meine Freunde nicht vergessen und auch von ihnen hoffe ich ein Gleiches.

— Also seit 6 Wochen in Berlin. Allmählich angewöhnt. Aber anfangs ging mir's schlecht. Vatke war krank, Helfferich[3]) verreist. Auerbach hat mir viele Dienste geleistet, manche Bekanntschaften vermittelt. So sehr ich mich zurückhalte, habe ich denn doch schon manche hübsche und interessante Bekanntschaft gemacht, und werde, da seit gestern die Kammern beisammen sind, bald noch mehrere machen. Vorgestern habe ich den alten Diesterweg besucht. Ein noch sehr munterer Greis. Noch lebendiger und frischer ist der alte, 84jährige Raumer, den ich gestern einen Vortrag über Nordamerikanische Staatsmänner halten hörte. Er kommt häufig zu mir und ich erbaue mich an seiner Jugendlichkeit. Von jüngeren Männern war mir der interessanteste der Schreiber der Volkszeitung[4]), mit dem ich neben Politik auch von Theologie sprechen kann; er ist ein getaufter Jude und großer Kenner der rabbinischen Theologie.

Aber die freien Gemeinden! Ich war heute und vor 8 Tagen bei ihrem Gottesdienst. Beidemal sprach Wislicenus junior. Er sprach von dem Segen und Adel der Arbeit. Nicht schlecht gedacht, aber unerbaulich. Ich bin begierig, ob es ein Anderer besser macht; aber so geht es nicht. Erbaulich — was ist erbaulich? Gehört denn dazu nothwendig ein von der Phantasie für den Glauben zubereiteter Vor-

wenn man das spezifisch-christliche d. h. das dogmatisch-mythologische herausstreicht, nicht doch noch viel Erbauliches? und worin bestand dies?

Musik und gute Musik höre ich viel. Ein Blinder[1]) ist der Musikrecensent für die hiesige Nationalzeitung, ein höchst interessanter Mann, mit dem ich mich gerne unterhalte. Auch einen Maler[2]) habe ich als Freund gewonnen, der mir im Sehen der Galerien behilflich ist, und mir einen trefflichen Stehpult geliehen hat, an dem ich dies schreibe.

469. An Meyer.

Biebrich, den 5. August 1865.

Aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich mit den l. Ihrigen auf dem Lande wohlbefinden, und dem Fischfang auch für herzogliche Rechnung mit gewohntem Glück obliegen, hat mich und Georgine von Herzen gefreut. Von uns kann ich — den Fischfang und das Wassertreten abgerechnet — ein Gleiches melden; die Wochen gehen uns in gemüthlichem Nichtsthun, Baden und wohl auch Lesen, zugleich im Umgang mit den hiesigen Freunden, schneller herum, als mir lieb ist.

Im Theater zu Wiesbaden war ich schon 3 mal, und habe Don Juan, Zauberflöte, Jean de Paris recht brav aufführen hören. Der arme Schnorr![3]) Das war ja aber auch, um einen Elephanten umzubringen.

Mit Ihrem Urtheil über Auerbach's Roman[4]) bin ich durchaus einverstanden, und auf Ihre Anfrage, ob ich meine, eine solche Beurtheilung werde ihm angenehm sein, war ich schon im Begriff, auf meine Faust mit Ja zu antworten, als mir unerwartet die beste Gelegenheit ward, Ihnen aus seinem eigenen Munde die Antwort zu geben. Unerwartet nämlich traf vorgestern Abend Auerbach selbst bei uns ein und verweilte bis gestern Nachmittag, um nach der Schweiz weiter zu reisen. Ich las ihm nun geradezu die seinen Roman betreffende Stelle Ihres Briefs vor, und er erklärte sich mit einem solchen Urtheil ganz wohl zufrieden, nur bat er, Sie möchten das Wort „musivische Arbeit“ nicht aussprechen, da so etwas leicht

---

1) Gumprecht. — 2) Eduard Magnus. — 3) Bruder Schnorrs von

zum kritischen Schlagwort gegen einen Autor werde. Ueber die längere Vorbereitung, die Sie für die Ausarbeitung der Anzeige für nöthig halten, war er mit mir ungefähr derselben Meinung: von sonstigen Romanen haben Sie gewiß genug gelesen und diese hinreichend gegenwärtig; wenn Sie sich von den Auerbach'schen die alten Dorfgeschichten, und als Mittelstufe zu der jetzigen Entwicklung das „Neue Leben" kommen lassen, so sei's genug.

Denn bis dat qui cito dat[1]), ist bei solchen Anzeigen ein wahres Wort.

Sechste Abtheilung.

1865—1872.

Die Briefe, welche diese Abtheilung enthält, sind ihrer großen Mehrzahl nach von Darmstadt, unter den übrigen sind die meisten von München aus geschrieben. In der ersten von diesen Städten hatte sich Strauß im Herbst 1865 niedergelassen, und nachdem er sie im Herbst 1867 für ein Halbjahr mit München vertauscht hatte, war er im Frühjahr 1868 zu ihr zurückgekehrt. Sie empfahl sich ihm als Wohnort nach verschiedenen Seiten: durch ihre Stille, ihre Umgebungen, ihre bequemen Verbindungen nach dem Süden wie nach dem Norden und nach dem Rhein hin, ihre Bibliothek und ihr Theater und bald auch durch angenehme, zum Theil nahe, persönliche Beziehungen. So ist ein erheblicher Theil seines späteren Lebens, und es ist namentlich der letzte Abschnitt seiner litterarischen Thätigkeit auf diesem Boden verlaufen. Während der Darmstädter Jahre hat Strauß, um kleinerer Sachen nicht zu erwähnen, den Hutten neu bearbeitet, den Voltaire und den alten und neuen Glauben, die Briefe an Renan und die Litterarischen Denkwürdigkeiten verfaßt. Als er 1872 in seine Vaterstadt zurückkehrte, geschah dieß fast nur noch, um dort zu leiden und zu sterben.

Die Briefe, welche Str. von Darmstadt aus an Vatke schrieb, hat Benecke im Leben Vatke's S. 574. 579. 576 (so wären sie

470. An Vischer.

Darmstadt, den 22. November 1865.

Aus Deinem Brief vom 14. hat es mich vor Allem erfreut, zu vernehmen — wenn ich recht verstehe — daß Du an der Neubearbeitung Deiner Aesthetik nun wirklich bist. Nun will ich Dir aber nur gleich an's Herz legen, durch den Fehler, den ich bei der Umarbeitung meines Lebens Jesu gemacht, Dich belehren zu lassen und ihn nicht auch zu machen. Ich habe (in der ersten Hälfte; die zweite ist recht) viel zu wenig aus freier Hand gearbeitet, und dadurch ist dieser Theil des Buchs schwer und trocken geworden; und Du scheinst auf dem Weg, es auch so zu machen. Laß die Gegner und die Abwehr derselben so viel wie möglich aus dem Spiel; die Welt will nicht wissen, wie Du Dich mit dem Carrière, oder den Herbertianern zurechtfindest, sondern was Du von den Sachen denkst, und je runder und frischer, je mehr aus Dir heraus Du es ihr sagst, desto dankbarer wird sie Dir sein. Es ist ja auch in Deinem Fach ganz anders als in der Theologie. Die Aesthetiker bilden keinen Stand, keine Fakultät wie die Theologen; Du stehst als Aesthetiker, wenigstens als Verfasser einer populären Aesthetik — unmittelbar dem gebildeten Publikum gegenüber, das von Dir Anweisung haben will, wie es das Schöne der Kunst genießen soll. Also, um des Himmelswillen, nimm's nicht zu genau, sondern stelle Dich vor das Publikum hin als der Fritz Vischer und sage ihm frischweg wie Du es meinst. Ich habe den Fehler gemacht, indem ich mich an's Volk wandte, doch, wenn auch nur über die Achsel, zugleich nach den Theologen hinzublicken und zu reden; mach Du aus der Hinwendung zum Volk die volle Wahrheit, und vergiß Schule und Schulmeister ganz und gar. Experto crede[1])! Ich weiß gewiß, daß ich Recht habe; aber Du wirst es nicht einsehen, weil ja jeder sein Lehrgeld selber zahlen muß, selbst noch mit 60 Jahren.

Was nun für's Zweite Deinen Gedanken wegen Karlsruhe betrifft, so wirst Du die Schwierigkeit, die die Sache gerade jetzt, bei dem leidenden Zustand und der Abwesenheit des Großherzogs und dem Schwanken der dortigen Regierung, hat, nicht verkennen. Du schreibst von Zeller; ich werde ihm von der Sache schreiben, obwohl er mir etwas zu weit von der Schmiede zu sein scheint. Ich habe daher eine Gelegenheit benützt, die sich mir gerade bot, die Anlegenheit

1) „Glaube meiner Erfahrung."

in Karlsruhe selbst zu unterlegen. Ich hatte einen Brief von Oberschulrath Deimling zu beantworten, der wissenschaftlich ganz auf unserem Boden steht, und sich als ein braver Charakter erprobte. Ihn zog ich also in's Vertrauen, ganz von mir aus, ohne Auftrag von Dir, und nun antwortet er [1]): . . . Welchen Erfolg nun das haben wird, steht dahin; ich wünsche von Herzen den besten. Wenn es einst auch von Dir heißen würde:

Hierauf kamst Du nach Carlsruh
Und wurdest dort noch reifer![2])

471. An Zeller. Darmstadt, den 22. November 1865.

— — Vischer schreibt mir, wie entleidet es ihm in Zürich sei; ob nicht in Karlsruhe am Polytechnikum etwas für ihn zu machen wäre, und ob nicht Du dazu helfen könntest? Nun ist es gewiß gerade jetzt eine mißliche Zeit; indeß da ich gerade an Deimling zu schreiben hatte, ließ ich auch V.'s Angelegenheit einfließen, und erhielt nun von ihm die Auskunft, man denke allerdings an die Berufung eines Aesthetikers, auch sei V. genannt worden, doch gleich mit dem (zur Vorschiebung eines Andern, wie es scheint berechneten) Zusatz: daß man den doch nicht bekommen werde. Er, D., werde nicht säumen, dieser Meinung entgegenzutreten. Wüßtest Du nun Mittel und Wege, auch mitzuhelfen, so wäre es gut.

— Joachim gehört. Das ist ein Geiger, dem die heilige Cäcilie ihren goldenen Schuh schenken dürfte.

472. An Käferle. Darmstadt, den 23. November 1865.

Diesen Morgen fand ich zu meinem Schrecken im Merkur die Nachricht, daß Du Deine gute, liebe Frau verloren hast. Ich war natürlich ganz unvorbereitet, wie ja auch der Traueranzeige nach die Krankheit einen raschen Verlauf gehabt zu haben scheint. Daß sie von dieser auswärts befallen wurde, und also nicht in der gewohnten Heimath ihre Tage beschließen durfte, kann ich mir als ganz besonders

sollen Dir nur sagen, daß ich von Deinem Unglück weiß, daß Du es mir also nicht erst anzuzeigen hast, um gewiß zu sein, daß ich es mit Dir empfinde. Es zu tragen, wirst Du jetzt vielleicht kaum möglich, mit der Zeit aber gewiß die Kraft in Dir finden. Den besten, lebendigsten Trost hast Du in den Kindern, die sie Dir geschenkt, die sie Dir erziehen helfen. In ihnen die Spuren ihres Wesens aufzusuchen, aus den Töchtern die Mutter, und zwar aus jeder wieder anders, sich immer mehr herausentwickeln zu sehen, in den Söhnen ihr Beispiel, ihr Gemüth, ihnen jetzt heiliger, da sie geschieden ist, fortwirkend und fortsegnend zu finden — das wird, das muß Dich mit der Zeit aufrichten. Das ist die Unsterblichkeit, die wir glauben, und wir müssen beweisen, daß sie nicht weniger Trost enthält, als die des Kirchenglaubens. — —

473. An Zeller.

Darmstadt, den 1. Dezember 1865.

Endlich bin ich im Stande, Dir einen Abdruck meiner Anzeige Deiner Vorträge [1]) zu senden, aber leider in verstümmelter Gestalt, die sie ohne Zweifel der Furcht der Redaction vor religiösem Anstoß verdankt. Vor 8 Tagen hatte ich die Correctur, wo der Artikel noch vollständig war; jetzt hat er Striche erlitten an den 3 Stellen, wo ich Striche gemacht habe. An erster Stelle stand der Gedanke, den ich schon bei Deiner Uebersendung des ersten Abdrucks der Abhandlung über den Monotheismus ꝛc. gegen Dich äußerte, daß als Gegenstück nun eine Darstellung der Auflösung des Monotheismus in Pantheismus wünschenswerth wäre. An zweiter Stelle war auf Deine Ausführung verwiesen, warum Mc. Aurel sich von der christlichen Dogmatik würde zurückgestoßen gefühlt haben; und an dritter die Aeußerung, Du weisest nach, wie die verschiedenen neutestamentlichen Schriften nur die verschiedenen Stationen bezeichnen, welche der Konflikt zwischen Juden- und Heidenchristenthum mittelst einer Reihe von Kompromissen bis zur Gründung der katholischen Kirche durchlaufen habe. — Mir sind die Striche unangenehm, weil sie der Anzeige das Salz nehmen; Dir können sie im Grunde gleichgültig, vielleicht selbst erwünscht sein. Den freundschaftlichen Tuck, den ich Dir am Schluß thue, wirst Du mir nicht übel nehmen; mir lag er allzu nahe, und Dir schadet er nicht.

1) Kölnische Zeitung 1865, Nr. 333, 2. Blatt.

474. An Zeller.

Darmstadt, den 9. Dezember 1865.

Deinen Brief sammt Lotze's Mikrokosmus habe ich richtig und dankbar erhalten und mit dem Studium des letztern bereits angefangen. Ich lasse mir das Buch Abends vorlesen, denn mit längerem Selbstlesen bei Licht geht es ein für allemal nicht mehr. Das ist freilich ein hartes Loos, doch hoff' ich auf Milderwerden durch Uebung; bis jetzt strengt mich die Auffassung des Vorgelesenen dreimal so stark an als das Verständniß dessen, was ich selbst lese. Was den Lotze betrifft, so hat mich die Vorrede, die ich selbst las, als nörgelndes juste milieu, mit ebensoviel Ungunst für rücksichtsloses Philosophiren als Zärtlichkeit für alle möglichen Empfindungen und Empfindsamkeiten, äußerst abgestoßen. Im weiteren Verlaufe ist mir besonders der unendliche, marklose Wortreichthum verdrießlich; dagegen erkenne ich eine Gabe der Beobachtung und feinsten Zerfaserung des Beobachteten an; von eigentlich philosophischem Talente habe ich noch wenig bemerken können. Es wird mir interessant sein, zu vernehmen, wie Du in diesen Rücksichten von dem Buche denkst.

Neben dieser Nachtlektüre bildet meine Tages- und Selbstlectüre Schleiermachers Dialectik. Könnte ich nun sagen, daß mich diese für das Ungenügende von jener entschädigte, so wäre es gut; aber ich kann es nicht sagen. Sie ist so abstrus und ungenießbar wie alle diese nachgelassenen Vorlesungen Schleiermachers sind. Selbst die am schlechtesten redigirten der Hegel'schen Vorlesungen sind lesbarer und verständlicher. Wo das herkommen mag? da doch zwischen den von beiden Männern selbst herausgebenen Schriften das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Mir ist beim Lesen des in Rede stehenden Buchs, als ginge ich auf einem halsbrechenden Weg, der an einzelnen Stellen durch reizende Aussichten, weite Fernsichten überrascht, während man größtentheils genug zu thun hat, auf den Boden zu sehen, um nicht den Hals zu brechen. Die §§ sind zum Theil ein wahres Rauderwelsch, eine Art Chiffernsprache, die sich sicherlich auch deutlicher hätte ausdrücken lassen. Zum Theil ist dies in den Noten aus späteren Vorlesungen der Fall, so daß ich auch glaube, die von Jonas zu Grund gelegte Vorlesung von 1814 sei noch ganz besonders abstrus gewesen.

475. An Zeller.

Darmstadt, den 18. Dezember 1865.

— — Der Lotze, mit dessen erstem Band ich demnächst fertig bin, ist und bleibt mir ein unprästirlicher Mensch. Er erscheint mir in der Wissenschaft als das, was man im Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Er trägt eine Masse von Problemen zusammen, stupft und nestelt an jedem herum, und löst keines. Ich verkenne nicht, daß zum Theil freilich die Probleme darnach sind; aber zum größern Theil ist es doch nur seine verzweifelt unphilosophische Art, sie zu stellen, die ihre Lösung unmöglich macht. Wenn Du bekennst, Manches von ihm gelernt zu haben, so kann ich dies nur so verstehen, daß er Dich auf manches Problem aufmerksam gemacht hat, das in den Gegenständen noch liegt; aber die Lösung hast Du sicherlich selbst suchen und finden müssen.

476. An Vischer.

Bonn, den 9. April 1866.

— — Ueber Deinen Ruf nach Tübingen und Deine Geneigtheit ihn anzunehmen, dachte ich gleich Anfangs so, daß ich Dir Württemberg, wenn es Dich dahin zog, wohl gönnte, aber Dich gönnte ich Württemberg nicht. Mir ist jedes Blatt leid, das demselben an dem Ruhme verloren geht, seine besten Söhne von sich zu stoßen, und ich fürchte, mich selbst nicht mehr zu diesen zählen zu dürfen, wenn der Satz aufgehört hat, sich an Dir zu bewahrheiten. Ich drücke mich absichtlich so aus, damit Du siehst, bei meinem Votum ist persönliche Gereiztheit nicht außer Spiel, und nicht mehr darauf giebst, als es verdient. Daß ich die Pflicht, einen Ruf nach Württemberg einem solchen nach Baden vorzuziehen, nicht ganz so hoch anschlagen kann, wie Du, beruht doch zum Theil auch darauf, daß mir, wie Dir ja sonst auch, der provinzielle Unterschied deutscher Lande wenig bedeutet.

Indeß auf der andern Seite: von Württemberg hast Du einen bestimmt formulirten Ruf in Händen, während in Baden, wenn Du nicht neuere Nachrichten hast, die Sache noch im weiten Felde ist. Und was die Rückkehr nach Tübingen betrifft, so kommst Du ja unter ganz anders günstigen Bedingungen zurück, und sind andererseits Menschen gestorben oder weggezogen, die früher dem Kinde nach dem Leben trachteten. Auch die Eisenbahn, obwohl sehr ungeschickt und umständlich, ist doch immer etwas. Daß Du die Gastrollen in Stutt-

gart auf alle 14 Tage beschränken willst, finde ich sehr gerathen; ich glaube, daß Dir diese Incumbenz sehr beschwerlich werden könnte — im Winter und auch im heißen Sommer.

477. An Meyer.

Darmstadt, den 9. Mai 1866.

Ihre beiden werthen Briefe, der 2. mit der 1. Abtheilung Ihres Werkes [1]), sind mir richtig zugekommen, und ich erledige in deren Beantwortung vorerst das Geschäftliche.

Ihr Wunsch, einen Recensenten des Buchs für die Preußischen Jahrbücher zu finden, veranlaßte mich, an deren jetzigen Redacteur, Dr. Wehrenpfennig — den ich, mir von Berlin her bekannt, kürzlich in Frankfurt, wo er sich vorübergehend aufhält, besucht hatte — mich zu wenden, und ich erhalte soeben die beiliegende Antwort, die Ihnen nicht undienlich sein wird. Das Werk selbst habe ich in den letzten Tagen, bis auf einige der summarischen Nebenpartien, bereits ganz durchgelesen, und ich kann sagen: es ist ein Buch, aus dem man etwas lernt. Es ist keine Kleinigkeit, einem, der von allen in Rede stehenden Bildern kein einziges gesehen, doch von der Eigenthümlichkeit und der Entwicklung der französischen Malerei, wie von dem Genius der einzelnen Meister eine Darstellung beizubringen, die sich behalten und über die sich Rechenschaft geben läßt. Dies haben Sie für mich hauptsächlich dadurch erreicht, daß Sie die Beschreibung der Bilder und die Charakteristik der Maler an einen biographischen Faden anreihen. Diese biographisch-artistischen Skizzen von David, Gérard, Gros, Prud'hon, Géricault, sind für mich höchst anziehend, zum Theil ergreifend gewesen; wenn mit Delacroix für mich die Anziehungskraft aufhört, so haben Sie dies ganz subjectiv zu verstehen.

Die Holzschnitte leisten, was sie sollen, einem von der Composition eine Vorstellung zu geben; nur den des Maratbildes fand ich von dem, was Sie dem Original mit aller inneren Wahrscheinlichkeit nachrühmen, sehr entfernt. Schade! Dagegen manche auch recht gut, wie den der Horazier, des Belisar, der Bilder von Fleury und Decamps. Da der oben beschriebene Mann, der von den betreffenden Bildern kein einziges gesehen (doch! den Belisar), ich selbst bin, so

machen verstünde. Daß Sie daran denken, mir das Werk zu dediciren, ist Ihrerseits ein Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung für mich, und kann in Betracht der Tüchtigkeit des Buchs für mich nur ehrenvoll sein. Dennoch wünschte ich, Sie überlegten's noch einmal aus dem Gesichtspunkt: ob Sie sich und dem Buche dadurch nicht schaden. Sie verstehen mich, und es ist ja, besonders bei der jetzigen Weltlage, noch lange Zeit, darüber zu verhandeln.

478. An Zeller.

Darmstadt, den 20. Mai 1866.

— — Mit dem Lotze habe ich mich nicht befreunden können; dagegen habe ich, veranlaßt durch die mir von Dir besorgten 2 moralischen Preisschriften Schopenhauer's, nun auch seine Welt als Wille und Vorstellung und seine Parerga gelesen, und mit einem Interesse, wie ich es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt. Zwar ist gerade das Systematische die schwächere Seite des Mannes; aber eben deswegen vielleicht waren mir die Bücher genießbarer, weil das Hauptgewicht in denselben nicht auf dem Formellen, sondern dem Inhalt der Gedanken an und für sich liegt. Kein Zweifel, der geistreiche Grundgedanke des sogenannten Systems ist auch nicht annähernd durchgeführt, wie er sich denn auch nicht durchführen läßt; die letzten Resultate sind absurd oder empörend; der Mann selbst ein höchst widerwärtiger Egoist; — allein ein philosophisches Talent und ein Denker (freilich auch Narr) auf eigene Hand ist er ebenso gewiß, und ein Darsteller, der einen immer wach und aufmerksam erhält. In Bonn las ich dann auch zum Theil die Schriften von Gwinner und Frauenstädt über ihn; die könnten einem freilich, besonders die von Fr. mitgetheilten Briefe, den Mann gründlich verleiden, wenn einer seine eigenen Schriften nicht gelesen hätte.

479. An Vischer.

Darmstadt, den 3. Juli 1866.

Meinen besten Dank für Brief und Buch[1]); das letztere erhielt ich vor etwa 10 Tagen und las es sogleich. Im ersten Aufsatz macht die rein sachliche Unumwundenheit, mit der Du früher Verfehltes aufdeckst, einen großen Eindruck; die Abhandlung selbst ist nicht leicht;

1) Kritische Gänge N. F. H. 5.

man muß die Gedanken scharf beisammen halten, um den zum Theil sehr feinen Begriffsentwicklungen zu folgen, obwohl vom Verfasser Alles gethan ist, der Sache all die Klarheit zu geben, die in einer solchen vorläufig übersichtlichen Darstellung möglich ist. Man wird Alles besser und leichter verstehen, wenn es im Zusammenhang des Systems, unterbaut mit den zugehörigen Beispielen, wieder zur Sprache kommt. Von der allerbesten Wirkung sind die eingestreuten polemica, das promemoria für Carriere so einzig, als Du jemals etwas in dieser Art gemacht hast. Das Politische in den beiden folgenden Aufsätzen betreffend, muß ich anerkennen, daß Du die Parteiansicht, der ich angehöre, sehr unparteiisch mit ihren Gründen dargestellt hast. Die Dinge stehen leider jetzt so, daß in jedem nur ein geringes Uebergewicht der Meinung, der er anhängt, vorhanden sein kann, wie bei einer Abstimmung mit schwacher Majorität. Keiner wird das Mißliche, das sein eigenes credo drückt, verkennen. Auch mir erscheint dieser Krieg als ein Greuel; allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der andern aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Oestreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei diesem geringen Uebergewicht der einen oder andern Wagschale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausschlag gibt, am Ende etwas ganz Individuelles ist, in der ganzen Art zu sein, zu empfinden und zu wirken eines jeden liegt. Ich meine, ich sehe es schon gedruckt, wie hübsch Du dermaleinst in meinem Nekrolog im Schwäbischen Merkur meine preußische Gesinnung aus meinem Naturell ableiten wirst. „Unser verewigter Freund, wirst Du dort sagen, hatte eben, es läßt sich nicht leugnen, selbst etwas Gewaltthätiges in seinem Wesen, das sich auch im Umgang mit ihm bemerkbar machte. Mehr als einmal gab dies zwischen ihm und dem Verfasser dieses Nekrologs Zerwürfnisse, die sich jedoch immer wieder gütlich lösten, da er übrigens in der That eine gute Haut war. Schade, daß sie fault! Ich sage: sie; denn da die Knochen nicht faulen, er aber nur aus diesen zwei Bestandtheilen zusammengesetzt war, so kann es dabei nur um jenen andern Bestandtheil sich handeln.“ . . . So Du

Deinerseits; und nicht minder wollte ich, wenn ich, wo Gott für sei der Nekrologist werden sollte, Deine entgegengesetzte Haltung aus Deiner Eigenthümlichkeit begreiflich machen.

480. An Rapp. Darmstadt, den 12. Juli 1866.

— Unsere deutschen Angelegenheiten stehen jetzt auf einem sehr gefährlichen Punkt und die Versäumniß Preußens, sich, ehe es in diesen Krieg sich einließ, des Deutschen Volkes zu versichern, könnte trotz aller seiner Siege sich noch empfindlich rächen. Denn nur mit dem Deutschen Volk hinter sich kann es auch Napoleon entgegentreten. Mein politisches Glaubensbekenntniß kann ich kurz und bündig so fassen:

1. Deutschlands Gesammtverfassung ist so verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nicht mehr, sondern nur noch durch Gewalt zu helfen ist.
2. Diese Gewalt kann von Oben oder von Unten kommen.
3. Von Unten wurde sie 1848 versucht und es ist mißlungen.
4. Preußen versucht's jetzt von Oben und es ist halb gelungen.
5. Um ganz zum Ziel zu führen, müßte sich die Aktion von Oben mit der von Unten combinirt haben oder noch (wenn möglich) combiniren.

Anders kann ich es auch so ausdrücken:

Oesterreich hasse ich,

Die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich,

Vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen.

481. An Kuno Fischer. Darmstadt, den 4. August 1866.

So ständen wir denn, wie es scheint, am Ende der gewaltigen Kämpfe; viel früher als wir dachten, aber auch mit einem Ergebniß, das wir uns im günstigen Falle doch anders dachten. Mag Bismarck Sünden auf dem Gewissen haben, so viel er will: jetzt büßt er sie reichlich ab, da er sein Werk durch alte Weiber verpfuscht sehen muß. Dieses Freigeben von Sachsen bedeutet auch weiterhin nichts Gutes, bricht der ganzen Annexion die Spitze ab. Denn mit welchem Rechte will man diejenigen verschlucken, die erst im 2. Aufgebot der Feinde standen, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden voran-

ging, durchschlupfen läßt? Ich fürchte, man wird sich auch bei Hannover besinnen, wird sich mit einem Stück begnügen, und so wird Alles Stückwerk bleiben. Die Dereliction Süddeutschlands trifft zwar gerade mich, als Süddeutschen, besonders schmerzlich; doch muß ich sagen, es geschieht diesen Süddeutschen, in erster Linie meinen Würtembergern, ganz Recht. Der politische Unverstand dieser Leute ist unglaublich, und hat sich auch jetzt nur verkrochen, nicht verloren. Deutlich stellt sich auch, wie im Jahr 1848, wieder die Coalition von Ultramontanen und Demokraten heraus. Die Preußen haben ein Recht, auf diesen Süden verächtlich herabzusehen, der in allen Krisen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite steht: zu Napoleon I. Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der rothen Demokratie, 1859 und 1866 bei Oestreich. Es mag ganz heilsam sein, diese Süddeutschen vorerst noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erst gründlich gelangen zu lassen, sie eine gute Weile klopfen zu lassen, ehe man ihnen die Thür aufmacht. Hat Preußen dies im Sinn, d. h. ist seine Ablehnung des Südens nur temporär gemeint, so darf es nur am Main eine Zolllinie ziehen, dann können's diese Staaten keine 3 Jahre aushalten.

Du siehst, wie sehr wir Eines Sinnes sind, und wie mich auch insofern Dein l. Schreiben vom 28. Juni/4. Juli erfreut hat. Gleicher Sinn ist viel werth in solcher Zeit der Spaltung, und ebenso selten. Nicht nur daß aus dem Kreise meiner Freunde einzelne noch immer im Groll gegen Preußen verharren: ein Mann, dem auch Du es wohl nicht zugetraut hättest, ist eben jetzt in dieses Lager übergegangen. Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch seine Idee eines selbstständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor 4 Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz mit Freund Pfeiffer hier bei Tisch, im Begriff in's Lager des 8. Armeecorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen den „schändlichen Raub" Schleswig-Holsteins schnaubte, und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen

482. An Meyer.

Darmstadt, den 7. August 1866.

Daß Sie, wie mir Ihr werthes Schreiben vom 12. Juli meldet, im Laufe des Sommers in Paris gewesen sind, ohne den Hin- oder Rückweg über Darmstadt zu nehmen, ist nicht ganz recht; wie hätte ich mich gefreut, Sie, wenn auch nur auf etliche Stunden, wieder zu sehen!

Unterdessen haben sich ja die Geschicke vollendet; einerseits, wenn wir noch die preußische Thronrede hinzunehmen, über unsere kühnste Erwartung; andererseits doch so, daß noch mancherlei Befürchtungen Raum gewinnen. Nicht allein die drohende Mainlinie, auch Sachsen's Verschonung, die der Annexion die Spitze abbricht und den fremdartigen Einflüssen Thür und Thor öffnet, lassen einen noch nicht zur vollen Freude kommen. Doch bei dem Allem: Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen.

483. An Vischer.

Darmstadt, den 13. August 1866.

Die letzte Zeit her trug ich mich mit der Hoffnung, Dich vielleicht auf Schweizerischem Boden zu sehen; ich dachte nämlich einen den ganzen Sommer gehegten Wunsch nach Fluß- oder Seebädern noch in der Art zur Ausführung zu bringen, daß ich auf etliche Wochen nach Rorschach ginge. Bei dem fortdauernd naßkalten Wetter ist daran nicht mehr zu denken.

Nun hast Du also in Zürich abgeschlossen und gehst einem neuen Leben im alten Vaterland entgegen. Ich wünsche Dir Glück dazu ohne Neid, obwohl mit dem schmerzlichen Gefühl, daß für mich eine solche Lebenserneuerung nicht mehr kommen wird. Der Grund liegt nicht in äußern Umständen, sondern in dem Zustand meiner Augen, der, indem er mich zu größern Unternehmungen physisch unfähig macht, auch für kleinere meinen Muth darniederschlägt.

Auf den politischen Theil Deines Schreibens zu kommen, so kann es schon unbequem werden, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, wenn von 2 Freunden der eine die Leibspeise des andern nicht ausstehen kann; noch unbequemer, wenn der eine ein Hundsfreund, der andere ein Feind dieser Creaturen ist. Wenn nun aber gar in einer politischen Entwicklung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschen-

feindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer nicht am andern irre werde.

Zwar daß ich nach einer Seite an dem Gang dieses Krieges meine Freude gehabt haben würde, hast Du Dir gewiß gedacht. Daß in ganz Deutschland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein bestimmt sei, den Gedanken der deutschen Einheit seiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längst meine Ueberzeugung. Doch daß seine Uebermacht so entschieden, Oestreich so ganz faul und hohl sei, das wußte ich nicht, und insofern machte mich Preußens Siegeslauf, diese unwiderstehliche Vernichtung des an sich Richtigen, ungemein glücklich. Allerdings nun war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hatte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft constitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich mir daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Princip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter Einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Particularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der Absolutismus mit seiner concentrirten Kraft zuvorgekommen. Das sind Thatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen. Eins nach dem Andern! und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das Eine, die Freiheit erst das Andere. Du wirst sagen, es sei der Fluch des Strebens nach dem Einen ohne das Andere, daß auch die Einheit nur halb erreicht worden. Aber auf der andern Seite ist es ein unschätzbarer Vortheil dieses Gangs der Dinge, daß der Standpunkt des Bundesstaats bereits überschritten, die Dinge bereits halbwegs zum Einheitsstaat angekommen sind. Und wenn Du es an sich nicht einsehen kannst, daß, was geschehen, zu Deutschlands Wohl geschehen ist, so blick nur in's Ausland. Die Franzosen bersten vor Neid und Besorgniß, und die Engländer haben Respect.

Und nun willst Du nach Wien! Erlaube mir, daß ich das nicht fasse. Jetzt nach Wien, um den ganzen Bodensatz des Preußen- und

geweht zu finden von dem Geist eines gewaltigen zukunftreichen Volks und Staats. Das Selbstgefühl, das von einzelnen Preußen hier außen uns oft verletzt, thut es dort weniger, wo wir zugleich inne werden, worauf es beruht. Und so könnte ich noch lange fortfahren, will es aber nicht, theils weil das Blatt zu Ende ist, theils weil Du mir vielleicht schon wegen des Geschriebenen böse bist. Thu's nicht, ich bitte Dich.

484. An Rapp.

Darmstadt, den 8. Oktober 1866.

Anfangs September war ich mit meinem alten Bekannten, dem Maler Magnus, 10 Tage in Baden, wo zugleich Zeller mit Familie sich aufhielt.

Begierig, doch stets mit einer gewissen Bangigkeit, sehe ich den nächsten Nachrichten von Vischer entgegen. Die politische Differenz — denn leider hoffe ich nicht, daß er sich in die Lage findet — macht unseren Verkehr schwierig — es heißt immer: incedis per ignes suppositos cineri doloso —[1]), doch habe ich mir gelobt, daß es kein Zerwürfniß mehr zwischen uns geben darf und nun will ich den Teufel sehen, der doch eins anzetteln wollte.

485. An Rapp.

Darmstadt, den 13./30. Oktober 1866.

Gervinus neuester Band[2]) enthält gewiß viel Vortreffliches; besonders die Juli-Revolution ist in ihren Ursachen und Anläßen so deutlich, wie nirgends sonst gemacht und vor allem die Charakteristik von Louis Philippe ein Meisterstück; auch die litterarische Uebersicht ist höchst lehrreich, unsere deutschen Philosophen und Theologen glimpflicher, als ich erwartete, behandelt; einige Vorliebe (J. Grimm) oder Abneigung (Beranger) übersieht man leicht. Doch hat mir gerade dieser Abschnitt die unangenehme Empfindung gegeben, daß ein Thema, das sich für den Leser nicht blos lehrreich, sondern auch genußreich behandeln ließ, bei Gervinus eine Darstellung gefunden hat, die dem Leser so schwere Mühe macht.

Juvenal ist auch mir nie erfreulich gewesen, weit eher noch Martial, von welchem Schubart das klassische Wort schrieb „Oft ist er Schwein,

aber er grunzt mit Witz". — Ein Büchlein über Uhland von seiner Frau aus Briefen zusammengestellt und für Freunde gedruckt, erhielt ich kürzlich durch Zeller zum Lesen und habe mich recht daran erfreut. —

Die schönen Herbsttage locken auch mich zu größeren Spaziergängen in unsere Wälder und führen mich oft so weit, daß ich Angst bekomme, da Raubanfälle hier herum nicht unerhört sind. Unserem Freund Horaz lief zwar einmal ein Wolf davon, als er im Sabinerwald von seiner Lalage sang; allein ich habe von keiner solchen zu singen und deutsche Räuber wären auch schwerlich so sentimental wie italienische Wölfe.

486. An Vischer. Darmstadt, den 11. November 1866.

Mit herzlichem Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Dir der Einstand in Tübingen und Stuttgart durch Unwohlsein erschwert worden ist; hoffentlich ist auch ein Theil des übeln Eindrucks, den Oertlichkeit und Verhältnisse auf Dich gemacht, auf Rechnung dieser körperlichen Depression zu schreiben, und allmählige Angewöhnung zu erwarten.

Eh' ich an etwas Weiteres komme, muß ich Dich wegen einer Versäumniß um Entschuldigung bitten. Du fragtest mich in Deinem Letzten, ob ich nicht Lust hätte, eine Anzeige des neuesten Hefts Deiner Krit. Gänge zu machen; und ich wollte Dir antworten, daß ich mich für die formell-systematischen Fragen des ersten Artikels nicht für competent halte, die übrigen Artikel aber uns auf das politische Gebiet führen würden, worüber mit Dir öffentlich zu streiten zur Freude der Philister und ihrer Töchter, ich mich nicht aufgelegt finde. Thu' ich's doch auch privatim nicht gern, und glaube besonders jetzt, es der Zeit überlassen zu können, daß sie uns einander mehr annähere; Dich, indem Du der politischen Unfähigkeit und Verstocktheit der Schwaben gewiß bald satt werden wirst; mich, indem ich mancher Enttäuschung meiner auf Preußen gesetzten Hoffnungen gewiß nicht entgehen werde.

Nur über eine Beschuldigung, die Du mir schon in einem früheren Brief gemacht, laß mich noch ein Wort sagen. Du gibst meine gesellige Isolirung meinem — wie Du es nennst, politischen Fanatismus Schuld. Von Fanatismus nachher; mein politischer Stand-

punkt aber ist jetzt so weit entfernt, mich zu isoliren, daß er mir vielmehr neue Anknüpfungspunkte gewährt. In Württemberg möchte es sein, wohin mich aber auch sonst nichts zurückzieht; hier ist die ganze geistige und politische Fortschrittspartei zugleich preußische Partei, und ich bin in den letzten Monaten manchem Mitglied derselben gerade auf politischem Wege näher gekommen. Unter meinen Correspondenten aber, selbst aus Württemberg, ist, Dich abgerechnet, nicht Einer, der nicht im Allgemeinen auf meinem Boden stünde. Was aber den Vorwurf des Fanatismus betrifft, der seit Jahren schon durch Deine Briefe geht, so weiß ich den Anlaß gar wohl, woher er sich schreibt. Es war die Trätscherei eines Menschen, der mir gleich beim ersten Zusammentreffen nicht gefiel. Dieser, der mich damals zum erstenmal in Gesellschaft sah, berichtete Dir von einer Scene, wo ich auf die ungewaschene Rede eines besoffenen Schweins, die Preußen würden beim ersten kriegerischen Zusammenstoß, wie bei Jena im Jahr 1806, davonlaufen, mit einer spitzigen Rede antwortete, und — es war 10 Uhr vorbei — die Gesellschaft vielleicht etliche Minuten früher als ich sonst gethan haben würde, verließ. Du sprachst nachher von „Unterdrückung Schwächerer“ durch mich; eine Beschuldigung, die ich, so weit sie sich auf diesen Vorgang stützte, nicht begründet finden konnte.

Damit Du aber desto besser von mir denkst, will ich mich jetzt — nicht für einen unterdrückten Schwachen, aber doch für ein nicht gehörig geschätztes Verdienst bei Dir verwenden. Es ist eine alte Bitte, die mir schon seit dem Schluß Deines früheren Tübinger Aufenthalts im Halse steckt: die schnelle Veränderung Deiner Stellung ließ mich nicht zum Aussprechen kommen. Sie betrifft unsern alten Freund Hetsch[1]). Der treffliche Mann muß sich, bei aller unbestrittenen musikalischen Tüchtigkeit, mit einer secundären Stellung begnügen, weil ihm die Art fehlt, seinen Werth gehörig zu verwerthen — mit Einem Wort, weil er einmal Stiftler war. Nun dachte ich, ihr creiret doch bisweilen Ehrendoctoren: ob Du da nicht den Antrag auf Hetsch stellen könntest und möchtest, ihn für seine Verdienste um Erhaltung des reinen Geschmacks in der Musik und um Komposition der Lieder so mancher deutschen und insbesondere schwäbischen Dichter (so etwa

1) Ueber den S. 41, Anm. 1, zu vergleichen ist.

könnte man den Antrag begründen) zum Dr. honoris causa zu machen. Der brave, anspruchslose Kerl weiß natürlich von meiner Idee kein Sterbenswort; er verdiente so sehr, mit einer solchen Ehre überrascht zu werden. Da Du den alten Landsmann kennst und schätzest, so brauche ich nichts mehr hinzuzusetzen.

487. An Zeller.

Darmstadt, den 3. Dezember 1866.

— — Ich spüre, wie Du ja auch von Dir schreibst, in allen Adern eine Lust, die vorerst der Theologie nicht günstig ist. Ueberhaupt, auch nur auf mich selbst gesehen, ist mein theologisches Interesse vor der Hand erschöpft, und da mich zu einem neuen Unternehmen auf anderem Gebiete der Zustand meiner Augen nicht ermuthigt, so bin ich immer wieder geneigt, meine Feder zu ewiger Ruhe am Nagel aufzuhängen.

— Aus der Zeitung und einer Mittheilung von Moritz Müller[1]) entnehme ich, daß Du in Pforzheim einen Vortrag halten wirst; ich empfehle Dir den Müller als ein Original und eine ehrliche, wirklich für's Gemeinwohl besorgte Haut; das Bischen Eitelkeit laß ich in solchem Fall gern als Tara dreingehen.

488. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 19. Dezember 1866.

Vor Allem, theuerster Freund, in Beantwortung Deines ersehnten Schreibens vom 20. v. M., meinen herzlichen Glückwunsch zum Hauskauf! Ich glaube zuversichtlich, ja ich meine es schon in Deinem Briefe zu spüren, daß dieses eigene Heimwesen Dir recht viel Freude und Behagen geben wird. Und selbst wenn Dir nun schon in Jahresfrist eine Beförderung anderswohin in Aussicht stünde (denn an Dein Absterben in Jena — dem für mich so schönen Jena — glaube ich nicht), so würde schon dies Eine Jahr, behaglicher zugebracht, die Mühe und etwaigen Mehrausgaben lohnen; es scheint aber, Du hast auch so vortheilhaft gekauft, daß ein großer Verlust nicht wohl heraus-

---

1) Ein Mann, der sich aus einfachen Verhältnissen emporgearbeitet hatte, und sich durch seine gemeinnützige Thätigkeit, auch als Tagesschriftsteller, namentlich um den Arbeiterstand verdient machte. Er war ein großer Bewunderer von Strauß; aber nach dem Erscheinen des alten und neuen Glaubens trat er ihm öffentlich entgegen.

kommen kann. Was wird der Frühling für ein andres Ding sein, wenn er den eigenen Garten Dir grün macht; was werden die Kinder für eine Lust haben, die Beeren und Kirschen des väterlichen Grundstücks zu pflücken; was wird die Luft in der Laube Deiner lieben Frau, was das geschäftige Herumwandeln an den Beeten und Bäumen dem Vater Laërtes[1]) wohl bekommen! In diesem schönen Heimwesen besuch' ich Dich auch einmal, das versprech' ich Dir, so fest man eben im Leben etwas versprechen kann. Und dann richt' ich's auch so ein, daß ich Dich, was so lange schon mein Wunsch ist, einmal lesen höre. Unser letztes Zusammensein war viel zu kurz, unsre Seelen hatten die Zeit nicht, recht flüssig gegeneinander zu werden, ich mußte viel unbesprochen lassen, worüber ich mir vorgenommen hatte, mit Dir zu sprechen. Besonders hatte ich von Dir wieder, wie einst in Heidelberg, einen ermunternden Einfluß auf meine Arbeitslust und Arbeitskraft gehofft. Das hätte aber längeren Zusammenseins bedurft. Noch immer liegt in dieser Hinsicht bei mir Alles darnieder; ich komme mir so überflüssig vor mit meinen Schreibereien, daß ich die Feder nur noch zu Briefen in die Hand nehmen mag.

489. An Vischer. Darmstadt, den 6. Januar 1867.

Von Thomas bis zum Neujahr war ich in Bonn, konnte also Deiner Ladung nach Enzweihingen[2]) nicht folgen, so gern ich Dich auch einmal wieder gesehen hätte. Noch lieber freilich wäre ich damals nach Stuttgart gekommen, als Du über Iphigenie sprachst. Etwa 8 Tage vorher hatte ich sie von der Janauschek gesehen, war aber gar nicht befriedigt. Die Schauspielerin, offenbar sonst ganz gut, aber kein Zoll eine Iphigenie; es war, als hätte Elektra die Rolle der Schwester übernommen. Ein schönes Stück lieferte der Decorateur, Maschinist, oder wem es zuzuschreiben ist. Da es ihm nämlich unerlaubt schien, daß 5 Akte hindurch dieselbe Decoration bleiben sollte, so benützte er die nahe liegende Reflexion, daß es alle Tage doch Abend wird, zu der Einrichtung, im 4. Akt eine Abendröthe eintreten zu lassen, die im 5. zur Abenddämmerung wurde, so daß beim Abschied Thoas und Iphigenie sich hätten in die Augen langen können vor Dunkelheit. Einige

1) Fischers Vater lebte als emeritirter Prediger bei seinem Sohne.
2) Dorf an der Enz, wo Vischers Bruder Pfarrer war.

Tage darauf klagte ein Offizier einer Bekannten über das Langweilige eines solchen Stücks ohne Handlung und Decorationswechsel; er habe es auch nur bis zum Schlusse des 3. Aktes ausgehalten. Schade, erwiederte ihm die Dame, daß Sie nicht wenigstens bis zum 4. ausgehalten, wo die Abendröthe gekommen wäre.

Mit dieser und einer andern Dame hatte ich einige Wochen vorher Deinen Aufsatz über Uhland gelesen, und Du hättest Dich über die Wirkung gefreut, wärest Du dabei gewesen; am Schluß, als die Parabel zu Ende gelesen war, konnte ein paar Minuten lang keins ein Wort sprechen. Um so lebhafter war nun der Wunsch auch dieser Frauen, Deinen Vortrag über Iphigenie hören zu können; um so lebhafter aber auch ihre Freude, als ich ihnen sagte, es ließe sich vielleicht erreichen, daß Du mir Dein Manuskript schicktest, und wir das miteinander läsen. Nun weiß ich freilich nicht, ob Du ein eigentliches Manuskript davon hast, aber wenn Du es hast, und wenn es auch nicht ganz rein ist, so wüßte ich nicht, was Du mir im Augenblick Lieberes thun könntest, als wenn Du es mir anvertrautest. Ich wollte es nicht aus der Hand geben, als in die der Frauen zum abwechselnden Vorlesen.

Daß Du auf meinen Wunsch rücksichtlich des guten Hetsch eingehen willst, dafür bin ich Dir sehr dankbar; daß Du eine Gelegenheit abwarten mußt, versteht sich; die weitern Belege will ich schaffen.

Deinen Artikel über Meyers französische Malerei[1]) hat mir dieser hocherfreut geschickt; er ist aber auch höchst liebenswürdig. Nur, ohne die von M. hervorgehobenen Haken der Geschichtsmalerei zu verkennen, halte ich es gegen die Mythenmalerei mit dem alten Vischer gegen den jetzigen. Weißt Du denn ein christliches Mythenbild aus neuerer Zeit, das Dir gefiele? worin nicht, um Deinen eigenen anderweitigen Ausdruck zu gebrauchen, ein Haar zu finden wäre? Du führst wenigstens keines an.

Den Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift: Strauß und der Gothaismus, wirst Du gelesen haben. Er bringt ja auch Dich hinein. Aber schwerlich hat es Dich gefreut, auf diese Art gelobt zu werden. Der Verfasser scheint mir F—, oder ein Aehnlicher zu sein. Vielleicht antworte ich; nicht weil es das Machwerk verdiente, sondern weil mir die Veranlassung nicht unwillkommen ist, mich über diese Dinge auszusprechen. Thu' ich's[2]), so gedenke ich von unserem Verhältniß, mit

1) Zeitschrift f. bildende Kunst, 1866, 2. Heft. — 2) In Wirklichkeit unterblieb es.

grundsätzlicher Vermeidung der politischen Controverse, so zu reden, daß Du zufrieden sein wirst.

490. An Rapp. Darmstadt, den 12. Februar 1867.

— Unser alter Rosenkranz hat noch etwas recht Gutes gemacht, so gut, daß ich es ihm gar nicht zugetraut hätte: Diderots Leben und Werke, 2 Bände. Ein unerschöpflicher, lebensvoller Stoff, ohne viel Kunst, aber zweckmäßig und bequem zubereitet. Laß es kommen, es ist eine köstliche Geistes- und Herzensnahrung. — Gestern Abend war ich bei einem Fortschrittsessen. Metz, der Nationalvereinsmann, bewirthete 30 seiner politischen Freunde in einem Gasthof und lud auch mich dazu ein. Da mir der Mann lieb ist und ich sah, daß er auf meine Annahme Werth legte, so nahm ich's an. Ich hatte Metz erst abgeschrieben: er wisse ja, daß wir, wie ein Liebespaar, uns am Besten unter 4 Augen unterhalten.

Wir wollen dieser Tage Schölls Aufsatz über Goethe's Geschwister lesen; auch habe ich zu dem Ende einen kleinen Commentar geschrieben zu Goethe's Marienbader Elegie[1]). Sic perditur tempus[2]).

491. An Rapp. München, den 19. April 1867.

— Mein Absehen in München[3]) ging nicht auf alte Freunde, sondern auf einen neuen Dr. Julius Meyer, Verfasser einer Geschichte der französischen Malerei seit 1789; ich repetire unter seiner sachkundigen Anleitung gerne die hiesigen Sammlungen, wobei ich auf Manches aufmerksam werde, was mir früher entgangen war. Die gefangene Göttin[4]) haben wir natürlich auch besucht, diesmal in Begleitung des Galeriedirectors, die uns unbequem genug war, und wobei Freund Meyer all seine Gewandtheit aufbieten mußte, den alten Herrn soweit bei Seite zu bringen, daß ich die mitgebrachte Rosenknospe zu den Füßen der Göttin niederlegen konnte. Gelesen habe ich hier Manches, geschrieben Weniges, eine Erwiderung in Sachen der Erinnerungen an Möhler,

---

1) Vgl. „Ungedrucktes aus dem Nachlasse von D. F. Strauß. I, zu Goethe's Elegie von Marienbad" Deutsche Revue, Jahrg. 1894, 1. Bd., S. 228 ff. — 2) „So vertreibt man sich die Zeit." — 3) Wohin Str. kurz vorher für einige Wochen gegangen war. — 4) Die Venus des Praxiteles; vgl. Ges. Schriften II, VIII. 373 ff.

die dessen Biograph, ein hiesiger Benediktiner, rundweg für Fabel erklärte, in die preußischen Jahrbücher[1]). Das Schönste was ich hier las, war Lessings Briefwechsel mit seiner Frau, die rührendste, weil einfachste und nüchternste Liebesgeschichte, die man lesen kann, ein wahres Erbauungsbuch.

492. An Zeller.

Darmstadt, den 7. Mai 1867.

— — Für Deinen Vortrag über Religion und Philosophie in Rom meinen besten Dank; er ist vortrefflich wie Alles, was in dieser Art von Dir kommt; daß ich ihn nach Durchlesung der Stelle über Scävola-Schenkel[2]) über Nacht aus der Hand legte, mußt Du meinen schwachen Augen nachsehen; das Reflexlicht that ihnen weh.

— Diesen Mittag sagte mir Gagern (jetzt mein Tischnachbar), daß Gervinus wieder in Heidelberg sei, und das Fräulein fügte hinzu, daß er sich über einen Besuch beim Papst sehr befriedigt ausgesprochen. Ist er denn politisch wieder praktikabel?

493. An Vischer.

Darmstadt, den 2. Juni 1867.

— Uebrigens wirst Du nicht allein ein Hofmann, ich werde es auch. Habe vorgestern eine einstündige Audienz bei der Prinzeß Alice gehabt. Aufgeklärt durch Papa, wie dieser selbst durch — Bretschneider. Wollte, nachdem kürzlich erst gehört, daß ich hier, mich kennen lernen; schickte Secretär, langer Widerstand, habe keinen Glauben an Interesse hoher Herrschaften für unser eins, gab aber endlich, weil doch Dame, ungern nach. Und bin nun sehr befriedigt. Die Prinzeß ist wirklich ein frisches, natürliches, ungemein offenes Wesen, bei der man sich gleich gemüthlich angeregt findet. Vor dem Prinzen Albert, den ich immer hochschätzte, hab' ich bei der Gelegenheit von Neuem Respekt bekommen. — Geht dieser Tage auf große Reisen, hofft, mich, wenn länger hier bleibe, mehr zu sprechen.

494. An Vischer.

Darmstadt, den 2. Juli 1867.

Du bist expedit. Das ist charmant. Danke bestens. Ich glaubte

erhielt ich einen Brief von Hetsch, worin er mir den Eingang des Diploms[1]) hochvergnügt anzeigt. Von meiner Mitwirkung hat er keine Ahnung und soll sie durch mich auch gewiß nicht bekommen. Es freut ihn mehr, wenn er meint, es sei von selbst so gekommen. Da haben wir nun einmal miteinander etwas gemacht, wovon wir gewiß wissen, es ist gut. Jedermann, der Hetsch kennt, wird's loben, aber Niemand wäre eingefallen, es zu machen. Bravi!

495. An Rapp.

München, den 27. September 1867.

Gestern Abend las ich im Merkur Deine Pensionirung. Es war mir eigen zu Muth über solche Gleichheit und Ungleichheit unseres Schicksals. Das Leben der unsteten Wohnungslosigkeit, wie ich so eben an eine neue Station gekommen bin, trittst Du nun auch an. Aber während ich desselben so satt bin, daß ich mich um den geringsten Dienst, der mir doch festen Wohnsitz gäbe, melden möchte, hast Du jene Situation gewünscht und gesucht. Diese Lebensform hat von Anfang auch wirklich manchen Reiz, den auch ich empfunden habe, als ich vor 19 Jahren zum erstenmal den Wanderstab in die Hand nahm. Welch ein Unterschied zwischen der Stimmung, in der ich damals hier ankam und der heutigen. Auch damals kam ich als Schiffbrüchiger, aber verhältnißmäßig jung und voll Hoffnung auf Manches, was das Leben, wie ich meinte, mir noch schuldig war. Einiges hat es in der That nachbezahlt; jetzt aber ist Alles, was möglicherweise noch flüssig zu machen war, eingetrieben. Mein Wunsch und Bedürfniß konnte nur noch auf ein ruhiges, stilles Ausleben gehen, in einem heimischen und heimlichen Winkel: und gerade jetzt reißt mich die Fluth aufs Neue in die Welt hinaus, an eine Küste, die mir zwar längst bekannt ist, ehemals lockend war, heute aber kahl und unwirthbar erscheinen muß.

Vischer war vor seiner Reise nach Paris 3 Tage in Darmstadt. Wir waren recht gemüthlich zusammen.

496. An Rapp.

München, den 12. Februar 1868.

Seit den ersten Anstößen, die mir vorigen Herbst das veränderte Klima gab, bin ich gesund, d. h. corpore valeo, oculis animoque non

1) Vgl. S. 490.

item [1]). Das Leben zu gestalten ist nie leicht und wird mit den Jahren immer schwerer. Hätt' ich Vischers Augen und seinen malerischen Sinn dazu, ich wollte es schon auch „nett" finden, Mittags im Menschengewühl vor dem Königsbau auf und ab zu gehen. So muß ich mich an die Ohren halten und die sind leider zu spät und zu unvollkommen ausgebildet worden. Von Schumann will ich bei Gelegenheit Weiteres hören; vielleicht habe ich bisher das Rechte noch nicht gehört. Viel nahm mich gegen ihn auch das Gebahren seiner Anhänger ein, und daß es gerade die Clique von Wagner, Liszt, Bülow ist, die soviel aus ihm macht. Hätt' ich Deine Augen, wie wollte ich noch lesen; aber das Vorlesenlassen hilft mir nichts, da ich das Vorgelesene schwer fasse und wenig behalte. Ich bin immer noch am 70bändigen Voltaire, doch habe ich dazwischen hinein Marmontels Memoiren gelesen, die für das Pariser litterarische und gesellige Leben Medio sec. 18 [2]) sehr interessant sind. Das Verschen, was er einmal anführt:

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a, —

ist auch in anderen seculis anwendbar.

497. An Zeller.

München, den 24. Februar 1868.

Es ist recht freundlich, ja eigentlich großmüthig von Dir, daß Du Deinem werthen Brief vom letzten Tage des vorigen Jahres, dem überdies noch 2 freundliche Büchergeschenke folgten, einen zweiten Brief nachsendest, ohne mit mir wegen der Antwort abzurechnen. Zunächst waren es in der That die Bücher, die mein Schreiben verzögerten. Das eine erhielt ich erst am 24. Januar, das andere etwa 14 Tage später, da ohne Zweifel die Buchhändler meine Wohnung nicht wußten. Von beiden habe ich gleich Einsicht genommen, und von Baur bis jetzt die 2. Hälfte, die Dogmengeschichte der neuesten Zeit, gelesen. Die Lektüre versetzte mich ganz wieder in die Zeiten, da ich zu den Füßen des verehrten Meisters saß; ich meinte ihn bisweilen sprechen zu hören. Einen eigenen Eindruck machte es mir auch, mich selbst mit meinen Sachen so historisch einregistrirt zu finden; ich kam mir wie längst gestorben vor, welches im Grunde ja auch nicht ohne ist. In Deinem

Philosophie und die Essener und Therapeuten an, dem Du eine besonders eingehende Behandlung hast angedeihen lassen, die nun wohl hoffentlich jedermann, außer Hilgenfeld (der aber doch ziemlich beigibt) und die Juden überzeugen wird. Die letztern sind doch heute noch gerade so eitel wie vor 1800 Jahren; denn es ist derselbe nationale Dünkel, daß sie damals Homer und Plato von Moses belehrt sein ließen, wie daß sie jetzt nicht eingestehen wollen, daß auch nur eine Sekte von ihnen — freilich die beste, die sie hatten — etwas von den Griechen genommen haben sollte. An solcher Sinnesart sind alle Beweise verloren. Zu der Vollendung dieses großen Werkes, eines monumentum aere perennius[1]), wünsche ich Dir von ganzem Herzen Glück, und spreche den Dank, den die ganze Culturwelt Dir für die unermeßliche Arbeit schuldet, auch von meiner Seite aus.

Was Du mir von den 400 Pforzheimern[2]) schreibst, ist mir sehr interessant gewesen; war mir auch nicht unbekannt, daß es mit der Sache nicht richtig, so wußte ich doch von dem Trauerspiel als Quelle nichts. Aus welcher Zeit ist dieses Poëm, und hat es wirklich schlechthin keinen historischen Anlaß, ich meine, daß, wenn auch nicht 400, doch vielleicht 4 Pforzheimer bei Wimpfen gefallen sind?

498. An Rapp.

München, den 28. Februar 1868.

Neben Vischers methodischer Ausführung wird mein Wallenstein-Aufsätzchen[3]) Dir sehr überflüssig sein. Denn von jenen abgerissenen Gedanken wird, däucht mich, der beste jedenfalls der gewesen sein, daß sich in Schiller hier — ohne daß er's wußte — Macbeth und Hamlet combinirten, sein Wallenstein ist ein Macbeth, der unter anderem auch deßwegen nicht reussirt, weil er zugleich ein Hamlet ist. In der Hochhaltung von Wallensteins Lager begegnet sich Vischer mit einem Mann, dem er übrigens ferne steht, mit Gervinus, dem es auch das Liebste vom Ganzen ist. In gewisser Art ist es auch das Gelungenste; es ist offenbar mit der größten genialen Leichtigkeit hingeworfen, am wenig-

---

1) „Denkmal, dauernder als Erz" (Horaz). — 2) Zeller hatte Strauß über den Vortrag eines Heidelberger Herrn berichtet, in welchem die da-

sten durch das, was sonst bei Schiller ist, angekränkelt. Auch ergibt es sich natürlich wie es so kam. Der Dichter hatte die kolossalen Schwierigkeiten seiner Aufgabe, mit denen er ein halbes Jahrzehnt gerungen, endlich überwunden. Die Tragödie stand da und im frohen Gefühl des gelungenen Werks und der vollen Kraft, schuf er halb spielend jenes Einleitungsstück. Das ist alles gut, aber der Schwerpunkt des Stücks, die Bedeutung, um derentwillen es das erste deutsche Drama ist und bleiben wird, liegt doch gewiß nicht in den Scherzen und der heiteren Lebensfülle des Vorspiels, sondern in der tragischen Wucht des nachfolgenden Schau- und Trauerspiels. Man könnte, — wenn Vischer die Dialoge nicht so haßte (von den meinigen wenigstens in meinen kleinen Schriften hat er mit einem wahren Haß gesprochen; er hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, mit dem „Er“ sei er selbst, Vischer, gemeint) — man könnte ein Gespräch entwerfen zwischen Schiller und einem Kritiker. Schiller fragt diesen, was ihm in seinem Wallenstein am besten gefallen habe? Der Kritiker antwortet: Das Lager; und Schiller lacht. Nun fragt aber der Kritiker den Dichter, was denn er selbst für das Beste im Wallenstein halte? und als Schiller antwortet: Nun, Max und Thekla, so kommt die Reihe des Lachens an den Kritiker. Von da an gibt ein Wort das andere und sie kommen mit einander dem rechten Punkte näher.

499. An Rapp.

München, den 5. März 1868.

Was die Werthabschätzung und Vergleichung der großen Tondichter betrifft, so muß man gemach thun. Vor Allem ist die Frage: wer der größere sei, als schlecht und oberflächlich ganz von der Hand zu weisen. Dann ist daran festzuhalten, daß für unser Weltalter die Musik Mozart's dieselbe Stelle einnimmt, wie Goethe in der Poesie, nämlich ὁ πάνυ [1]) zu sein. Der universelle Genius, neben dem sich die Besten unter den Uebrigen nur dadurch auszeichnen, daß in ihnen die oder jene einzelne Geisteseigenschaft oder Seite der Kunst weiter, eben damit aber auch einseitig ausgebildet ist. So gleich in Beethoven subjectiv alles, was mit Pathos, Rührung, innerem Wühlen wie gewaltigem Ausbrechen zusammenhängt; objektiv die Instrumentalmusik,

er auch am Fidelio (von dem man in gewissem Sinne freilich sagen kann ἕνα, ἀλλὰ λεόντα)[1]) so lange gearbeitet, gebessert und umgearbeitet als Mozart an einem halben Dutzend Opern, hat 4 Ouvertüren dazu geschrieben, wovon keine ihrem Zweck recht entspricht. Ich weiß wohl, es gibt Stimmungen, wo einem Fidelio mehr entspricht, als Figaro und ich habe ihn nie ohne die innigste Rührung hören können — allein könntest Du jetzt bald nach Fidelio den Figaro, Don Juan hören, so würdest Du — musikalisch betrachtet — gewiß fühlen, daß Du aus einem Strom mit bald tiefem, bald seichtem Bett, in den ewig vollen, ewig jungen Okeanos gekommen.

500. An Rapp. München, den 21. März 1868.

Die letzte Zeit habe ich allerlei Musik gehört. Mozart und Haydn stehen auf dem Programm, aber Wagner und Liszt inspiriren den Dirigenten. — Besseres hörte ich in den Quartettunterhaltungen. Eines von Mozart machte mich mit Thränen kämpfen vor Glück. Ich war die Zeit her so freudlos, so innerlich erstorben gewesen, nun kam ich mir wie eine alte Mauer vor, die, den Winter über durchgefroren, beim Kommen der ersten Frühlingsluft sich mit Tropfen beschlägt[2]).

501. An Rapp. Darmstadt, den 22. Mai 1868.

— Die Memoiren der Frau G. Sand zu lesen, habe ich mir längst vorgenommen; es kostet nur einigen Entschluß vorher, ehe man sich so anlügen läßt, Du verstehst mich. Wenn Vopiscus oder welcher von diesen spätrömischen Historikern es sein mag, sagen konnte, es gebe keinen Geschichtschreiber, der, bei aller Wahrheitsliebe, nicht sein gutes Theil gelogen habe, so gilt dies doppelt, wenn einer seine eigene Geschichte schreibt, dreifach, wenn er ein Dichter und sechsfach, wenn er vielmehr eine „Sie“ ist.

502. An Meyer. Darmstadt, den 27. Mai 1868.

— — Von mir kann ich gar nichts sagen, als daß Voltaire's Briefwechsel, in welchem ich jetzt am Jahr 1751 stehe, mich mitunter doch langweilt. Es ist zu viel kleine Intrigue, Klatsch und Lumperei

darin, zu wenig Ehrlichkeit und Herzlichkeit. Man muß, wie ich sehe, bei dem Kameraden dreierlei Erscheinungsweisen unterscheiden:

1. Die officielle in den Schriften; 2. die halbofficielle in den Briefen; ganz demaskirt hat man ihn nur 3. in den Memoiren seiner Sekretäre.

503 An Käferle.

Darmstadt, den 29. Mai 1868.

Du bist der einzige unter meinen Freunden, bei dem ich mich wegen eines so langen Stillschweigens, wie es durch meine Schuld zwischen uns stattgefunden, nicht zu entschuldigen brauche. Denn Du weißt so gewiß, als Du mich und Dich selbst kennst, daß die Ursache davon nicht in einem Erkalten oder auch nur Verkühlen meiner Freundschaft für Dich, sondern einzig darin liegen kann, daß der Gang meines Lebens seither eine Wendung genommen hat, von der sich eher mündlich als schriftlich Rechenschaft geben ließ. Du wirst mich nicht falsch verstehen: ich will nicht andeuten, daß ich etwas Besonderes erlebt hätte — gerade so etwas eignet sich ja gar wohl zur vertrauten schriftlichen Mittheilung — sondern im Gegentheil, daß ich angefangen habe, nichts mehr zu erleben, was des Schreibens werth wäre. Mit Einem Worte, ich habe angefangen, recht alt zu werden, älter, als meine zu Anfang dieses Jahres vollendeten 60 es eigentlich mit sich bringen. Dieses Altwerden zeigt sich ganz besonders auch darin, daß ich mir nicht mehr einbilde

— ich könne was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren —

daß der schriftstellerische Trieb ganz in mir aufgehört hat. Das ist aber in einem Menschen, der bisher — leider! — in erster Linie Schriftsteller gewesen ist, eine gar folgenreiche Veränderung. Der ganze geistige und fast auch leibliche Organismus muß sich anders einrichten, und das geht ohne Leiden und Kranksein nicht ab.

Mein äußeres Leben war unterdessen dieses: Den Winter habe ich in München zugebracht, Ostern war ich bei meiner Tochter in Bonn, jetzt habe ich meinen Wohnsitz wieder hier genommen. Meine Tochter hat mich zu Anfang dieses Monats zum zweitenmal zum Großvater gemacht. Das wirst Du jetzt auch schon mehrfach sein.

Von unsern gemeinschaftlichen Freunden sprach ich vor wenigen Wochen Hetsch in Mannheim, der jetzt erst erfahren hatte, daß der

Antrieb, ihn zum Dr. philos. honoris causa zu machen, wie ihm von Tübingen widerfahren, von mir (durch Vischer) ausgegangen war. In München erlebte ich die musikalische Revolution, die Franz Lachner zum Rücktritt zu Gunsten der Zukunftsmusik veranlaßte. Ich nahm daran so lebhaften Theil, daß ich Lachner meine Empfindungen in ein paar Sonetten auszusprechen mich gedrungen fand, die ihm herzliche Freude zu machen schienen. Ebendaselbst ging ich im Hause des O.-Medizinalrath Pfeufer, Hardegg's Schwager, vertraulich und gemüthlich aus und ein.

An Franz Lachner.

1.

Den Stab, den lange ruhmvoll Du geschwungen,
Mit dem, ein Feldherr, Du gebotst den Tönen,
Ihn hat, geschickt im Wühlen, keck im Höhnen,
Dir schnöder Undank aus der Hand gerungen.

Vom hohen Geiste Deiner Kunst durchdrungen,
Nahmst Du als Ziel Dir vor, zum ächten Schönen
Die Sinne wie die Herzen zu gewöhnen:
Und dieses Lebenswerk ist Dir gelungen.

Abwehrtest Du mit Ernst die trüben Wasser
Der Modekunst, den Schwarm der wirren Geister,
Die uns das Chaos gerne wiederbrächten.

Das schuf Dir manchen Neider, manchen Hasser;
Doch eilt die Muse Dir dafür, o Meister,
Den vollen Lorbeer in das Haar zu flechten.

504. An Rapp.

St. Goarshausen, den 27. Juli 1868.

Diesen Morgen war ich auf der Lurlei, ganz allein. In dem sogenannten Schweizerthälchen begegnete ich einem kleinen rothhaarigen Jungen von 12 Jahren, der seinem Vater Branntwein brachte. Nachdem er diesen abgeliefert, nahm ich ihn weiter mit, um mir den Weg zu zeigen. Ich fragte ihn nach seiner Schule, er sagte mir, er lerne Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte. Geschichte! sagte ich, ei was? Und was hast Du darin schon gehabt? Von der Schöpfung, antwortete er, und vom Paradies. Du siehst, bis zum Themistokles geht es da noch nicht. Dafür wußte er aber auch den Weg nicht bis zur Lurlei. —

505. An Rapp. Darmstadt, den 22. September 1868.

Die Tacituskrittelei ist Modegeschwätz. Ein verrückter Irländer ist vorangegangen. Stahr hat die Sache feuilleton- und salonmäßig gemacht und nun wollen die Schulmeister zeigen, daß sie auch auf der Höhe der Zeit sind. Ihre Autorität ist der Sejansschmeichler Vellejus gegen Sueton und Dio Cassius, die in allem Wesentlichen mit Tacitus stimmen. Zur Lektüre empfehle ich Dir St. Beuve, Causeries du lundi — eine Reihe von Bänden —, ich habe bis zum 13. im Hause — eine französische Litterär- und theilweise auch politische Geschichte vom 16. Jahrhundert bis zum 19. in biographisch-litterarischen Artikeln, mit viel Geschmack, Kenntniß, Urtheil und angenehmstem Vortrag. Man sieht dadurch in ganz neue, mir wenigstens unbekannt gewesene und zwar reich bebaute und ertragreiche Geistesfelder hinein und bekommt Respekt vor den Franzosen.

506. An Rapp. Darmstadt, den 19. Oktober 1868.

— Vorige Woche bin ich dem preußischen Kronprinzen-Paar vorgestellt worden bei Prinzessin Alice. Ein so menschlich liebenswürdiges Paar an so hoher Stelle, die künftigen Geschicke des Vaterlandes in so gute Hände gelegt zu sehen, war mir überaus tröstlich. Und, selbst ohne Wunsch, als reiner Diogenes, diesen Erdengöttern gegenüber zu stehen, machte mir auch Freude.

507. An Vischer. Darmstadt, den 12. November 1868.

Den zurückfolgenden Brief von Prantl, sowie den Deinigen habe ich gelesen und erwogen, insbesondere auch die Gedanken, die Du rücksichtlich einer Verpflichtung, der engern Heimath treu zu bleiben, äußerst. Aus dem Kreise meiner Incompetenzerklärung weiß ich auch jetzt noch nicht herauszutreten; doch will ich mir über den Hauptpunkt in beiden Briefen eine Bemerkung erlauben.

Welche von beiden Städten, München oder Stuttgart, hat eher das Zeug, der Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden? Der Vorzug des ersteren als Hauptstadt eines größeren Landes, mit mehr

bairische Hauptstadt wohl den Vorzug. Wäre seiner Zeit, als Altbaiern mit den neuen Provinzen vergrößert wurde, eine fränkische oder schwäbische Stadt, etwa Augsburg oder noch besser Nürnberg, zur Residenz gemacht worden, dann stünde Alles gut. Aber daß der bairische Kulturmittelpunkt dem altbairischen Stamm und seinem Katholicismus anvertraut ist, macht Alles anders. Die Provinz, in der die Hauptstadt liegt, hat auf diese immer einen vorwiegenden Einfluß. Wenn ich letzten Winter mit Bekannten so an Sonntagen durch die Straßen von München ging, und von dem eingeborenen Volk Notiz nahm, erschien es nicht blos mir, sondern auch den Andern, so, wie in einer griechischen Colonie am schwarzen oder am Mittelmeer dem Hellenen die gallischen oder skythischen Urbewohner erschienen sein mögen. Die Kluft zwischen der aufgeklebten Kultur und dem Grundstock in München ist ungeheuer, und wird immer (s. Uhland's „Wanderung") ein Hemmniß für ein gesundes Wachsthum der erstern bleiben.

Diese Kluft ist in Stuttgart geringer, der schwäbische Stamm bildsamer und schon vorgebildeter (resp. freilich auch verbildeter) als der bairische; dies würde die Schale zu Gunsten Stuttgarts neigen; allein die schmäleren Mittel des kleinern Staats sind hier noch überdies durch die Trennung der Universität von der Hauptstadt geschmälert. In der Klage hierüber hast Du gewiß Recht. Allein wenn Du hoffst — ich sage nicht, daß jemals, aber daß demnächst, daß noch zu unsern Lebzeiten hierin eine Aenderung durchzusetzen sein werde, so bleibe ich dabei, dies für eine Illusion zu halten. Für eine Reihe von Jahren sind durch die leidigen, aber unabweislichen Militärbedürfnisse die Kräfte unserer Staaten so in Anspruch genommen, daß an eine so kostspielige Aenderung im Kultusdepartement, so viel ich sehe, nicht zu denken ist.

— Du siehst, ich bin ungefähr so gut und so klug wie Dein Loos-Orakel. Rathe Dir selbst besser und sei herzlich gegrüßt.

508. **An Rapp.** Darmstadt, den 12. Dezember 1868.

Also die alte Posthalterin in Tübingen ist gestorben. Ei war es denn nicht gestern, daß wir den Gruß von ihr hörten: „fehl mich Ihnen, Herr Repetent Strauß, grüß Gott, Herr Rapp, guten Abend,

Jahren. Und jetzt todt. Nun die Ruhe hat sie sich wohl verdient und 80 Jahre sind ein schönes Alter. Und noch etwas hätte sie sich wohl verdient: einen Nekrolog im Schwäbischen Merkur. Wär' ich noch in den Jahren der Schriftstellerei, so schrieb ich einen, und diesmal würde ich damit auch Leser finden. Allein die Zeiten sind vorbei, Vischer sollte es thun. Aber der hat nicht das nekrologische Gemüth, den Leichensäger-Humor, wie ich.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro[1]).

Mit denen tröste sie sich. —

509. An Käferle. Darmstadt, den 16. Januar 1869.

Schon seit einem Vierteljahr sehe ich einer Antwort meines lieben alten Käferle auf den Brief entgegen, den ich — freilich nach langem, doch durch die Umstände, mein' ich, entschuldigten Stillschweigen — Ende August oder Septembers Anfang an ihn geschrieben: er schweigt beharrlich. Was ist ihm nur? Ist er krank? ist er fromm geworden? So lange pflegte er doch sonst den alten Freund und Waffenbruder nicht auf ein erwiderndes Wort warten zu lassen. Indeß, dem sei nun wie ihm wolle, ich schieße meinen zweiten Pfeil ab; ein so theurer Mann ist ja wohl eines ganzen Köchers voll werth. Ich möchte so gerne wissen, wie es Dir geht, wie Dir der laue Winter bekommt, nachdem Dir der heiße Sommer — ich weiß ja auch noch nicht wie? — bekommen ist. Wie geht es Deinen Kindern? Führt Dich das jetzige Domicil Deiner ältesten Tochter nicht zuweilen nach Stuttgart? Und siehst Du da keinen von den alten Freunden? Vischer glänzt ja jetzt dort, wie eine prächtige Nachmittagssonne, und Alt und Jung eilt, sich seiner Strahlen zu erfreuen; Rapp wandelt als ein bald heller bald dunkler Mond umher; und Mörike — nun von dem weiß ich nichts und schreiben auch die vorgenannten Freunde nichts. — —

— — Meine Feder beharrt in ihrem Ruhestand, und mag sich

---

1) „Helden in Menge vor Agamemnons Zeit
Gab's schon, doch alle liegen sie unbeweint
Und unbekannt in tiefer Nacht, weil
Ihnen der göttliche Sänger fehlte." (Horaz.)

nur zu Briefen noch in Bewegung setzen. Alles und jedes hat seine Zeit, und die meinige ist um. Dabei interessirt mich noch mancherlei Lectüre, worunter jedoch keine Theologie ist. Eher naturwissenschaftliche; insbesondere ist mir die Darwin'sche Theorie und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend. Erst Darwin befreit uns vom Schöpfungsbegriff; wir Philosophen wollten wohl immer hinaus, aber erst Darwin hat uns gezeigt, wo der Zimmermann das Loch hinausgemacht hat. — —

510. An Rapp.

Darmstadt, den 6. Februar 1869.

— Ich studire jetzt Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Der Verfasser sucht die Geschichte zur Geschichte der reformatorischen Ideen, der geistigen Mächte überhaupt, zu machen, statt daß man bisher nur Kriegs- oder Dynastien- oder Litteraturgeschichte geschrieben habe, legt aber sein Werk höchst wunderlich an. Da zu einer allgemeinen Civilisationsgeschichte die Vorarbeiten noch fehlen, will er sich auf England beschränken; als Einleitung aber gibt er einen Abriß der allgemeinen d. h. wenigstens der Civilisationsgeschichte von England, Frankreich, Spanien und Schottland, wo er dann, ehe es zum Hauptwerk selbst kam, gestorben ist. Wenigstens geht die Uebersetzung unseres Freundes Ruge, die ich hier vor mir habe, nicht weiter. Das Buch ist interessant, wenn auch einseitig und weitschweifig. Ruge brummt bisweilen, wenn sich der Autor auf's Philosophiren einläßt, in Anmerkungen mit unendlichem, deutschphilosophischem Ueberlegenheitsgefühl in seinen Bart, aber es ist lehrreich, wie sich die Geschichte in solchem englischen Originalkopf spiegelt. Theologisch ganz, politisch für meinen Geschmack etwas gar zu radikal.

Ich schrieb Dir doch einmal vor Jahren über das französische Buch, das der natürlichen Tochter von Goethe zu Grunde liegt und angeblich von einer Stephanie Louise de Bourbon-Conti verfaßt ist. Nach neueren Untersuchungen wäre diese vielmehr eine Dem. Delorme, verehelichte Billet gewesen, die schön, geistreich, mit ihrer Stellung unzufrieden, jenen Roman erdichtet hätte.

511. An Vischer.

Darmstadt, den 12. März 1869.

gesehen? Ich habe ihm kürzlich auf seinen Wunsch über die 3 ersten Theile, die er mir in Feuilletonform geschickt, mein unmaßgebliches Urtheil geschrieben, was mir nicht leicht geworden ist. Ich wollte ihm nicht weh thun, und durfte doch auch nicht unwahr sein. Ich glaube aber, daß der neue Roman weit unter dem vorigen steht. Viel zu doctrinär, und diese Doctrin viel zu nebelhaft. „Wie erzieht man den Sohn eines der Ueberreichen unserer Zeit?“ scheint mir kein gutgewähltes Thema für einen Roman zu sein. Erstlich ist es zu speciell; dann führt es direct in sociale Probleme, die noch viel zu problematisch sind, um schon poëtisch gestaltbar zu sein; und endlich gibt der unermeßliche Reichthum der Sache einen utopischen, ganz unpraktischen Boden. Immer mehr strebt Auerbach über seine ursprüngliche Domäne, der realistisch-holländischen Figurenmalerei, in ideale Tendenzregionen hinaus, und verliert damit immer mehr den Boden, auf welchem allein er fest und sicher stand. Dabei wird der Mangel an Naivetät, das Beschreien und unzarte Beleuchten immer fühlbarer. Einzelne Figuren in seiner alten Art indessen sind wieder kostbar; aber die stehen im Hintergrund; bei den idealen Hauptpersonen steigert sich mit dem Werthe, den der Dichter ihnen beimißt, der Widerwille des Lesers. Dies ungern und unter uns gesagt über einen Mann, der uns beiden werth ist.

512. **An Rapp.** Darmstadt, den 27. März 1869.

Gestern hörte ich in einer hiesigen Kirche Bachs Matthäuspassion, zum erstenmal, wie ich einzugestehen fast mich schäme. Es hat mich mächtig angezogen; es ist ein Kunstwerk strengster, sublimster, edelster Art. — Händel schüttet sich voller aus und wirkt daher gewaltiger; Bach hält mehr an sich, will nur sich und der Sache genügen. Nie wird darum eine Bach'sche Passion so populär werden wie der Messias, aber man ahnt, daß der Musiker vom ersteren noch mehr als vom letzteren lernen mag. Unvergleichlich ist und bleibt das Goethe'sche Wort, man dürfe die Bach'sche Musik nicht merken lassen, daß man ihr zuhöre (er ließ sie sich im Bett vorspielen), denn sie spiele für sich selbst. — Wenn Richard Wagner über mich schimpft (ich kenne aber seine neueste Broschüre nicht und weiß nicht, was er darin von mir sagt), so ist er insofern in seinem Recht, als ich immer jede Gelegenheit ergriffen habe, meinen Abscheu vor ihm so als Menschen wie als Musiker nachdrücklich auszusprechen. — Wenn Arthur Schopenhauer

gesehen hätte, daß Du seinen Namen mit 2 pp schreibst, so würde er sehr unangenehm geworden sein. Er hält sehr auf sein Eines p; Schopen heißt im Niederdeutschen ich weiß nicht was, auf jeden Fall nicht, was Schoppen bei uns.

513. An Rapp.

Darmstadt, den 7. Juni 1869.

— Deine und Auerbachs exhortationes ad scribendum[1]) nahm ich nicht übel, aber ihr müßt es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich sie nicht befolge. Und nun vollends in der Wormser Geschichte, wo das Publikum sich unmißverstehbar für Schenkel entschieden hat. Ihn will es zum Führer haben — so mag es ihn haben. Est et fideli tuta silentio merces[2]) sagt unser alter Freund. Wahrhaftig, es liegt ein Glück darin. Schade, daß ich nicht mehr weiß; aber wenn ich das Wort des Welträthsels hätte, so wollt' ichs machen wie der Kohlhaas, der auf dem Schaffot den schicksalvollen Zettel verschluckt, damit nur der Kurfürst nicht erfahren soll, was über das Schicksal seines Hauses darauf steht. —

Den Savonarola nennt Goethe „ein fratzenhaftes Ungeheuer" in dem Anhang zum Benvenuto Cellini. Daß Hase[3]) sich mit diesem Goethe'schen Ausspruch nicht auseinandergesetzt hat, könnte man feig nennen, allein es mag wohl daher rühren, daß er auf dem Goetheboden in Jena sich in keine Polemik gegen Goethe einlassen wollte. Recht schön ist aber der Hase'sche Vortrag über die Jungfrau von Orleans; freilich gar nicht zum Vortheil unseres Dichters. Denn um wie viel schöner ist die wirkliche Johanna als die poëtische. Einen hübschen Aufsatz über sie fand ich auch in St. Beuves Causeries du lundi, aber ich weiß nicht mehr den Band.

514. An Rapp.

Darmstadt, Himmelfahrtstag 1869.

— Auerbach kam gestern hier durch; ich sprach ihn auf dem Perron der Eisenbahn. Er will sich eine Zeitlang in Cannstatt aufhalten, um den Druck seines neuen Romans[4]) zu leiten, auch noch

1) „Aufforderungen, etwas zu schreiben." — 2) „Auch das getreue

Manches daran zu bessern. Ich habe ihn im Feuilleton fast ganz gelesen; eine Arbeit, die in manchen Partien vollen Beifall, in allen hohe Achtung verdient. Auerbach ist ein poëtisch-populärer Missionär unserer Weltanschauung, die ihm Herzenssache ist.

515. **An Rapp.** Darmstadt, den 27. September 1869.

— Von Ritter[1]) kam ein Brief — es geht mit seiner Arbeit etwas langsamer, als er dachte. Er hat über dieselbe an seine Pariser Gönner, insbesondere E. Renan geschrieben und ihm als Probe einen Abschnitt aus „Märklin" geschickt, worauf ihm Renan äußerst freundlich geantwortet hat. Von mir schreibt er: C'est, je crois, l'homme de ce siècle, pour lequel j'ai le plus d'admiration et de sympathie.

516. **An Vischer.** Darmstadt, den 25. Januar 1870.

— — Den Suleika-Aufsatz von H. Grimm las ich diesen Sommer in dem damals neuesten Heft der preußischen Jahrbücher auf dem Lesezimmer in Ueberlingen. Die Frau, welcher darin nicht nur die Rolle der Suleika zugetheilt, sondern auch mehrere der schönsten Suleika-Gedichte zugeschrieben werden, ist eine Geheimräthin Willemer in Frankfurt. An ihn findet sich längst ein Gedicht Goethe's unter den Gedichten an Personen. Daß er von ihr sich angezogen fand, erhellt aus verschiedenen Stellen der Boisserée'schen Briefe und Tagebücher. Daß die Bereicherung, deren im Sommer 1815 das Buch Suleika auch nach dem Knebel'schen, Zelter'schen u. a. Briefwechseln sich erfreute, auf Rechnung dieser Dame komme (sie war Tänzerin gewesen, als der Geheime Rath W. sie erst ausbilden ließ, dann heirathete; Goethe fand in seinem „Der Gott und die Bajadere" die Geschichte dieses Ehepaars), scheint keinem Zweifel zu unterliegen, sie scheint in der That Suleika zu sein. Nun macht sie aber auch Anspruch, Lieder, wie: „Was bedeutet die Bewegung", gedichtet zu haben. Daß Suleika selbst auch dichtend vorgestellt wird, ist aus dem Gedicht: „Kaum daß ich Dich wieder habe", zu ersehen. Aber ob die

---

1) Charles Ritter, ein Waadtländer, der einige Arbeiten von Strauß in's Französische übersetzte, und dessen dieser Ges. Schr. I, 73 f. 79. mit freundschaftlicher Anerkennung gedenkt.

ihr hier zugeschriebenen Gedichte wirklich im Divan stehen, und ob die genannten dazu gehören, ist eine andere Frage. Ich war Anfangs ganz empört über den Anspruch — freilich auch in Folge der litteratenhaften Darstellung Grimms — und dachte an eine Selbsttäuschung der alten Schauspielerin; — allein schließlich wird man eben doch abwarten müssen, bis in 9 Jahren Goethe's Briefe an sie gedruckt erscheinen werden.

Seit 8 Tagen bin ich daran, alle andern Abende der Prinzessin Alice meine Voltaire's-Vorträge vorzulesen. Da sie gerade Krankenpflegerin ihres Gemahls und eines Kindes ist, die das Scharlachfieber — doch ganz gutartig — haben, so ist ihr Abends diese Unterhaltung sehr erwünscht und sie ist eine beharrliche und empfängliche Zuhörerin. Dabei macht sich das Verhältniß überhaupt gemüthlicher, und sie hat mich kürzlich mit der Hofdame auf meinem Zimmer besucht. Ich habe viel Erfrischung von diesem Verkehr; er ist das Beste, oder vielmehr das einzige Gute, was ich noch hier habe. Für den Druck werde ich die Sache schließlich wohl ausarbeiten; aber ich habe die Vorempfindung, daß ich damit keinen Dank aufheben werde. Ließe ich das Manuskript so wie es jetzt ist, so würde es heißen, es sei eine oberflächliche Arbeit; stopfe ich noch mehr hinein, wie ich muß und will, so wird — da die Vortragsform bleiben und kein eigentliches opus daraus werden soll — das Ding aus der Façon kommen und schwerfällig werden. Dazu kommt: V. ist in eminentem Sinne ein litterar- und culturhistorisches, aber kein eigentlich biographisches Subject. Er ist und bleibt doch zu bös. Er beißt. Und das darf ein biographischer Held doch nicht.

Ich wollt', ich wäre heut in Stuttgart und könnte das schöne Concert hören. Chor und Symphonie von Mozart, und interessiren würde mich auch die Ouvertüre zum Prinz von Homburg. Das Thema ist höchst musikalisch; wie es J. Benedict ausgeführt hat, steht freilich dahin.

517. An Rapp.

Darmstadt, den 4. Februar 1870.

— Den Voltaire habe ich nun der Prinzessin vorgelesen an 7 Abenden, und sie hat mit einer für eine Dame und vollends eine Prinzessin höchst anerkennenswerthen Geduld und Beharrlichkeit zugehört. Nun will ich das Gericht also für das Publikum zurichten,

und zwar nicht indem ich die Suppe strecke, d. h. dünner mache, wie die Wirthe thun, wenn mehr Gäste kommen, sondern umgekehrt, denn der gemeine Mann liebt dicke Suppen.

518. **An Vischer.** Darmstadt, den 27. Februar 1870.

„Hätt' ich das gewußt", sagte vor etlich und dreißig Jahren Dein Vetter, Rittmeister von Vischer bei unsrem Ludwigsburger Schillerfest, als er, in glühender Sonnenhitze vor der grünen Bettlade[1]) mit der Bürgergarde Spalier bildend, den festredenden Professor Ries sein Blatt umwenden sah, und noch 2 eng geschriebene Seiten darauf entdeckte. „Hätt' ich das gewußt, Herrgottsackerment!" brummte er in sich hinein, der Gute, der nun längst dort Spalier macht, wohin kürzlich auch Dein Freund Wilhelm Banzhaf[2]) zu den seelenvollen Tänzen nun wirklich eingegangen ist, die Du ihm schon vor 45 Jahren in Aussicht stelltest. Doch das wollte ich ja nicht sagen, sondern daß ich die Worte Deines Vetters die letzte Zeit auch bisweilen vor mich hingesagt habe aus Anlaß des verwünschten Voltaire, der sich mir spielend wie ein Eichhörnchen auf die Schulter gesetzt hatte, nach und nach aber, zu der Größe eines Löwen angeschwollen, mich umzuziehen drohte. Ich habe ihm jetzt die Gurgel wenigstens so weit zugeschnürt, daß er nicht gar vollends zum Elephanten werden kann, und ich nun sagen darf: was ich daran thun konnte, damit bin ich fertig. Ich habe nämlich jetzt nur noch einige neueste französische Monographien über einzelne Lebensverhältnisse V.s zu lesen, die mir wohl noch Veranlassung zu mancher Bereicherung, auch wohl Berichtigung des biographischen Details, doch zu keiner tiefer greifenden Aenderung mehr Veranlassung geben werden.

— Was Du mir über Shakespeare schreibst, hat mich sehr interessirt und ich muß ihm ganz beistimmen; auch dem, was Du über den westöstlichen Divan bemerkst, widerspreche ich nicht; und doch ist mir bei der Gelegenheit von Neuem klar geworden, daß unser Verhältniß zu Shakespeare auf der einen und zu Goethe auf der andern Seite ein geradezu umgekehrtes ist. Darüber wäre nun viel zu sagen: Natur und Entwicklung, Nothwendiges und Zufälliges; etwas Ein-

---

1) Der Volksname für einen Punkt bei Ludwigsburg. — 2) Derjenige

seitigkeit scheint mir dort wie hier im Spiel zu sein; wären wir jünger, ein trefflicher Gegenstand für die Correspondenz; in unsern Jahren hustet eben jeder vollends wie er kann[1]).

Deine Katarrhe betreffend möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob die Art Deiner Sommercuren die rechte ist? Du suchst die Thermen, und ich meine, Du solltest das Kalte suchen. Keine Kaltwasseranstalt, sondern Fluß- oder vielleicht noch besser Seebäder. Experto crede[2])! Ich litt ja auch sonst viel an Schnupfen und Katarrh, und bin seit 2 Jahren des Uebels völlig los. Und ein See- d. h. Meerbad habe ich noch nicht einmal gebraucht.

519. An Vischer.

Darmstadt, den 7. April 1870.

Also nach Corsica! Ich muß dabei immer an den Onkel Hiller denken, wenn er Dir auf dem Weg dahin, wie einst auf dem nach Frankfurt begegnete, was er wohl sagen würde. In jedem Fall würde er am andern Morgen im „Conversationslexicon“ den Artikel Corsica nachschlagen, und von Deinem Paß mit mehr Grund als ehmals[3]) von dem meinigen behaupten, es stehe darin: „Der muthige Reisende beabsichtiget“ — Also alles Glück zur Unternehmung, laß all Deine Katärrhe den Corsen in ihren Bergen und bringe keinen mehr zurück. — An dem Hölderlinsfest in Lauffen habe ich im Geist eine herzliche Freude gehabt, und wenn man bei solchen Anlässen als eine Cicade unbemerkt auf dem Baum sitzen und zusehen könnte, wär ich wohl auch gekommen. Was Du mir von dem Homburger Bibliothekar schreibst, hatte für mich den Vortheil, daß ich einen Artikel d. d. Homburg im nächsten Merkur am Styl als seine Arbeit erkannte.

— Dies soll kein Brief, nur ein freundlicher Wunsch für die Reise sein; da ich versprochen habe, den Voltaire so zu liefern, daß am Osterdienstag der Druck beginnen kann, so muß ich mich sputen.

520. An Rapp.

Darmstadt, den 20. April 1870.

Dein Drama hat mich sehr belustigt, zugleich jedoch veranlaßt, über die Bartfrage[4]), die es von so verschiedenen Seiten zeigt, ernst-

1) Anspielung auf den Ges. Schr. XII, 66 berührten Vorfall. — 2)
[illegible]

licher nachzudenken. Das Ergebniß dieser Ueberlegungen will ich Dir hier in möglichster Ordnung aufschreiben.

1) Meine Freude über Deinen Schnurrbart ging zunächst von rein ästhetischem Interesse aus. Ich fand, daß er Dir vortrefflich stand; Deine ganze Gesichtsbildung schien mir auf diesen Schmuck berechnet zu sein.

2) Zu dem ästhetischen Interesse gesellte sich aber das humoristische. Die Mißverständnisse, die sich immer von Neuem an Deinen Bart knüpften, gehörten ja zum Besten unserer Kurbelustigungen[1]). Nun hat diese Sache allerdings ihre zwei Seiten. Ein ernster Mann und seine noch ernsteren Angehörigen können es unpassend finden, durch den Contrast von Bart und — wenn auch nur ehemaligem — Amt immer wieder komisch zu wirken. Indessen, mit Zeit und Gewöhnung würde sich dieser Reiz allmählig abgestumpft, man würde in einer Zeit wie der unsrigen es am Ende natürlich gefunden haben, daß ein emeritirter miles ecclesiae[2]) wie ein andrer miles emeritus[3]) einen Bart trägt.

3) Was nun ferner die Rücksicht auf die Verhältnisse betrifft, so ist es meine Pflicht zu gestehen, daß ich in diesem Fache nicht der Rathgeber bin, den man zu Rathe ziehen muß. Wer so außerhalb der Gesellschaft steht wie ich, wer so wenig Anlaß und Neigung hat, bei seinem Thun und Lassen zu fragen, was die Leute dazu sagen werden, der wird in diesem Stück etwas schwerhörig. Daß die Prälaten und Consistorialräthe, wenn sie Dich mit dem Barte sehen, innerlich Gift und Galle speien, dachte ich wohl; allein da Du nichts mehr bei ihnen zu suchen hast, dachte ich, müssen sie die Galle schlucken; amtlich Dir den Bart absprechen, werden sie nicht wollen, und wenn, so verlörest Du ja immer nur den Bart, noch nicht die Pension.

Das ungefähr waren meine Gedanken, so lange der Bart noch stand, dum stabat Troja[4]). So wenig es mir eingefallen wäre, Dir zu sagen: Ei, laß Dir doch einen Schnurrbart wachsen, so gerne acceptirte ich denselben, nachdem er als Thatsache gegeben war. Nun ist er aber aus der Welt der vorhandenen Thatsachen verschwunden, und das verändert die Sachlage doch. Nachdem Troja zerstört war, wollte auch Freund Horaz nicht, daß es wieder aufgebaut würde. Es könnte

---

1) Vgl. Poet. Gedenkbuch, Ges. Schr. XII, 173. — 2) „Soldat der Kirche.“ — 3) „Verabschiedeter Soldat.“ — 4) „Als Troja noch stand.“

zu bösen Häusern führen, meinte er. Lies nur seine Ode III, 3, und wende sie auf den vorliegenden Fall an. Hättest Du trotz allem Kopfschütteln der Leute Deinen Bart aufrecht erhalten, so mußte man in Dir den justum et tenacem propositi virum[1]) anerkennen. Aber so, erst zurückweichen, dann von Neuem vorgehen, gäbe weit mehr den Eindruck des Unbestandes, als das einmal Aufgegebene aufgegeben lassen. Ter si resurgat murus aheneus[2]), d. h. der Schnurrbart, als Mauer um den Mund gedacht, ter pereat meis excisus Argivis[3]); wobei es Dir überlassen bleibt, unter den Argivi das Rasirmesser oder die Prälaten zu verstehen, wie unter der redenden Juno das Consistorium oder die öffentliche Meinung.

Mit horazischen Grüßen von

Deinem

D. F. Strauß.

521. An Rapp.

Darmstadt, den 2. Mai 1870.

— Ritter war in Paris; er kann nicht genug rühmen, wie viel Freundliches ihm Herr und M.e Renan erwiesen. Wie er von meinem Voltaire sprach, so forderte ihn Renan auf, ihn ungesäumt auch zu übersetzen, der werde den anderen Sachen erst recht die Aufmerksamkeit zuwenden. Ritter will es auch thun und ich schicke ihm die einzelnen Bogen. — Samstag vor 8 Tagen telegraphirten mir die Biebricher Freunde[4]), daß in Wiesbaden Glucks Orpheus und Eurydice gegeben werde. Ich ging also mit den Freunden hin. Es ist die einzige der Gluck'schen Opern, die ich nicht kannte; ich wunderte mich also nicht wenig, wie ich auf dem Zettel nur 3 Personen fand: Orpheus, Eurydice und Amor, und zwar alle 3 von Damen dargestellt, denn Orpheus ist Alt. Die Musik ist von der reinsten, höchsten Schönheit und die Trägerin der Hauptrolle gab sie in ächtem, großem Styl. — Dann sang hier die Stehle im Freischütz die Agathe, sie sang auch recht schön, aber ich bin heute von dem Spuck in der Wolfsschlucht noch krank in allen Nerven. Es ist doch etwas Verruchtes um die Romantik. Auf ihrem Boden allein können solche Gräuel erwachsen und dieser

---

1) Den „Mann, der gerecht bei seinem Beschlusse bleibt" (Horaz). — 2) „Höbe auch dreimal neu sich der Wall von Erz." — 3) „Stürzten doch dreimal ihn meine Argiver um." — 4) Prof. Künkel und Burkhardt.

Boden gibt auch dem Schönen und Gemüthlichen, das diese Oper in so reichem Maße enthält, doch einen kranken Beigeschmack.

Dieser Tage war ich auch wieder einmal einen Abend bei der Prinzessin. Sie war lange weggewesen, in Gotha, in Mainz. Diesmal sollte ich mein Gutachten geben über eine Gouvernante, die sie für ihre Tochter angestellt hat. Sie ist gegen mich immer gleich gut und liebenswürdig und macht jedesmal von Neuem, so zu sagen, meine Eroberung.

522. **An Rapp.** Darmstadt, den 13. Mai 1870.

— Der Druck des Voltaire schreitet fort, es sind jetzt 8 Bogen corrigirt. Ich finde, er wird recht und in jedem Fall unterhaltend.

Bei der Prinzessin sind jetzt 4 Akte der natürlichen Tochter an zwei Abenden, mit vertheilten Rollen, gelesen. Theilnehmend: Prinz, Prinzessin, Hofmeisterin, Hofdame und ich. Man ist allerseits befriedigt und wird dieser Tage den Schluß vollends lesen, dann vielleicht Tasso. Wie hiebei die Prinzessin mit grünen Lampen- und Lichtschirmen für meine Augen sorgt, wäre Dir erfreulich zu sehen.

523. **An Rapp.** Darmstadt, den 25. Juni 1870.

— Die Prinzessin ist noch in Kranichstein, wo ich vorgestern bei ihr zu Mittag war, ihr vor Tisch aus dem Leben Jesu, nach Tisch ihrem kleinen Prinzeßchen auf Ansuchen aus ihrem Struwelpeter vorlas.

In Stuttgart würde ich nur einen Tag bleiben, um Vischer und Reuschle[1]) zu sprechen. . . Hierauf in Tübingen höchstens über Nacht, da mir hier nur an dem Besuche bei Niemeyer[2]) liegt.

Heute sollten wohl die Exemplare meines Voltaire in Stuttgart ankommen. —

524. **An Rapp.** Darmstadt, den 1. Juli 1870.

— Eben trifft mich eine Nachricht, die, wenn auch an sich nicht unangenehm, alle meine Plane über den Haufen wirft: mein Verleger schreibt, daß von dem Voltaire alsbald eine zweite Auflage zu machen

---

1) Dem S. 98, 1 Genannten. — 2) Den rühmlich bekannten Kliniker.

sei. Dies kann ich in Rorschach nicht besorgen, am besten in München, in dessen Bibliothek ich ohnehin noch Manches nachzuschlagen habe — also zuerst nach München und von da erst nach Rorschach. Ueber den Erfolg in Betreff des Voltaire mache ich mir im Mindesten keine Täuschung. Meine Schriften, sofern sie nur dies sind, pflegen meine deutschen Landsleute zur Makulatur werden zu lassen; daß es mit der jetzigen anders ist, verdankt sie theils der kleineren Auflage, theils dem Namen V.'s auf der einen und der Prinzessin auf der andern Seite. Suum cuique[1]).

525. An Kuno Fischer.

Rorschach, den 1. August 1870.

Gestern Abend auf dem Rückwege von Friedrichshafen, wo wir einigen Württembergischen Bekannten den Besuch heimgegeben, las ich auf dem Schiff Deine Anzeige meines Voltaire in der Allg. Ztg., und will keinen Tag säumen, Dir dafür meinen innigsten Dank zu sagen. Wenn Deine beiden Briefe über den Gegenstand dem Freunde wohlthaten durch die liebevolle Art, wie Du Dich in meine Arbeit hineindachtest und -empfandest, so kommt nun das öffentliche Zeugniß, das Du für dieselbe ablegst, dem Autor zu gute gegenüber einem Publikum, dessen Lieblingsschriftsteller für dergleichen Materien die Stahr und Scherr sind (. . . „ein beizender Taback, und eine Magd im Putz, das ist so mein Geschmack"). Und wie vortrefflich Deine Anzeige auch an und für sich geschrieben ist, wie zweckmäßig sie den Gegenstand einleitet, darlegt, beleuchtet, dafür könnte ich noch unbefangener sprechen, wenn ich nicht so nahe dabei betheiligt wäre; indessen hat Rapp, der den Artikel nach mir las, denselben von dieser Seite bewundert und gibt mir die freundlichsten Grüße für Dich auf. Daß Du es in Betreff des dissensus über die Frankfurter Affaire bei einer Cg. privata[2]) bewenden lassen, habe ich als eine besondere Zartheit empfunden; in der That pflegt, wenn ein bedeutender Beurtheiler einen solchen Punkt signalisirt hat, der Troß wetteifernd darauf loszuknallen, und insbesondere die französischen Beurtheiler würden gesagt haben: Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Mir, resp. dem Buche, hat Deine cg. priv. den Vortheil gebracht, meine Meinung in der Art genauer zu

1) „Jedem das Seine." — 2) „Privatverhandlung."

umschreiben, wie in dem Dir überschickten Entwurfe eines Zusatzes geschehen ist.

Aber kommt man sich nicht wie ein kleines Kind vor, das am Sterbebette des Vaters mit der Puppe spielt, wenn man sich mit solchen Musenspielen abgibt am Vorabende des entsetzlichen Krieges, wo wir stehen? Wie ein plötzlicher Wahnsinn ist das Unheil über uns gekommen, im Allgemeinen wohl geahnt, aber nie so nah geglaubt. Dem Krieg von 1866 gegenüber weiß man nicht recht, soll man getrost oder bange sein. Der Fall ist jetzt schlimmer, sofern der Feind gewaltiger und ausdauernder ist; doch ist er ungleich günstiger in Folge der für uns vortheilhaften Fragestellung, zu der der Feind uns verholfen hat. Wenn 1866 selbst die Weisesten und Besten zweifeln konnten, auf welche Seite sie sich zu stellen haben, so wissen dies heute selbst die Dümmsten, und selbst die Schlechtesten wagen nicht, zu thun, als wüßten sie's nicht. Diese allgemeine Stimmung, in Verbindung mit der Beschaffenheit des preuß. Heerwesens, verbürgt uns, wie ich glaube, den endlichen Sieg. Aber was zwischen jetzt und diesem Siege liegt, kann schrecklich sein.

526. An Rapp. München, den 15. August 1870.

— — Bei meiner Rückkehr fand ich einen Brief von Renan, worin er sich sehr freundlich über meinen Voltaire ausspricht, den ich ihm geschickt hatte, und sehr betrübt über den ausgebrochenen Krieg. Von dem letzteren nahm ich Veranlassung, ein offenes Sendschreiben an ihn zu erlassen, das nächsten Mittwoch oder Donnerstag in der Allgemeinen Zeitung zu lesen sein wird [1]).

Wo ist der Vers her:

Doch mich entzog einhüllend in Wolkendunst
Dem Schlachtgewühl der schnelle Merkurius;
Dich schlang die jähe Kriegeswoge
Wieder zurück in der Brandung Wirbel.

527. An Rapp. Darmstadt, den 3. September 1870.

Das Wetter war mir in München nicht günstig, nur einmal kam ich mit Meyer an den Starnberger See, wo wir Schwind auf

1) Das erste der beiden, die jetzt Ges. Schr. I, 297 ff. stehen; vgl. ebd. S. 73 ff.

seiner Villa besuchten, der uns Photographien seiner Melusine zeigte und von mir zur Illustrirung von Mörike's Schatz aufgemuntert wurde. Rückweg, in Heilbronn, Oehringen. — Der Gang des Krieges ist fortwährend wundervoll. — Mit meinem offenen Brief an Renan habe ich merkwürdiges Glück, überall sagt man mir Artigkeiten darüber. Auch der Adressat hat, wie mir Ritter schreibt, ihn freundlich aufgenommen und will im Journal des Débats darauf antworten.

528. An Vischer.

Darmstadt, den 20. September 1870.

Des Himmels Einfall hätt' ich mir eher vermuthet, als daß Du eben jetzt unsre alte politische Controverse wieder aufwecken würdest. Ich habe ja „kein Maul aufbracht" seit Jahr und Tag. Im Gegentheil, ich glaubte sie im Verlauf der Zeiten und der Erfolge durch stillschweigende Concessionen von beiden Seiten zwar nicht ausgeglichen, doch harmlos gemacht. Was mich und meinen Standpunkt betrifft, so kann das doch nur Scherz von Dir sein, daß mir im preußischen Staate Alles vollkommen erscheine; vom Ministerium Mühler, vom Junkerwesen &c. kannst Du das unmöglich glauben; aber das ist wahr, daß ich trotz alledem das Gute, das dieser Staat uns bringt, für so überwiegend erkenne, daß jene Mängel daneben vorerst gar nicht in Betracht kommen, sofern der preußische Staat allein den Kern hergibt, an den das übrige Deutschland sich zu einem lebenskräftigen Staatswesen anschließen kann. War ich in dieser Hinsicht nie so extrem oder blind, als Du glaubst, so bin ich in anderen Stücken von einer extremeren Haltung neuerdings zurückgekommen. Ob ich gleich auch heute noch nicht weiß, wie es möglich werden soll, daß eine Anzahl monarchischer Staaten sich in eine kräftige Einheit zusammenfasse, so gebe ich doch zu, daß der Einheitsstaat in Deutschland vorerst weder möglich, noch auch nur wünschenswerth ist. Was andererseits Dich betrifft, so glaubte ich längst Deine Oesterreichischen Sympathien im Abnehmen zu sehen; und jetzt, nach den neuesten Erfolgen, dachte ich, werdest Du sagen: Preußen hat zwar schwer Unrecht gethan im Jahr 1866, aber da es jetzt den Posten, den es sich damals anmaßte, so vollkommen ausfüllt, so kann man Amnestie eintreten lassen. Nun, am Ende denkst Du auch ungefähr so, und bittest Dir nur noch Zeit aus, Dich daran zu gewöhnen. Gewährst Du sie mir gleichfalls, so wird es mir vielleicht möglich, unterdessen von dem Widerwillen etwas

zurückzukommen, den seit den letzten 10 Jahren das süddeutsche Wesen in politischer Hinsicht mir eingeflößt hat.

Daß Du den Plan einer Anzeige meines Voltaire doch noch ausgeführt [1]), dafür bin ich Dir sehr dankbar. Schade ist nur, daß ich Deine Erinnerungen nicht mehr für die 2. Auflage nutzen kann. Denn diese ist bis auf wenige Bogen gedruckt. Ich habe das Ganze zwar durchgesehen, doch wenig geändert; am meisten im 3. Vortrag: V. und Friedrich, worüber ein neuer Band Desnoiresterres erschienen war. Du erhältst das Buch, sobald der Verleger für gut findet, es auszugeben. Und nicht wahr, Du sorgst, daß ich Deine Anzeige auch gleich erhalte.

— In dem schönen Baden möchte ich wohl auch ein paar Tage mit Dir sein, wenn anders das Wetter so bleibt, wie es seit gestern sich anläßt. Allein ich habe für diesen Sommer mein Gutes empfangen. Lebe wohl und treibe die unsaubern Geister der Katärrhe, Rheumatismen und wie sie heißen, vollends aus; Schweine sind ja genug dort, in die Du sie fahren lassen kannst.

529. An Zeller. Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

— — Taine's Entsatzversuch für Renan habe ich in der Indépendance gelesen und so schwach befunden, daß ich mich nicht versucht fand, darauf Rücksicht zu nehmen.

Dagegen haben mir für meinen zweiten Brief an Renan wohlmeinende Hamburger nicht nur mit einem Gedichte, sondern auch mit einem großen Stück Hamburger Rauchfleisch zu Hülfe kommen wollen, welches letztere ich an Georgine, die jetzt das Haus voll hat, geschickt habe.

Die Erwähnung der Marquise du Chatelet in der von Dir bezeichneten Kant'schen Abhandlung habe ich aufgesucht, und besonders die Stelle [2]) hübsch gefunden, wo er ihr erklärt, daß sie durch ihre ihr Geschlecht überragende Geistesstärke sich des Anspruchs auf Galanterie von Seiten des andern selbst verlustig gemacht habe.

1) Sie findet sich jetzt in V.'s „Altes und Neues", H. 3, S. 77 ff.
2) Ged. v. d. Schätzung der lebend. Kräfte. Zus. zu § 31—36 Schluß.

530. An Vischer.

Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

Mit Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Du in Baden krank gewesen; es war eben ein böser Herbst schon seit August, der auch mir zu schaffen machte und noch macht.

Deine Anzeige meines Voltaire habe ich erhalten, und sage Dir für Dein freundlich eingehendes Urtheil meinen besten Dank. Meine Befriedigung liegt schon darin, daß Dich das Büchlein zu so ausführlicher Betrachtung festgehalten hat. Von Deinen Ausstellungen werde ich vielleicht, si Dis placet[1]), bei einer 3. Auflage, Nutzen ziehen können. In Einem Punkte, der aber Deinerseits kein Tadel ist, kann ich nicht ganz Deiner Meinung sein. Du hast vor Jahren in einer so schönen und für mich so ehrenvollen Weise aus Anlaß meines Hutten die trocken und kühl objective Darstellungsweise des Werks befürwortet. Nun scheinst Du in dieser Hinsicht den V. in die gleiche Linie mit dem frühern Buch zu stellen. Meinem Gefühle nach geht es aber zwischen beiden um eine Ecke. Der V. scheint mir viel entgegenkommender gegen den Leser, viel conversationsmäßiger, mit viel mehr Sauce geschrieben. Zum Theil brachte es der Held mit sich, der weit mehr theils die Rüge, theils den Humor herausforderte; hauptsächlich aber war es doch der Gedanke der Bestimmung für die Prinzessin, der mir zu dieser wie mir scheint freieren Art verhalf.

— Weil ich von Hutten rede: es schweben Unterhandlungen zwischen mir und Brockhaus, unerachtet die erste Auflage noch nicht verschlossen ist, mit Rücksicht auf die heroischen Zeitläufte eine 2. ohne allen gelehrten Ballast d. h. ohne Citate ꝛc. und natürlich mit Benutzung alles seither weiter an's Licht Getretenen zu veranstalten. Werde ich einig, was ich hoffe, so soll im Mai das Buch da sein.

Von den Renansbriefen wirst Du gleichfalls durch Metzler ein Exemplar des Zusammendrucks erhalten. Einen solchen zu machen erboten sich mir, nachdem mein 2. Brief erschienen war, schnell 5 Buchhandlungen, worunter Cotta; mein alter Hirzel, von dem ich nicht weichen wollte, hat jetzt nur zu lang gemacht. Daß die Ironie im 2. Briefe zu wenig scharf ist, habe ich selbst am unangenehmsten gefühlt, und dieser Dämpfer, der mir durch persönlich freundschaftliches Verhältniß zu Renan aufgelegt war, ließ mich lange zweifelhaft, ob ich in so un-

günstiger Stellung überhaupt schreiben solle; es war Zeller, der ebendamals einen Tag hier war, der mir dringlich dazu, sowie auch zum schließlichen Zusammendruckenlassen, zuredete. Daß Du zu dem „bitteren Tropfen" Deinen Namen gegeben, darin kann ich keinen Fehler finden; je stärker ein Ausfall, desto mehr ist ja das persönliche Eintreten in der Ordnung. Es freut mich, daß Du bei der Gelegenheit den politischen Boden zwischen uns vollends rein machst. Von jetzt an wird es nun, Einzelheiten abgerechnet, zwischen uns auf diesem Felde keinen dissensus mehr geben, als den, der in dem Unterschiede des Naturells und in der verschiedenen Art, dergleichen Probleme anzufassen, liegt.

531. **An Kuno Fischer.** Darmstadt, den 23. Oktober 1870.

— — Eine große Freude war es mir, aus Deinem Briefe zu vernehmen, wie gut Du Dich mit Zeller findest. Euch durch zufällige Verschränkung äußerer Verhältnisse geschieden zu sehen, war mir immer schmerzlich. Ihr gehöret zusammen, keiner ist dem andern im Weg, einer die Ergänzung des andern. Wenn ihr euch zusammenstellet und mit den Armen auslanget, so umfasset ihr das ganze Gebiet der Philosophie und seid im Stande, dasselbe gegen jeden An- und Eingriff sicher zu stellen. Er hat etwas, was auch mir schon, wie Du weißt, zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben hat; aber wie er zuletzt — vor Deinem Besuch — nur Einen Tag hier war, habe ich mich seines lauteren, schlichten Wesens wieder so erfreut, daß ich Alles vergessen habe. Und ich dächte, wir beide, Du und ich, müßten aus Erfahrung wissen, wie gut neben unsrer oft schroffen Art dergleichen Melanchthonische Naturen wirken.

Von dem Dir in Aussicht stehenden Ruf nach Wien weiß ich gleichfalls durch ihn, und bin darüber — wie natürlich, von Herzen erfreut. Ob diese Freude fortdauern würde, wenn Du dem Rufe Folge gäbest, ist freilich ein Anderes. Rathen muß und kann hierin jeder nur sich selber; aber so schlimm es auch im Augenblick im Fache der Universitäten, der Geistesfreiheit überhaupt, in Deutschland steht, so möchte ich doch um alle Welt mich nicht von einem Organismus absondern, der, wenn auch noch in enge Hülle zusammengeschnürt, doch in lebensvoller Triebkraft steht, um mich einem andern anzuschließen, an dem nur Symptome der Auflösung zu bemerken, und auch solche Berufungen nur letzte Versuche, nur ein Leuchten des faulen Holzes sind.

Bis in Preußen freiere Luft kommt, hast Du ja in Jena einen so schönen Sitz, eine so erfreuliche Wirksamkeit, und auch Muße, durch Deine Schriften ein heilsames Gegengewicht gegen Materialismus und einseitigen Empirismus zu geben. Die nothwendig gewordene neue Auflage Deines Baco freut mich besonders, weil da der Dünkel des Frhr. von Liebig die von mir längst gewünschte Abfertigung erhalten wird.

532. An Rapp. Darmstadt, den 27. Oktober 1870.

— Es freut mich, daß Du mit meinen Renansbriefen zufrieden bist; der Zusammendruck, zu dem sich nicht weniger als 5 Buchhandlungen von selbst meldeten, gab mir die Mittel zu Beisteuern an die Invalidenstiftung u. A.[1]).

533. An Vischer. Darmstadt, den 17. November 1870.

Herzlich wünsche ich, daß diese Zeilen Dich wieder ganz hergestellt treffen mögen. Die Rücksicht auf Deine Gesundheit ist auch die einzige Seite, von der ich gegen Deine Annahme eines Abgeordnetenmandats Bedenken habe. Sonst weiß ich ja aus eigener Erfahrung, wie ein Vertrauen, das uns unerwartet entgegenkommt, uns gegen Einsicht und Vorsatz gefangen nimmt. Die Sache betreffend aber halte ich es für sehr erwünscht, daß gerade Du den Württembergern sagst: „Der Apfel dürfte zwar süßer sein, aber hineinbeißen müssen wir, da hilft diesmal alles nichts; Eins — 2—3!“ Gegen die Mängel und Mißstände bin ich gewiß nicht blind, und werde, wo sich mir eine Handgabe bietet, meine geringe Kraft gern einsetzen. Aber Vorsicht wird doch auch da nöthig sein. Z. B. die Minderung des Militäraufwands ist gewiß eine dringende Forderung. Aber die Sache wird sich nicht übers Knie brechen lassen. Nach solchem Sturme geht die See noch eine Zeitlang hoch; wir müssen erst das neue Deutschland sich mit dem übrigen Europa setzen lassen, ehe wir unsre Kriegsmacht schwächen. In specie die 3jährige Präsenz, von der Du sprichst. Sie mit der ganzen neuen Militärverfassung in Preußen war eine persönliche Marotte des alten Königs, daran ist kein Zweifel. Allein daß an dieser Marotte zum großen Theil unsere so entschiedene Ueberlegen-

heit in dem jetzigen Krieg hing, wer möchte dem bestimmt widersprechen? Die Forderung bleibt: wir müssen hier auf Minderung bedacht sein; aber wir werden sehr vorsichtig gehen müssen und uns einer gewissen Pietät gegen das, was wir bekämpfen, nicht erwehren können.

Uebrigens ist es jetzt zum erstenmal seit diesem Krieg, daß mir die Sachen nicht gefallen. Mit dem energischen Angriff auf Paris zögert und zögert man, und ich glaube nicht anders, als daß der alte Herr irgend ein Bedenken, eine Scheu hat, die Kanonen gegen das große Babel spielen zu lassen. Daß dies unterbleibt, halte ich unter allen Umständen für einen Fehler; denn selbst wenn es morgen durch Hunger genöthigt in unsere Hände fällt, werden übermorgen die Franzosen sagen: seht, auf die heilige Metropole der Civilisation zu schießen, haben doch selbst diese Barbaren sich gescheut.

— Die Franzosen bringen mich auf den Renan zurück, dessen ich mich in einem Stücke gegen Dich annehmen muß. Du bezeichnest seine Heranziehung der Bergpredigt als heuchlerisch impertinent. Allein in dem Manne ist bei aller Modernität und Romanhaftigkeit wirklich eine schwärmerische, ascetische Ader. Für das Evangelium der Armuth und Entsagung, für einen heiligen Franciscus und dergl. hat er ernstliche Sympathie. Es gibt — ich weiß nicht, ob Du's je gesehen — eine illustrirte Ausgabe seines L. J.; sie kann Dich vielleicht auch an sich interessiren durch die naturalistische, beduinenhafte Auffassung der Neutestamentlichen Persönlichkeiten, die durchaus häßlich, als ein wahres Gesindel erscheinen — der einzige anständige Mensch darunter ist Pilatus —; beim letzten Heft dieser Ausgabe ist eine neue Vorrede, woraus man Renan am besten in dieser Richtung kennen lernt. Er ist, oder wollte es wenigstens, in Paris geblieben; wie es ihm wohl gehen und wie er jetzt von der Sache denken mag?

534. **An Meyer.**

Darmstadt, den 9. Dezember 1870.

Meinen Brief in's Hotel du Parc, wie auch die eben dahin adressirten Renansbriefe, wirst Du, so hoffe ich, richtig erhalten haben; und aller übrigen Berechnung nach bist Du längst wieder in München. Daß Du in so langer Zeit nichts von Dir hören lassen, schreibe ich zwar einestheils dem Orbis zu; doch je länger Dein Schweigen dauert, desto weniger will dieser Erklärungsgrund für sich allein zureichen, und ich vermuthe, daß auch sonst nicht alles stehen möchte, wie ich wünschte,

daß es stünde. Also bitte ich, gib mir, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, Nachricht, wie Du Dich befindest.

Bei uns geht heute der Bahnschlitten durch die Straßen, und so darf ich sagen, daß wir ordentlich im Winter sind. Zugleich habe ich eine ganz passende Winterbeschäftigung in der Zubereitung des Hutten zu einer zweiten Auflage. Ich habe mir ein Exemplar der ersten durchschießen lassen, und trage auf die weißen Blätter alles, was seitdem weiter erforscht worden, aus den einschlägigen Büchern ein. Es häufen sich doch immer mehr Einzelheiten, als man glaubt. Schon allein die jetzt vollendete Böcking'sche Ausgabe der Werke liefert eine Wagenladung um die andere. Aber auch sonst ist Manches gethan. Habe ich so meine Vorräthe geordnet, so wird es eine Freude sein, an den Umguß zu gehen.

Wie ist es mit Deiner Arbeit? Bist Du mit der Maßregel in's Reine gekommen, die Du treffen wolltest, Dir die Sache durch Vertheilung in Serien und Aufstellung eines Redaktors für die zweite zu erleichtern? Und hält die Gesundheit leidlich Stand?

Unser alter ehrlicher Moriz Wagner hat ja den Fuß gebrochen, und die Sache ließ sich wenigstens am Anfang recht langwierig an. Gewiß hast Du schon nach ihm gesehen, und wenn Du es nicht gethan hast, so thue es ja und grüße ihn von mir. Einmal hab' ich ihm geschrieben und auch Antwort von ihm bekommen. Sehr aufrecht hielt damals den braven Mann der Gang des Kriegs. Seitdem haben wir eine weniger erquickliche Periode des Stockens durchgemacht, die jetzt zwar vorüber scheint, ohne doch bis jetzt einer Aussicht auf nahe Beendigung des Kriegs Raum zu geben. Auch ad intra[1]) lassen die Angelegenheiten viel zu wünschen übrig. Die Nachgiebigkeit, die man gegen Bayern gezeigt hat, ist mir unbegreiflich; ich würde, wäre ich im Reichstag, zu diesem Vertrage um Alles nicht ja sagen.

Wenn Du mir einen Spezialgefallen thun willst, so sieh einmal die verschiedenen Huttensbilder in den Ausgaben seiner einzelnen Schriften nach und gib mir darüber einen kritischen Bericht.

Von dem angeblichen Dürersbild vor Böckings Gesammtausgabe wüßtest Du vielleicht auch etwas Genaueres zu sagen, als er Opp. Vol. I. Praefat. p. XV. s. thut. Hat natürlich im Mindesten keine Eile.

---

1) „Im Innern."

535. An Meyer.

Darmstadt, den 18. Dezember 1870.

Du erfreust mich nacheinander mit 2 Briefen, deren erster mir von Deinem Thun und Befinden, der zweite von den Huttenbildnissen willkommenen Bericht erstattet. Es ist mir viel werth, daß unser Briefwechsel wieder im Gang ist; wir wollen ihn nie mehr so lange stocken lassen. Können wir uns nicht viel schreiben, so thut's wenig auch, weil wir uns schon mit Wenigem verstehen. — —

Also den schönsten Dank Dir und auch Herrn Schmidt für den Bericht über die Huttensbilder. Sie scheinen mir durchaus identisch mit denen, die ich als Titel- oder Schlußkupfer der Werke kenne, und wovon ich Dir hier ein Verzeichniß sende, damit Du sie gelegentlich auf der Bibliothek ansehen kannst. Zugleich schicke ich eine kleine Nachbildung des angeblichen Dürer'schen Bildes sammt der Böcking'schen Notiz darüber, aus der mir hervorzugehen scheint, daß dabei weniger der Dürer als der Hutten (wenigstens dieser Ulrich Hutten) zweifelhaft ist. Was ich dabei von Dir zu wissen wünschte, ist Folgendes: 1. Wie sich die verschiedenen unzweifelhaften Huttensbilder — bei den Werken — technisch zu einander verhalten? 2. Was in Bezug auf ihre Naturtreue, d. h. Aehnlichkeit, zu muthmaßen ist? 3. Wie sich diese Bilder zusammen zu dem angeblichen Dürersbild verhalten und ob dieses als ein Bild unseres Ulrich Hutten anzusehen ist? Hätte ich hierüber Deine belehrenden Fingerzeige, so würde ich mir die Bilder vor den Werken, deren mehrere hier zu finden sind, noch einmal ansehen und mir aus allem zusammen etwas zu ziehen suchen, was in dem Buche gesagt werden könnte. —

Die öffentlichen Dinge gefallen mir täglich weniger. Den Krieg betreffend, habe ich seit Wochen die ganz bestimmte Empfindung, daß die Sache an der Hauptstelle, vor Paris, nicht mehr in den Händen der Einsicht und Kraft, d. h. Moltke's und Bismarck's ist. Darüber wird die Kraft des eigenen Landes auf's Aeußerste erschöpft und am Ende gar noch die Hauptsache ins Schwanken gebracht. Daß, was das Innere betrifft, unsere Siege auch für Mühler und Eulenburg erfochten worden, ist ohnehin gewiß. Von Zeller ein schöner Aufsatz über

536. An Vischer.

Darmstadt, den 7. März 1871.

— — Mittlerweile habe ich Dir für allerlei Zusendungen und Nichtzusendungen meinen Dank und meine Freude auszusprechen. Vor Allem für Deine zwei Brüder [1]). Der Gegenstand forderte durch seine typische Natur zur Behandlung heraus, und diese ist so würdig geleistet, daß ich von meinem sonst eifrig behaupteten Grundsatze: quod unus doctus non debet sinere imprimere poëticalia [2]), diesmal willig Dispens ertheile. Besondere Freude machte mir aber Dein Artikel in der Beilage zur Allg. Ztg., wovon ich jede Zeile unterschreibe. Es ist schön, daß wir uns nun auch auf diesem Felde wieder gefunden haben.

Unterdessen haben sich ja die Schicksale vollends erfüllt; ich bin mit Allem zufrieden, bis auf den Einzug in Paris. Das war eine bös vergeckte Geschichte; ob sie sich hätte besser arrangiren lassen und wenn nicht, ob sie nicht besser unterblieben wäre, wage ich nur zu fragen; da ich sonst unsern leitenden Persönlichkeiten wie einer providentia terrestris [3]) vertraue.

Du hast ja gestern über den Materialismus gesprochen; wird man das nicht zu lesen erhalten? Etwa in einem Hefte der N. Krit. Gänge? Dagegen habe ich mit Bedauern ersehen, daß Dich immer noch das Gespenst der Meinung plagt, als müßtest Du Dich, ehe Du an die neue Aesthetik gehst, mit den Gegnern der alten auseinandersetzen. Da lässest Du Dich durch eine Arbeit, die Dir Niemand danken wird, an einer Arbeit hindern, die Dir jedermann danken würde. Mein unmaßgeblicher Rath ist: Drehe das Verhältniß um, schreib zuerst die neue Aesthetik, und sag in der Vorrede, die kritischen Auseinandersetzungen sollen folgen; thun sie das, so ist es gut, thun sie's nicht, weil Du Anderes zu thun findest, so wird es noch besser sein.

537. An Meyer.

Darmstadt, den 22. März 1871.

Hiemit nur in zwei Worten meinen Dank für Deine Auskunft über die Huttenbildnisse, die mir vollkommen genügend ist. Ich lasse

---

1) Vischers Gedicht auf die bei Champigny gefallenen Grafen von Taube (lyrische Gänge S. 115). — 2) „Ein Gelehrter solle keine Gedichte drucken lassen“ (Latein der Dunkelmännerbriefe). — 3) „Irdischen Vorsehung“

mir heute, was von den Originalausgaben auf hiesiger Bibliothek ist, kommen, um mir Dein Urtheil durch Autopsie zu bestätigen. Möchtest Du mir von Deinem Wiener Freunde den Abzug seines Artikels über die Berliner Sammlung verschaffen, so wäre mir das doch sehr erwünscht.

Vorgestern war ich in Heidelberg bei der Leiche von Gervinus. Es war ein überaus betrübender Fall. Daß der ausgezeichnete Mann eben jetzt sterben mußte, so unversöhnt mit der Zeit und nothwendig verkannt von den Zeitgenossen, die langer Besinnung nöthig haben werden, um für sein Verdienst die richtige Würdigung zu gewinnen, fiel mir schwer auf's Herz. Die Stadt war beflaggt für die heimkehrenden Truppen, da ging die Leiche so ignorirt nebenher. Wie nichts der Einzelne, selbst der Bedeutendste, dem Ganzen gegenüber ist, davon hatte man ein niederschlagendes Gefühl. In der Kirchhofkapelle hielt Zeller eine recht gute Gedächtnißrede, die gedruckt werden wird.

Du wirst jetzt viel in Sorgen sein um Deinen Bruder und auch um Deine eigenen Angelegenheiten, bei der tollen Wirthschaft in Paris. Uns Uebrigen kann es schon recht sein, wie sie's treiben, vorausgesetzt, daß unsere Freunde nicht allzusehr darunter leiden.

538. **An Zeller.** Darmstadt, den 16. Mai 1871.

— — Gelesen habe ich gleich nach seinem Erscheinen den 1. Band des neuen Werks von Darwin in der Uebersetzung von Carus, doch mit mehr Begierde als Befriedigung. Ueber die Hauptsache, die Abstammung des Menschen, gibt er wenig Neues, und kommt dann gleich wieder auf eins seiner Steckenpferde — diesmal die geschlechtliche (sexuelle) Zuchtwahl, zu sitzen. Zwischendurch aber eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und feiner Bemerkungen; aber alles nur so hingeschüttet, ohne die erforderlichen Klammern und Schließen einer wissenschaftlichen Beweisführung. Auch sonst läßt Styl und Darstellung viel zu wünschen übrig, und es sei dies, wie mir die **graziosa principessa** sagt, Mangel des Originals, nicht, wie ich vermuthet hatte, der Uebersetzung.

— Von Renan berichtet mir Ritter, daß er über meine Antwort sehr empfindlich ist. Erstlich schon darüber, daß ich sie in der Allgemeinen Zeitung habe abdrucken lassen, nachdem diese die Uebersetzung seines Briefes nicht aufgenommen. Dann gibt er mir Entstellung seiner

Meinungen Schuld. Es sei ihm nie eingefallen, Abtretung Luxemburgs ohne Zustimmung der Bevölkerung zu beantragen — so wenig als mir, ihm das Letztere zuzuschreiben. Auch von Herstellung der Grenzen von 1814 will er nichts wissen, was doch in dem Aufsatz in der Revue mit dürren Worten und in verschiedenen Wendungen steht. Ich habe die Sache, synoptisch aufgestellt, an Ritter geschickt, um es Renan auseinanderzusetzen. Er ist zuletzt doch aus Paris heraus und wohnt jetzt in Sèvre. Die Sache ist mir leid, aber ich habe das beste Gewissen dabei. R. scheint durch Briefe allarmirt worden zu sein, die ihm auf meine Antwort hin aus Deutschland geschrieben worden. Er ist natürlich zu bedauern.

539. An Zeller.

Darmstadt, den 14. Juli 1871.

Mit meinem besten Danke sende ich Dir endlich hier den Hartmann ꝛc. zurück. Wenn mir die Lektüre auch nicht angenehm war, so ist sie mir doch interessant gewesen. Als ein Zeichen der Zeit, meine ich, in Betreff der Philosophie aber als ein trauriges. Wie verwildert muß diese sein, wenn ein philosophisch gar nicht unbegabter und vielfach ausgerüsteter Mensch (er hat die Gabe der innern Selbstbeobachtung, der Selbstbelauschung des Geistes über seinem Thun; es fehlt ihm nicht an Schärfe in der Bildung, noch an Logik in der Verbindung der Begriffe; außerdem hat er hübsche, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängende und gewiß nicht gehörig gesichtete — er hat sich offenbar viele Bären aufbinden lassen — naturwissenschaftliche Kenntnisse) ich sage wenn ein solcher Mensch ein so haltloses und auf solche Cruditäten hinauslaufendes Buch schreiben, und NB., damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann!

Zunächst erweist sich das Buch als Schößling der Schopenhauer'schen Philosophie. An dieser nimmt der Verfasser hauptsächlich die Aenderung vor, daß, wenn Schopenhauer als die Substanz der Welt den Willen setzt, die Vorstellung aber erst sekundär mit der Ausbildung von Gehirnen zu Stande kommen läßt, so setzt er das Unbewußte als Substanz, die Willen und Vorstellung als gleichstehende Attribute an sich hat. Es gibt also nicht blos einen unbewußten, dem Gehirn und dem Organismus vorangehenden Willen, sondern

H. ganz ebenso, wie von Reimarus, aus den bewußten Zwecken des Schöpfers, erklärt. Das Unbewußte wird zu einem deus ex machina, der, so lang er kann, sich so wenig Mühe wie möglich macht, wenn es aber seine Zwecke erfordern, sich zusammennimmt und sich die größten Anstrengungen nicht dauern läßt, um seine Zwecke in der Natur durchzusetzen.

Eine gewisse Priorität des Willens vor dem Vorstellen ist aber doch auch so vorhanden. Daß die Welt geworden, das wäre, so schlecht und peinvoll wie sie ist, unverantwortlich, wenn es mit Ueberlegung geschehen wäre; aber es ist geschehen durch den bloßen alogischen Willen, und die (unbewußte) Vorstellung sucht nun diesen dummen Streich so viel sie kann durch bestmögliche Gestaltung des Was und Wie der Welt gut zu machen. So ist die Welt zwar so gut als möglich, aber (umgekehrt als man vom Wetter zu sagen pflegt) immer noch schlechter als gar keine Welt.

Demnach kann das Ziel der Welt nur in ihrer Vernichtung, oder darin bestehen, daß jener dumme Urstreich, die Setzung der Welt, sich selbst zurücknimmt. Zu diesem Ende hat das Unbewußte das Bewußtsein geschaffen, damit diesem das Elend und der Unsinn des Daseins recht fühlbar, der Ekel am Leben zuletzt zur herrschenden Weltstimmung, die Aufhebung desselben zum Majoritätsbeschluß werde. So wie es mit der Menschheit so weit ist (denn die Menschheit stellt das größte Quantum des bewußten Geistes in sich dar, da schwerlich mehrere andre Gestirne bewohnt, wenigstens von gleichhochstehenden Geistern wie die Erde bewohnt sind), daß ihre überwiegende Mehrheit das Dasein satt hat, so wird der ursprüngliche dumme Lebenswille aufgewogen sein, Welt und Materie sich auflösen und das Dasein in's Nichtsein zurückkehren, aus dem es niemals hätte hervorgehen sollen.

Ich könnte noch weiter fortfahren, namentlich noch beschreiben, wie H., durch die Reflexion beunruhigt, daß es ja dem Unbewußten einfallen könnte, noch einmal denselben dummen Streich zu machen und so in infinitum, diesem drohenden Unheil durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung zu entgehen sucht — — — doch Du wirst schon mehr als genug haben.

540. An Rapp.

Darmstadt, den 20. August 1871.

— — Bis ich den Weg zu einer rechten Arbeit wieder finde,

habe ich indeß Allerlei gelesen, z. B. den Ranke'schen Wallenstein, ein vortreffliches Buch, trotz Allem, was einem an der Manier des Verfassers mißfallen mag. Es macht mir den räthselhaften Charakter des Mannes zum erstenmal ganz klar und zwar in einer Art, die zur Ehre der Menschheit tröstlich ist. Im Allgemeinen behält Schiller Recht. Doch hätte er seinen Helden noch um ein Gutes höher nehmen können, wenn ihm diese neueren Enthüllungen schon zugänglich gewesen wären.

541. An Zeller.

Darmstadt, den 9. Oktober 1871.

Daß Du bei Mörike gewesen und einen lebendigen Eindruck von ihm bekommen, freut mich ungemein; es ist dies ein *κτῆμα εἰς ἀεί*[1]) und ich bedaure immer noch, daß ich diesen Sommer an meinem Besuch in Nürtingen durch das Wetter verhindert worden, — aus Furcht, es möchte ihn, ehe man sich's versieht, ocior aura tollat[2]). Ganz kann keiner seine Sachen verstehen, der ihn nicht kennt; doch auch außerdem ist er der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poëtische Persönlichkeit. Letzteres hatte Kerner, obwohl als Dichter tief unter ihm, doch mit ihm gemein; Justinus eine breiter und populärer, Mörike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur.

Der Protestantentag — nunmehr glücklich vorüber, wird Dir wohl auch einen und den andern Besuch gebracht haben. Mich interessirte besonders die Bekanntschaft von Holsten[3]), der persönlich ganz dem bedeutenden Eindruck entsprach, den seiner Zeit sein Aufsatz über die Paulusvision — Anderes von ihm kenne ich nicht — auf mich gemacht hatte. Historicus-Ströhlin[4]) wird auch bei Dir gewesen sein, ein wackerer, frischer Junge; aber wenn nur die guten Leute etwas besser Deutsch verstünden — ich meine im Gespräch.

542. An Zeller.

Darmstadt, den 17. Oktober 1871.

— — Hältst Du auch, wie ich, den Polytheismus für die ältere Form der Religion? Und wie denkst Du Dir den Monotheismus

---

1) „Immerwährender Besitz" (Thucydides). — 2) „Ein Sturmwind entführen." — 3) Prof. der Theologie in Bern, jetzt in Heidelberg. —

daraus hervorgegangen? Den Juden war er doch auch gewiß nicht in die Wiege gelegt. Freund Hitzig zwar, wenn ich mich recht entsinne, hält ihn bei ihnen für ursprünglich.

543. An Zeller.

Darmstadt, den 25. November 1871.

Durch Deine humoristische Beschreibung der Karlsruher Hofscenen hast Du mir viel Spaß gemacht. Besonders der gute M. Müller[1]) spielt sich trefflich auf[2]). Wie Recht er aber hat, das hatte sich mir eben vorher an Deinem Artikel über die oblig. Civilehe[3]) bestätigt. Wen der nicht überzeugt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Dennoch, glaube ich, wird vorerst nur die facultative durchzusetzen sein.

Auch für Deine Beantwortung meiner Monotheismusfrage bin ich Dir dankbar und sie hat mich um so mehr erfreut, als sie mir zeigt, daß unsere Ansichten über diesen Punkt genau zusammenstimmen. Ich hatte schon vor mehreren Jahren nach der Lectüre von Hume's vortrefflichen Gesprächen über natürliche Religion meine Gedanken über die Sache zusammengeschrieben, worin ich den Monotheismus als das Erzeugniß des Selbstgefühls einer Nomadenhorde bezeichnete.

— Treitschke's Rede bei der Münzberathung hat mir große Freude gemacht. Er gibt die Stellung des starren unitarischen Doctrinärs auf und zeigt sich als wirklichen Politiker.

Wattenbach hat mir 2 dicke Bände Briefabschriften von Elise Reimarus zur Begutachtung geschickt. Die Handschrift (von ihm selbst) ist ganz leserlich; aber ich komme bei den kurzen Tagen ohnehin zu wenig, und möchte doch diesen Winter das Glaubensbekenntniß, von dem Du weißt, endlich herausbringen. Da bin ich gerade jetzt nicht

1) Ueber welchen Br. 456, 487 zu vergleichen ist.

2) Zur Erläuterung des obigen dient eine Stelle aus dem Brief Zellers, den Str. hier beantwortet. Dieser schreibt den 22. Novbr. 1871 aus Karlsruhe, wo er die Heidelberger Universität im Landtag zu vertreten hatte, nach Erwähnung der Festmahlzeit, welche der Großherzog den Ständen gegeben hatte: „Gestern lernte ich auch M. Müller, der Abgeordneter ist, persönlich kennen. Wie ich aber nach dem Diner neben ihm stand, und die Großherzogin sich, von Mann zu Mann gehend, von mir zu ihm wandte, redete er, vielleicht auch vom Champagner ermuthigt, statt auf ihre Fragen zu warten, sie an: „So klar schreibt eben Niemand, wie der Herr Professor."

3) „Obligatorische oder fakultative Civilehe?" Abdruck aus dem XXVIII. Bd. der Preuß. Jahrbücher.

in der rechten Briefwechselstimmung, die ich sonst meistens habe. So geht's einem. Nichts kommt zur rechten Zeit. Ich habe ihn um einige Frist gebeten.

Die Gervinus'schen Paralipomena sind mir durch die Thorheit meines Buchhändlers noch nicht zu Gesicht gekommen. Nun will ich sie mir aber schicken lassen.

544. An Rapp.

Darmstadt, den 28. November 1871.

Multa recedentes adimunt nämlich anni[1]), sagt unser alter Freund, also muß es wahr sein. Am allermeisten nehmen sie uns die Liebenswürdigkeit, wir werden wunderlich, mißtrauisch, ungesellig und es ist nichts dagegen zu machen, als daß, wenn wir dies an Anderen zu bemerken glauben, wir uns jedesmal erinnern, daß es bei uns selbst ebenso ist; das macht uns dann wenigstens geduldig.

Wie hast Du den Mörike in dieser Hinsicht gefunden, der noch ein Stück älter ist, als wir? Er hat freilich die Muse und die erhält länger jung. Aber seine Mucken hat er auch. Ich habe ihm seiner Zeit meinen Voltaire mit einem herzlichen Schreiben geschickt und dafür hat er mir bis heute nicht gedankt. Da ich ihn kenne, nehme ich's ihm nicht übel und behalte ihn lieb, wie ich muß; aber ich möchte der nicht sein, dem man so etwas nicht übel nimmt. Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandsmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poësie fehle; ich habe allerdings nicht Alles gutgeheißen, was er gemacht hat, im Ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poësie als mich.

545. An Käferle.

Darmstadt, 27. Dezember 1871.

Das alte Jahr soll nicht schließen, ohne daß ich Dir für Deinen schönen Brief meinen Dank gesagt hätte, der ja nun das ganze Mißverständniß auf's Beste ausgleicht und uns für das neue Jahr einen Wandel in einem neuen Leben — das aber nur das gute alte sein soll — möglich macht.

Der Eindruck Deines Briefs wäre ein durchaus erfreulicher gewesen, wenn er mich nicht doch erkennen ließe, daß Deine Situation in M. und im Amt überhaupt keineswegs eine behagliche ist. Dabei

1) „Vieles nehmen die scheidenden Jahre." Horaz.

gedachte ich treulich Deiner guten Frau, und daß Dir gewiß manches leichter zu tragen gewesen wäre, wenn sie an Deiner Seite hätte bleiben dürfen.

Die Aussicht übrigens, die Du eröffnest, daß vielleicht eine annehmliche Pensionirung erreichbar wäre, hat mir eine angenehme Hoffnung erweckt. Ich denke mir nämlich, da drei Deiner Kinder in Stuttgart leben, so werdest Du diese Stadt zum Ruhesitz wählen, und Dich dort zu unserem Freunde Rapp gesellen, wenn Du Dir auch nicht wie er einen Schnurrbart wirst wachsen lassen. Auf Stuttgart aber habe ich aus gleichem Grunde mein Augenmerk gerichtet. — — Oder wollen wir nach Ludwigsburg? An und für sich würde ich dieses fast noch vorziehen — in den alten Alleen und Anlagen, wo wir als Buben herumgesprungen, nun als Greise herum- und dem Kirchhof entgegenzuschleichen, hätte viel Verlockendes. Aber ein paar Freunde müßte man dort haben. Du könntest mit Prälat Hauber[1]) wieder musiciren — wenn der noch musicirt!! Doch das sind Träume. Also Stuttgart. Schreib mir gelegentlich, ob auch für Dich das der Ort wäre, wohin Du zielst.

Ich arbeite dermalen an einem Werklein, das gewissermaßen das punctum finale[2]) meiner Schriftstellerei werden soll. Eine Art General-Glaubensbekenntniß — religiös, philosophisch, politisch &c., selbst ein musikalisches Kapitelchen kommt darin vor, worin ich freilich nur zeigen kann, wie weit Eure Lehren in mir Wurzel geschlagen haben. So vertreibt man sich die Zeit, bis man aus ihr vertrieben wird. — —

546. An Rapp.

Darmstadt, den 21. Januar 1872.

Unser alter Hetsch schreibt auch von Leiden und Schmerzen, durch die er sich jedoch von seinem Dienst und Geschäft nicht abhalten lasse. Dabei gibt er eine köstliche Beschreibung von einem Richard Wagner's Konzert, wobei dieser in den Proben vier Taktstöcke zerschlagen, die sein Weib sammelt und mit Inschriften aufhebt &c.

Für die Zeit nach Fastnacht denke ich an einen Ausflug nach München, um einmal wieder gute Musik zu hören. Freilich kommt es darauf an, ob Meyer von seinem Frohndienst am Künstlerlexikon ab-

1) Geb. 1806, gest. als Prälat in Ludwigsburg 1883. Vgl. Br. 285.
2) „Schlußpunktum."

kommen kann. Auch nach unserem alten Moritz Wagner möchte ich sehen, ob er nach seinem Beinbruch wieder odentlich gehen kann.

547. An Zeller. Darmstadt, den 22. Februar 1872.

Was Dein gestern Abend spät erhaltener Brief mir meldet, hat mich angenehm überrascht, unerachtet es mich eigentlich nicht überrascht hat. Denn an Dich vor allen gedacht habe ich ja, als die Erledigung eintrat, natürlich; aber trotz Hegel ist man eben gar nicht gewohnt, das Vernünftige auch als wirklich zu sehen.

Als es mit den Berufungen nach Straßburg Ernst wurde, da, gestehe ich Dir, dachte ich in erster Linie an Kuno Fischer; dahin gehörte meines Erachtens ein glänzender philosophischer Redner, Kuno schien mir für diesen Posten wie prädestinirt, bis auf die in Paris geborene Frau hinaus. Es machte mich daher sehr verdrießlich, daß von seiner Berufung nichts zu hören war, und betrübte mich vollends, wie ich aus einem Briefe von ihm vernahm, daß Roggenbach gegen solche, die ihn genannt, mit einem wahren Hasse von ihm gesprochen habe, den er in Berlin von den Anhängern Trendelenburgs gegen ihn eingesogen. Hätte man ihn nach Straßburg, Dich nach Berlin berufen, so wäre nach dieser Seite nichts weiter zu wünschen gewesen. Freuen wir uns indessen, daß wenigstens das Eine geschehen ist, und sehen darin die erste Frucht von Mühler's Entfernung; denn unter dem wäre es schwerlich dahin gekommen.

Was für Dich in dieser Sache räthlich und Pflicht sei, das, mein theurer Freund, weißt Du mit Deinem klaren Sinn in jedem Fall besser als ich. Da Du mir aber die Ehre anthust, meine Stimme vernehmen zu wollen, so will ich reden so gut ich's verstehe [1]).

548. An Rapp. Darmstadt, den 30. April 1872.

— Kürzlich las ich, weil wir in Stuttgart so elend darum gekommen waren, Kleist's Prinz von Homburg. Ei, was ist das für ein herrliches Stück! Kaum jemals hat es so stark auf mich gewirkt. Der Krankheitsstoff, der Kleist sonst immer so viel zu schaffen macht, hat sich hier gleichsam heraus auf die Haut geworfen. Nur die erste

Szene (und als ihr Wiederschein die letzte) ist phantastisch-somnambulistisch. Alles andere kerngesund und das Einzige, was man in dieser Hinsicht beanstanden könnte, der allzu tiefe Fall des Helden in maßlose Todesangst, wird gerade durch das Träumerische, das ihm von der ersten Szene her anklebt, gut gemacht. Das ganze Heldenleben ist unter die Beleuchtung des Gedankens „das Leben ein Traum" gesetzt.

549. An Vischer.

Darmstadt, Pfingstsonntag 1872.

Daß ich nach meiner Heimkehr so lange geschwiegen, kam bis vor Kurzem daher, daß mein Entschluß wegen des künftigen Wohnorts von Neuem ins Schwanken gerathen war. Unterdessen hast Du ja wohl gehört, daß ich mich schließlich für Ludwigsburg entschieden und dort bereits auf Martini eingemiethet habe.

— Diese Entscheidung war schon seit etwa 14 Tagen getroffen; nun wartete ich aber Tag für Tag auf Deine Oratio pro Milone[1]), die ich jetzt — ich glaube vorgestern — erhalten habe. Durch die zum Lesen vorliegende Rede wird ja nun die Scharte, wenn es ernstlich eine war, die der verunglückte mündliche Vortrag geschlagen, mehr als nur ausgewetzt sein; das Schriftstück spricht so stark für sich selbst, daß Du Dir meinem Gefühle nach das fürsprechende Vorwort hättest ersparen können. Es theilt durch seine Umständlichkeit dem Leser etwas von dem peinlichen Gefühl mit, woraus dem Verfasser der Entschluß zu der Bearbeitung für den Druck hervorgegangen, und stört durch die Bloslegung der Kunstgriffe, wodurch ein solcher Vortrag zu Stande kommt, den Genuß dieses Kunstwerks selbst. Dies der Eindruck auf mich; andere empfinden hier vielleicht anders. Was den Vortrag selbst betrifft, so hat nicht blos der Grundgedanke, die Ansicht vom Krieg, gegenüber den Friedensmännern um jeden Preis, meine volle Zustimmung, sondern auch die Ausführung finde ich aufs Beste gelungen, wenn auch, wie Du ja selbst bevorwortest, der eine dies, der andere das vermissen, das eine kürzer gefaßt, das andere weiter ausgeführt wünschen mag. Ich selbst hätte in letzterer Beziehung einen Theil der

1) „Rede für Milo"; gemeint ist die Rede „Der Krieg und die Künste" (Stuttg. 1872), und diese wird so genannt, weil sie dem Redner infolge einer Heiserkeit, wie dem Cicero — aus anderen Gründen — seine Rede für Milo, im Vortrag weniger gelungen war, als in der späteren Niederschrift.

Ausführung über die Nibelungen daran gegeben gegen eine ausführlichere Behandlung der Musik, die für den Krieg eine so ausgezeichnete Bedeutung hat. Was Du von der lyrischen Poësie sagst, daß sie nicht blos wie die übrigen Künste dem Kriege nachfolgt, von ihm den Stoff und die Stimmung empfängt, sondern mit ihm geht, ich setze hinzu mitwirkend in ihn eingreift, das gilt noch in höherem Maße von der Musik. Du deutest es ganz richtig an, indem Du sagst, das Lied lebe nur in seiner Melodie; überhaupt alle einzelnen Punkte gibst Du an, auf die es ankommt; aber die 12 Zeilen, die Du der Sache widmest, hätten eine Ausführung von mindestens 2 Seiten verdient. Vortrefflich finde ich, was Du von den Dichtern, von Homer, Shakespeare und ganz besonders, was Du von Schiller sagst; aber daß Du Goethe, scheint es, nie mehr ganz ungerupft lassen kannst! In der Stelle von Hermann und Dorothea vermisse ich nichts — sehe gar kein Entweder-Oder; der beanstandete Vers spielt offenbar auf die Spartaner bei Thermopylä an, wo während die einen erlagen, das Vaterland gerettet wurde; aber wäre es auch, daß Du ihm hier mit einem Gedanken auszuhelfen hättest, warum gleich mit einem gemachten Vers? Wahrhaftig, Goethio versum obtrudere[1]) ist nicht weniger mißlich, als Homero versum oder Herculi clavam eripere[2]).

550. An Rapp. Darmstadt, den 28. Mai 1872.

— Die Scherze in meinem letzten Brief über Deine Lebensliebe nimmst Du zu ernst. Gegen eine mäßige Schätzung des Lebens habe ich nichts und bin überzeugt, daß, wenn es Dir einmal abgefordert wird, Du als ein weiser Mann bestehen wirst. Meinen mich oft übermannenden Lebensekel aber halte ich selbst für nichts Gesundes; er ist mehr Stimmung als Gesinnung. Auch ist er nur dann mächtig in mir, wenn es sonst nicht richtig ist. Wenn es ganz gut steht, weicht er. Auf meinem täglichen Spaziergang fühlte ich neulich Schwindel. Da dachte ich, wenn dich jetzt der Schlag träfe, wäre es doch dumm. Ich war nämlich mitten darin, die Arbeit zu vollenden, von der Du weißt und die ich nun ein ganzes Vierteljahr lang wegen fehlender Stimmung hatte liegen lassen. Und nun ging's und geht's so lustig

fort, daß ich hoffen darf im Laufe dieser Woche noch fertig zu werden. In solchem Fall, wenn die stockenden Lebensgeister bei mir wieder in Fluß kommen, heißt es bei mir wie in Goethe's Gedicht Rettung: „Und vor der Hand nichts mehr von Tod."

— Wenn Vischer über meinen Brief nicht ungehalten ist, soll mich's freuen. Aber wenn Freunde sich so etwas nicht schreiben sollen, was sollen sie sich dann schreiben? Besonders wegen seiner pique auf Goethe ihn zu warnen, halte ich für Freundespflicht. An Goethe irre zu werden ist für einen Aesthetiker ein Unglück, wie für einen Protestanten an Luther, für einen Musiker an Mozart. Also principiis obsta[1])! Aber die Sache ist leider schon über die principia hinaus.

551. An Rapp. Darmstadt, den 4. Juli 1872.

— Hier habe ich in letzter Zeit einen neuen Bekannten gefunden in der Person des alten Botanikers Schleiden, ehemals Professor in Jena, der mich öfters zum Spaziergang abholt. Er schreibt eben an einer hübschen Monographie: „Die Geschichte der Rose" — ihrer Cultur, Schätzung, Symbolisirung ꝛc. bei den verschiedenen Völkern. Ist das nicht ein allerliebstes Thema? eine Art Culturgeschichte sub rosa?

552. An Rapp. Darmstadt, den 20. September 1872.

Was fällt Dir ein, daß ich in meiner neuen Schrift die Scheiben hinausschlagen werde? Du wirst im Gegentheil, was Goethe von Molière rühmt, den Ton der guten Gesellschaft und einen heiteren Konversationshumor finden. Ueber die eigentliche Polemik sind wir jetzt hinaus. Am meisten über die persönliche. Man stellt jetzt die Standpunkte im Ganzen und Großen einander gegenüber, wovon der eine den andern von selbst ausschließt. Man spricht im Namen der Einverstandenen und läßt die Nichteinverstandenen ihres Weges ziehn. Anstoß freilich wird es darum doch erregen; das ist nun nicht anders; das Salz hört erst dann auf zu beißen, wenn es dumm geworden.

553. An Zeller. Darmstadt, den 17. Oktober 1872.

— — Dieser Tage wirst Du hoffentlich mein neues Schriftchen

freundlich und nachsichtig auf. Das letztere kann es wahrhaftig brauchen. Um nicht wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit zu gerathen, an dem mein neues L. J. gescheitert war, wollte ich diesmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Cirkel und Winkelmaß, arbeiten, und nun fragt sich sehr, ob die Arbeit nicht an Ordnung und Vollständigkeit mehr verloren, als an Lebendigkeit gewonnen hat. Zwar konnte unter allen Umständen eine so weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich tief aufgestellt sein, es mußten schwache Punkte bleiben, und nur das Wagniß des Ganzen kann diese Mängel der Theile einigermaßen gut machen.

Daß mir nun der Verleger bereits die nahe Nothwendigkeit einer 2. Auflage ankündigt, ist mir vorerst nur beschämend, weil es ja nur Beweis der Erwartung ist, die der Titel erregte, die sich möglicherweise nun auch getäuscht finden könnte; außerdem setzt es mich in Verlegenheit, weil es mir die Zeit zu allerhand Verbesserungen kürzt, die ich dem Werklein zugedacht hatte. Zu solchen solltest vor Allen auch Du mir behülflich sein, und die Zeit wird schon noch reichen. Möglich, daß Du schon von vornherein manchen Anlaß dazu findest; wo ich aber besonders Deine Handreichung erwarte, ist im 4. Abschnitt. Der moralische Passus gleich Anfangs ist mir am schwersten im ganzen Buch geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben, und doch ist er noch nicht wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vor's Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit ist mir noch zu nah, als daß ich selbst schon Rath dafür wüßte.

554. An Käferle.

Darmstadt, Oktober 1872.

— — Hiebei die Confessio oder Generalbeichte Deines alten Freundes, die ich Dich mit Geduld und Nachsicht anzuhören bitte. Ich huste auch hier wie ich kann[1]); und das ist immer schon etwas. Man kann den Husten etwas verheben, wie man sagt, und vielleicht hätte ich klüger gethan, es zu versuchen; aber Du weißt ja, so klug wie unser Freund „Papa“[2]) bin ich nie gewesen. Wir folgen jeder

seinem Stern, und wenn es ein Unstern ist, so ist es doch der unsere. Auch muß sich die Schlange in den Schwanz beißen, sonst gibt es keinen Ring, und ein Symbol der Ewigkeit wollen wir doch an uns darstellen, da wir auf diese selbst verzichten.

Es freut mich, daß Du in dem Nekrolog von Hetsch[1]) mich erkannt hast. Have pia anima[2]). Morgen habe ich die Aussicht, eine Beethoven-Quartettsoirée zu hören von dem sog. Florentiner Quartett-Verein Jean Becker & Cie., unvergleichliche Spieler. Wärest Du dabei mir zur Seite! Doch bald hoffentlich in einem Stuttgarter Concert. Bis dahin lebe wohl. — —

Siebente Abtheilung.

1872—1874.

Als ein junger Mann von 28 Jahren hatte Strauß 1836 seine Vaterstadt verlassen; als Vierundsechzigjähriger kehrte er im Spätherbst des Jahres 1872 in dieselbe zurück. Die Stadt war ihm nicht fremd geworden; aber von den alten Freunden und Angehörigen war kaum noch jemand in ihr zu finden. Folgte nun bereits daraus, daß die Ruhe und Stille, wegen der er Ludwigsburg als Wohnsitz dem geräuschvolleren Stuttgart vorgezogen hatte, bei ihm in große Zurückgezogenheit übergieng, so kündigte sich überdieß nach wenigen Monaten in einer unaufhaltsam fortschreitenden Verschlimmerung seines körperlichen Befindens die Krankheit an, welche schließlich, nach langen und schweren Leiden, am 8. Februar 1874 seinen Tod herbeiführte. War sein Leben vorher schon ein einsames gewesen, so war er jetzt, nach einer erfolglosen Kur in Karlsbad, drei Vierteljahre lang ganz an's Zimmer gefesselt und für seinen persönlichen Verkehr immer mehr auf zwei Personen beschränkt: seinen Sohn, welcher sich als Arzt in Stuttgart niedergelassen hatte, und seinen Vater von hier aus, mit Unterstützung eines angesehenen älteren, Strauß befreundeten Arztes behandelte, und eine alte Dienerin der Familie, Caroline Gerber,

so angreifend für ihn, daß ihre Zahl und Dauer immer mehr beschränkt werden mußte. Um so weniger wollte der Leidende die schriftliche Zwiesprache mit seinen Freunden entbehren, und so ist uns gerade aus der Zeit seiner Krankheit eine verhältnißmäßig große Anzahl von Briefen erhalten. Unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir sie durch eine etwas reichlichere Auswahl aus denselben in den Stand setzen, sich aus eigener Anschauung ein Bild von der Seelenstärke, der Ergebung und der Heiterkeit des Geistes zu machen, mit der unser Freund sein schweres Loos getragen, für Angehörige und Freunde, wie für das große Ganze, sich die lebendigste Theilnahme bewahrt, und seinen Grundsätzen auch in der letzten Feuerprobe die Treue gehalten hat.

Unter den Briefen, die in Benecke's Leben Vatke's abgedruckt sind, gehört der letzte (S. 603), nur zwei Monate vor Strauß' Tod geschriebene, dieser Zeit an.

---

555. **An Kuno Fischer.**

Ludwigsburg, den 3. Dezember 1872.

— Eine eigene Färbung muß Deiner jetzigen Situation der Umstand geben, daß Du auf einen Boden zurückversetzt bist, auf dem Du schon früher gelebt und gewirkt hast. Man lebt dann gleichsam doppelt: auf Weg und Steg begegnet dem Jetzigen der Gewesene, dem Manne der Jüngling. Du bist als Sieger zurückgekehrt, mit Eifer gesucht wie einst vertrieben, und dies kann nicht verfehlen, Dich zu heben und froh zu machen. Auf der andern Seite indeß geht es einem doch immer wie Goethe sagt: man denkt jener rothen Backen und wünscht sie sich wieder herbei.

Entfernt ist auch meine Situation hier eine ähnliche, nur daß dabei nicht Jüngling und Mann, sondern Knabe und Greis sich begegnen. Die Erinnerungen, die mir hier entgegentreten, sind fast durchaus einer ausgelebten Zeit, einer andern Welt angehörig. Alle, mit denen ich, selbst in mittlern Zeiten, hier lebte, sind gestorben, nicht die Vorfahren allein, sondern auch die Freunde und Gesellen; meine Vaterstadt ist mir eine wahre Nekropolis. Ich denke, das ist nur die eine Seite der Sache; aber es ist diejenige, die sich zunächst hervorthut, und unter deren Eindruck ich bis jetzt hier lebe.

Nicht geeignet, mich über denselben zu erheben, ist die Aufnahme, die ich meine neue Schrift finden sehe. Sie wird mit Eifer gekauft und gelesen, aber mit ebensoviel Eifer zurückgewiesen. Auf vielseitigen und heftigen Widerspruch war ich gefaßt, aber nicht auf das Ausbleiben fast jeder öffentlichen Zustimmung. Ich weiß, daß ich in der Hauptsache Vielen aus dem Herzen gesprochen habe, und wenn dies auch sehr unvollkommen geschehen ist, so meine ich, war es doch dankenswerth. Wo bleiben Deine Wir? wird man mich fragen, und ich werde beinahe lieber schweigen, als das antworten, was ich müßte.

Ich lebe hier so isolirt vom litterarischen Verkehr, daß ich nicht weiß, welche Aufnahme unterdessen Dein angefangenes Werk über Schelling gefunden. Aber es ist so, daß ihm die Anerkennung nicht fehlen kann. Es ist der Segen einer Berufsthätigkeit wie Du sie hast, in geschlossener Reihe fortarbeiten zu können und nicht mit jedem Werke wieder vorn anfangen zu müssen.

556. **An Zeller.** Ludwigsburg, den 7. Dezember 1872.

— — Komme ich nun von Deinem Buch[1]) auf Deinen Brief und mittelbar auf meine Schrift, die dessen Hauptgegenstand bildet, so kann ich den Uebergang mit Anwendung eines Schiller'schen Dictums machen, daß ich mich Dir gegenüber recht als ein wissenschaftlicher Lump empfinde. Es ist beinahe Dreistigkeit, wenn ich Dir hierbei mein Buch zum drittenmale schicke; es geschieht auch eigentlich nur um Dir zu zeigen, daß ich in Betreff der Stelle von „Weib ansehen" Deiner Ausstellung bereits zu genügen gesucht habe, indem ich Folgerung und Auslegung, die in meiner früheren Ausdrucksweise vermischt waren, deutlich trennte[2]). Kaum war zu dieser Verbesserung, bei der Eile des Drucks, noch Zeit; Deinen weiteren Erinnerungen, je gewichtiger sie sind, konnte ich für diesmal keine Folge mehr geben.

In Betreff desjenigen, was Du für die teleologische Weltansicht im Allgemeinen geltend machst, daß wir die Grundkraft der Welt als

1) Der Geschichte der Deutschen Philosophie. — 2) Das obige bezieht sich auf eine (später unterdrückte) Bemerkung über den Ausspruch Matth. 5, 28 bei Strauß d. alte und d. neue Glaube § 77, S. 249 der 1., 253 der 3. Aufl.



ihrer Natur nach auf Erzeugung des geistigen wie des körperlichen Lebens gerichtet fassen müßten, weiß ich mich mit Dir in vollkommener Uebereinstimmung, und glaube dasselbe auch in meinem § 44, wenn auch sehr unvollkommen, gesagt zu haben. In Betreff des Anderen, ob der Unterschied zwischen Idealismus und Materialismus bloßer Wortstreit sei, räume ich Dir ein, daß er es nicht ist, so lang die beiden Systeme — das eine am obern, das andere am untern Ende — noch unvollendet sind; in ihrer Vollendung gedacht aber, glaube ich, würden sie sich nur durch Ausgangspunkt und Richtung unterscheiden. Was aber endlich dasjenige betrifft, was Du zur wissenschaftlichen Begründung des Spiritualismus sagst, so verstehe ich es noch nicht ganz. Für mich ist und bleibt die entscheidende Frage: Dualismus oder Monismus? und nur darnach würde sich auch meine Zustimmung oder Abwendung von Deinem Spiritualismus bestimmen, ob er das Eine oder das Andere wäre. Die Begründung der Moral empfinde ich entschieden als den schwächsten Punkt meiner Darstellung, und wäre Dir hier am meisten für einen Beitrag zur Befestigung dieser Position dankbar: ich glaube aber, daß sich ein solcher auch vom monistischen Standpunkt aus geben ließe.

In der Aufnahme, die meine Schrift findet, ist ein merkwürdiger Widerspruch. Sie wird überall gescholten und doch reißend gekauft und gelesen. In wenigen Wochen soll der Druck einer 4. Auflage beginnen, und es sind von jeder Auflage 2000 Exemplare gedruckt worden. Bei den ersten Auflagen konnte man die Zugkraft dem Titel zuschreiben; jetzt scheint es doch, daß die Leser das Buch nicht so schlecht finden, als die Recensenten es machen. Die Letzteren wissen sich offenbar in das Ganze noch nicht zu finden; Einzelnes ließen sie sich schon gefallen, aber die Consequenzen schrecken sie ab. Dabei hat der Ton, den sich die Herren erlauben, für mich viel Kränkendes. Und am Ende kommt es doch nur denen zu gut, denen es auch die Recensenten größtentheils am wenigsten gönnen: Den Klerikalen. —

557. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. Dezember 1872.

— Sonst und an anderen Orten geht es dem Menschen entweder gut oder schlecht; in Vergleichung damit ist es ein Höheres, einen Ort gefunden zu haben, wo es einem überhaupt nicht geht, wo

man also dem gewöhnlichen Menschenloos gewissermaßen entnommen ist. So suche ich mich denn auch möglichst auf dieser Höhe zu halten, indem ich keinerlei Verbindung anknüpfe.

— Daß Du während dieser kritischen Tage und Wochen mir so treu und theilnehmend beigestanden, verdient meinen vollen Dank, und ich werde es Dir, so lange ich lebe, nicht vergessen. Siehst Du, so alte Urfreunde, wie wir, sind einander doch mehr, als bisweilen der eine oder andere in hypochondrischer Verstimmung noch glauben will. Und während Du mir von Außen durch freundlichen Zuspruch die Hand reichst, habe ich auch die meinige nicht in den Schooß gelegt. Ich habe die letzte Erwiderung auf die Haupteinwürfe meiner Beurtheiler soeben fertig gemacht — es ist vorerst als Vorwort zu edit. 4 bestimmt. Doch wenn es noch größer werden sollte, als es jetzt ist (1½ Druckbogen), so würde sich fragen, ob es nicht besser ist, es für sich erscheinen zu lassen.

— Ziegler hatte eine günstige Anzeige meines Buchs dem Staatsanzeiger geliefert, die auch schon gesetzt war, als sie auf höhere Weisung kassirt wurde. Was den Schwäbischen Merkur betrifft, so schrieb mir Lang[1]), sie haben eine Anzeige schon im Hause (von wem schreibt er nicht), die indeß, um den frommen Leser nicht durch meinen bloßen Namen zu alteriren, liegen bleiben müsse und erst nach Weihnachten erscheinen solle. Unterdessen ist ja Bacmeister in der Kölner Zeitung zum Wort gekommen in einer Anzeige, von der wenigstens der erste Artikel ganz an- und verständig lautet. Renan läßt sich in einem Brief an Ritter ganz freundlich vernehmen: Das Buch sei beau, grand, élevé, wie es vom Verfasser zu erwarten gewesen; einige Kapitel hätten zwar wegbleiben können, da sie mit der Religion nicht im inneren Zusammenhang stehen; auch liebe er dergleichen religiöse Abrechnungen nicht, die allemal einen Bankerott herausstellen, da man lieber in der Stille den Kredit des Hauses aufrecht erhalten sollte. — Die Buchhandlung Trübner & Comp. in London hat die Erlaubniß zu einer englischen Uebersetzung des Buchs nachgesucht. Und mittlerweile schreibe ich an dem Vor- und Nachwort, das gewiß nicht heftig werden wird. Das ist das Gute: sobald ich die Schriftstellerfeder in die Hand nehme, werde ich heiter. —

558. An Rapp. Ludwigsburg, den 30. Dezember 1872.

— Ein für mich günstiger Fall ist, daß vor 8 Tagen der englische Premier Gladstone eine Preisvertheilungsrede zu Liverpool zu einer ausführlichen Polemik gegen mein Buch benützte, aber in so anständiger und achtungsvoller Weise, daß er unseren deutschen Journalbuben zum Muster dienen kann. Und dazu gibt dann Daily News (23. Dezember) so hübsche Gegenbemerkungen, die abermals außer Gladstone auch die deutschen Gegner schlagen.

559. An Kuno Fischer. Ludwigsburg, den 6. Januar 1873.

— — Was Du mir in Betreff meines Buchs schreibst, daß es nur aus dem Gesichtspunkte der darin sich kundgebenden Persönlichkeit recht zu verstehen sei, ist in soweit auch meine Meinung, als ich mir von jeher für seine Beurtheilung einen doppelten Standpunkt möglich und auch nöthig dachte. Es sollte sich einestheils objectiv eine Weltanschauung darin darlegen, der es, wie ich glaube, trotz der Unvollkommenheit meiner Darstellung und des noch Unfertigen in ihr selbst, doch an innerem Zusammenhang nicht fehlt; anderntheils subjectiv ein Individuum, in dem diese Weltanschauung Fleisch und Blut geworden, das sich nun aber erlaubt, auch über dieselbe hinaus sich in seiner geistigen, gemüthlichen, politischen rc. Eigenthümlichkeit mit zur Darstellung zu bringen. In dieser persönlichen Eigenthümlichkeit mögen nun meines Erachtens wohl auch manche Widersprüche, die sich in dem Bekenntniß finden, ihren Grund haben und ihre subjective Lösung finden; womit ich aber nicht zugegeben haben möchte, daß, soweit es jene Weltanschauung betrifft, eine objective Lösung unmöglich sei.

560. An Käferle. Ludwigsburg, den 14. Januar 1873.

Ich glaube gar, es sind 3 Briefe, wofür ich Dir Dank und Antwort schuldig bin. Unverzeihlich in Friedenszeiten; aber ich stehe ja, wie Du selbst schreibst, mitten im Krieg. Und so durfte ich das Schriftchen, das ich Dir zuletzt schickte, füglich als einen Brief rechnen; denn es sagte Dir ganz wie ein solcher „wie ich mich befinde“.

Deine Aeußerungen über den neuen Stein des Anstoßes, den ich in die Welt geworfen, zeigen mir zu meiner Freude, daß Du meine Intention dabei nicht verkannt hast, und daß selbst das Gewagte darin

Dich nicht sofort zurückgestoßen hat. Deinen Ausspruch, die Keppler'schen Gesetze betreffend, habe ich allen würdigen Freunden mitgetheilt und alle haben den Hut davor gezogen. Daß Du in Deinem letzten Schreiben sogar auf das riskirteste im ganzen Buch (Nr. 65) mit so vielem Verständniß eingehst, ist mir eine besondere Freude gewesen.

Daß ich mir durch dieses kleine Buch für meinen Lebensabend noch so viele Unruhe und Verdruß gemacht, hat mir selbst auch schon leid sein wollen. Für Polemik ist doch in den 60en nicht mehr die rechte Jahreszeit, es fehlt die frohe frische Kampflust jüngerer Jahre. Ich gedachte oft des Sprichworts, das einst Onkel Hiller für ähnliche Fälle im Munde führte: „Er hat sich zur Ruhe gesetzt und ist Postknecht worden." Aber wer kann wider seinen Genius? Und selbst wenn in diesem Genius eine Verkehrtheit läge, so will sie heraus und abgebüßt sein.

In unserer alten Vaterstadt lebe ich bis jetzt wie ein Eremit. Außer dem mir verwandten Ruoff'schen Hause habe ich noch keines betreten. Auch dies ist zum Theil eine Folge des Lärms, den meine letzte Schrift gemacht, und der Verunglimpfungen in der Presse, die sie mir zugezogen hat. Dem Prälaten Hauber begegne ich zuweilen auf dem Spaziergang; wir begrüßen uns freundlich, gehen wohl auch eine Strecke miteinander.

Was ich aber in allen Deinen Briefen ungern vermißt habe, ist ein Wort davon, wann Du einmal hieherkommen und wir uns wiedersehen werden. Das Haus Deines Bruders, an dem ich jeden Tag vorbeikomme, macht den Wunsch, daß es bald geschehen möge, in mir immer neu. In unseren Jahren darf man nichts mehr verschieben, und unsere lang- und trotz einer zwischen eingetretenen Irrung wohlgeführte Freundschaft ist einer solchen Schlußfeier wohl werth. — —

561. An Rapp.

Ludwigsburg, den 30. Januar 1873.

Die Aussicht, die Dein Brief mir eröffnet, in Vischer meinen ältesten litterarischen Mitkämpfer zu guter Letzt als Gegner mir öffentlich gegenüber treten zu sehen, ist zwar recht unerfreulich, doch nach dem, was Du mir von Zeit zu Zeit an Aeußerungen über meine neueste Schrift von ihm mittheiltest, nicht unerwartet. Ich muß es über mich ergehen lassen, wie so manches Andere und kann am allerwenigsten durch Schreiben an ihn sein Vorhaben abzuwenden scheinen wollen. Er wird

thun, wozu er sich getrieben findet und von selbst nicht unerwogen lassen, wem er Freude macht, wenn er gegen mich auftritt. Was seine Ausstellungen betrifft, so bin ich zum Voraus vieler Lücken eingeständig, die meine sehr aus der Vogelperspective genommene Darstellung hat, glaube aber, daß sie in diese leergelassenen Räume ohne zersprengt zu werden, alles aufnehmen kann, was Vischer mit Recht vermissen mag.

562. An Rapp. Ludwigsburg, den 18. Februar 1873.

Die Aenderung seines Vorhabens in Betreff der Bemerkungen dagegen[1]), sage Vischer mit meinem Gruß, wisse ich als Zeichen seiner Freundschaft zu würdigen. Aber auch mit seiner privata admonitio[2]) lasse ich ihn bitten, es noch ein wenig anstehen zu lassen. Im Augenblick gleicht mein Rücken noch allzu sehr dem eines Gassengejagten, als daß nicht jede Berührung schmerzhaft sein müßte. Zugleich ist in Folge des Aufeinanderschreiens und Einhauens von allen Seiten meine Besinnung so verwirrt, daß ich noch geraume Zeit nicht fähig sein werde, zu unterscheiden, worin ich Recht oder Unrecht habe. Auch seine Erinnerungen wüßte ich in solcher Stimmung weder zu verwerthen, noch auch nur gehörig zu würdigen; bitte ihn daher, sie mir für eine Zeit aufzusparen — wofern mir eine solche noch beschieden ist —, wo ich mit wiedergewonnener Ruhe und innerer Klarheit meine Arbeit von Neuem vornehmen kann.

563. An Rapp. Ludwigsburg, den 22. Februar 1873.

Vischers Gedanken, ich solle zu meinem Buch noch einen zweiten Theil schreiben, finde ich absolut sinnlos; sein Vorhaben, mir die Bemerkungen jetzt zu schicken, ob ich sie haben will oder nicht, ganz in seiner Art. Er kann versichert sein, daß es nicht mehr viel Zusammenstöße zwischen uns geben wird, denn es wird nicht mehr viel Berührungen zwischen uns geben.

---

1) Vischer selbst hat sich hierüber in der Stelle am Schluß seiner Abhandlung über Strauß' Schrift Krit. Gänge N. F. 6. H. S. 226 geäußert, welche auch zu den zwei nächsten Briefen zu vergleichen ist.

2) „Privatermahnung".

564. An Rapp.

Ludwigsburg, den 20. März 1873.

Vischers Packet[1]) ist angekommen und liegt noch versiegelt; ich werde es eröffnen, wenn ich an diese Dinge wieder komme; ich möchte aber eine andere Arbeit dazwischen schieben, um dem Buch objektiver gegenüber zu stehen. Ich bitte ihm dies gelegentlich zu sagen, daß ich also auf einen Brief, wenn einer dabei ist, vorerst nicht antworten kann. — Unterdessen habe ich wieder einen hübschen Damenbrief bekommen, von einer Gutsbesitzerin in Oesterreich, wegen der religiösen Kindererziehung, den ich dieser Tage beantworten muß[2]).

Meinen Artikel über Fürst Pückler wollt' ich Dir schicken, aber ich habe die verlangten Abzüge noch nicht erhalten; er steht in der Wiener Neuen fr. Presse vom vorigen Sonntag 16. März.

---

1) Vgl. Br. 562.

2) Die Dame hatte bei Strauß angefragt, wie sie sich ihren, in der christlichen Religion erzogenen, nicht mehr ganz kleinen Kindern gegenüber in religiösen Dingen, insbesondere auch, wenn dieselben an sie diesbezügliche Fragen stellen, bei deren Beantwortung, zu verhalten habe. In dem uns gütigst zur Verfügung gestellten Antwortschreiben vom 25. März 1873 bemerkt Str. zunächst einleitend, daß die an ihn gestellte Frage eine von denen sei, auf die sich schwer eine allgemeine Antwort geben lasse, bei denen es sehr viel auf die näheren Umstände ankomme. Im Allgemeinen wisse er nur, mit der Fragestellerin ganz einstimmig, schonende Zurückhaltung, Abwarten und Ansichkommenlassen sowie das Vermeiden irgend welchen maßgebenden Eingreifens dem religiösen Schulunterricht gegenüber zu empfehlen; ebenso gegenüber von Fragen der Kinder lediglich ein erläuterndes, niemals ein kritisches Verhalten. Der Brief schließt:

„Sie werden sich hieraus, verehrte Frau, entnehmen was Ihnen tauglich scheint. Warum eine Fabelwelt gewaltsam zerstören, von der wir vorherwissen, daß sie sich mit dem Heranwachsen der Kinder von selbst auflösen wird? Das können wir aber vorherwissen, sobald wir einerseits die heranwachsenden Kinder den Bildungsmitteln der Gegenwart überlassen, und andererseits die religiösen Vorstellungen nicht gewaltsam durch Fanatismus in ihnen befestigen. Dem Mutterherzen traue ich hiebei noch einen feineren Takt zu als unserem männlichen Verstande. Also: Sie werden gewiß Alles gut machen, und möge Ihnen alles aufs Beste gelingen. Dies wünscht von Herzen, verehrte Frau,

Ihr hochachtungsvoll ergebener
D. F. Strauß.“

565. An Rapp.

Ludwigsburg, den 7. April 1873.

— An eine Ausgabe von opera omnia denke ich nicht, wohl aber daran, die Reihe derselben in Jahr und Tag noch mit einer Nummer zu vermehren, wozu ich bereits Steine zu brechen und Stämme zu fällen anfange. Das ist die beste Zerstreuung und Erholung und wird ganz gemächlich betrieben.

566. An Kuno Fischer.

Ludwigsburg, den 28. April 1873.

In den letzten Tagen wird Dir wohl Hitzig meine Grüße ausgerichtet, und Dir auch gesagt haben, daß er mich nicht in der besten körperlichen Verfassung angetroffen. Diese ist denn auch die Ursache, warum ich Dir auf Deinen letzten freundlichen Brief die Antwort so lange schuldig geblieben bin. Beinahe mit meinem 65. Geburtstage hat mich meine bisherige Gesundheit verlassen, und ich sehe einem durch tiefe Körperleiden getrübten Lebensrest entgegen. Die Aerzte schicken mich nach Karlsbad, und ich glaube selbst, wenn irgend etwas im Stande ist, die stockenden Funktionen des Unterleibs wieder zu beleben, so sind es jene Quellen; aber meine Hoffnung ist nur schwach. Anfänge der jetzigen Uebel waren allerdings längst zu bemerken; aber daß sie sich, statt langsam zuzunehmen, auf einmal zu solcher Stärke entwickelt haben, das ist nach meinem bestimmtesten Empfinden die Wirkung der litterarischen Verdrießlichkeiten diesen Winter. Indeß mit 65 Jahren Gesundheit kann man zufrieden sein; wenn mich über dieses Ziel hinaus mein Zustand nur nicht ganz unfähig zu geistiger Thätigkeit macht, so will ich auch künftig nicht unzufrieden werden.

567. An Rapp.

Ludwigsburg, den 5. Juni 1873.

Die Art geistig brieflichen Verkehrs, wie wir ihn jetzt miteinander führen, ist für die Umstände gerade die rechte. Da kommt der kranke Körper nicht in die Quere, der bei jeder Art von persönlichem Besuche störend wirkt, und doch weiß man, daß man sich, sobald es wünschenswerth werden sollte, auch persönlich sprechen kann. Das erkennen wir und so wollen wir auch darnach handeln; die Anderen erkennen es nicht, wie sie so vieles Andere nicht erkennen, sondern vermeinen, es thue es nicht, wenn sie sich einem nicht vor's Bett setzen.

—

568. An Rapp.

Ludwigsburg, den 27. Juni 1873.

Das Gutachten von Fritz stellt mir nun doch das Prognosticon etwas anders, als ich bisher meinte. Es wird noch nicht so schnell zu Ende gehen, aber vielleicht schmerzhafter. Ich glaube wirklich, daß er der Entdeckung des Uebels, vermuthlich einer Geschwulst im Darmkanal auf der Spur ist, welche aber möglicherweise etwas krebsartiges sein könnte. Et quae inde consequuntur[1]).

569. An Rapp.

Ludwigsburg, den 30. Juni 1873.

Wie kommt denn das? Du scheinst ja den Justi-Winkelmann ganz vergessen zu haben, daß Du Dich mit Treitschke herumwürgst. Allen Respekt vor Treitschke! seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker. Ehe ich aus Darmstadt gieng, da schon meine anderen Bücher gepackt waren, las ich noch Vieles in Treitschke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angesprochen. Ich überlegte, was es doch sein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht sympathisch werden lasse. Und fand schließlich: es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt.

Aber Justi — diese Villen, worin er uns herumführt, diese römischen Prälatenwirthschaften, diese neapolitanischen Reidbüffeleien. Und dazwischen unsern Winkelmann, sich hindurcharbeitend, nicht immer fein, nicht ohne bald die Ellenbogen zu brauchen, bald sich zu bücken, aber in Bezug auf seinen letzten Zweck immer verständig und ohne Tadel, unermüdlich und schließlich auch liebenswürdig. Man ist ihm hierin nicht immer gerecht geworden, namentlich auch Lessing nicht. Weit mehr Goethe. Seinen Uebertritt hat ihm wohl Lessing nicht zum Vorwurf gemacht, aber sein Anschmiegen an die Kardinäle. Lessing hatte in seinem Wesen, wie Uhland, diesen Bürgertrotz gegen die Großen; etwas ganz Schönes an sich, und ihn, Lessing, verhinderte er am Ende auch an nichts; aber Winkelmann hätte mit solchem Trotz seine Bestimmung nicht erfüllen können. Selbst nach seinem Tode thut Lessing Winkelmann noch Unrecht. Obwohl er sagt, das sei ein Schriftsteller,

1) „Und was weiter daraus folgt!“

dessen Jahren er gerne von den seinigen zugesetzt hätte, so setzt er doch hinzu, das komme heraus, wenn man Kaisern und Kaiserinnen aufwarte und Schätze sammle. Schätze sammeln — daß sich Winkelman von Maria Theresia ein paar goldene Schaumünzen schenken ließ! Wie viel richtiger und gutherziger unser Schubart, wenn er sich bei dieser Gelegenheit so äußert: „Einem verloffenen Bedienten seine Pretiosen zeigen, welche Distraktion! Die kann nur einem Genie passiren; ein gewöhnlicher Mensch ist so unvorsichtig nicht.“ So haben auch die Sterne dann und wann den Schnuppen.

Mit mir ist's beim Alten, ich bin wieder im Bett.

570. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 3. Juli 1873.

Wenn Du erkennen willst, wie weit das von mir so genannte Pathos von Treitschke das rechte ist, so darfst Du nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Tone gehen. Der sollte aber doch billig variiren nach den Gegenständen; und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtons mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein. Wo aber triffst Du bei Treitschke je ein Fünklein Humors; wie tritt auch nur die ruhige epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück. Nicht nur aus der gleichen Tonart gehen seine sämmtlichen Musikstücke, sondern die meisten haben sogar den gleichen Takt. Daß er dabei innerhalb dieser Schranken Großes leistet und namentlich geleistet h a t, — denn seine Zeit war die des Ringens, des prophetischen Schauens und Mahnens — verkennt Niemand weniger als Dein kranker Freund!

Ueber dem Justi und Treitschke vergaß ich ganz, Dir von dem Buch eines unserer nächsten Freunde zu schreiben, mit dem ich mich die letzten Wochen viel beschäftigt habe: Zellers Vorlesungen über Staat und Kirche. Ich habe sie, wie ich damit fertig war, unserem guten Ritter gesandt, der sie sonst lange nicht gesehen haben dürfte. Das Buch ist ein reiner Lichtkörper, strömt nichts als Klarheit und Vernunft aus und wird doppelt wirksam, wo es sich einmal zu einigem Pathos

Ich muß mich im Tage 2 mal — Vormittags und Nachmittags — wieder legen.

571. **An Meyer.**

Ludwigsburg, den 10. Juli 1873.

Theils das aussichtslos Schleppende meines Zustands, theils die Erwartung eines Lebenszeichens von Dir aus Berlin sind die Ursachen gewesen, warum ich Dir bisher nicht geschrieben. Im ersten Punkte hat sich nun zwar nichts geändert, von Dir aber habe ich nun doch die bestimmte Nachricht aus Ragatz.

Es könnte uns beiden nichts schaden, wenn wir besser daran wären; doch Dir stehen wenigstens die jugendlicheren Jahre noch zur Seite. Was mich betrifft, so bin ich aus Karlsbad nach 3 Wochen, ohne jede Wirkung, als daß ich merklich schwächer geworden, zurückgekehrt und die 6 Wochen seitdem nicht meine Treppe hinabgekommen. Darin liegt Alles: Abmagerung und Schwinden der Kräfte haben meine Aerzte erschreckt und Fritzen's Diagnose (der mich alle paar Tage besucht) geht auf einen Schaden — eine Geschwulst — im Darmkanal. — Mittlerweile krüppelt man sich so von einem Tag zum andern fort; und legt sich mehrmals im Tag zu Bette, um die Erschöpfung nicht allzu groß werden zu lassen; dazwischen leichte Lectüre, zu eigener Arbeit weder Kraft noch Trieb. So kommt man unversehens zu den Schatten, während man glaubt, noch auf der Oberwelt zu wandeln. Wie gerne käme ich zu Dir und der l. Mary an den Bodensee! Aber daran darf ich nicht mehr denken.

Doch nun laß mich die Feder niederlegen, und wenn Du eine gute, müßige Stunde hast, wende sie an mich. Rapp thut mir gar wohl durch fast tägliche Briefe. Dem Armen ist vor 2 Monaten seine jüngste Tochter von 4 kleinen Kindern weg gestorben.

572. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 25. Juli 1873.

Habe ein paar recht leidliche Tage gehabt, die selbst der Hoffnung Raum geben könnten. Habe heute ein Stündchen gehabt, wo ich meine Renansbriefe wieder lesen konnte, zu meinem Troste. Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern und den wird sie auch, wenn's mit ihm selbst Ernst wird, nicht verlassen.

573. An Rapp.

Ludwigsburg, den 1. August 1873.

Daß Du bei dem eigenen Leid noch soviel Mitgefühl für mich übrig hast, ist doppelt und dreifach schätzenswerth. Doch überschätze den Freund nicht; er ist wie ein anderer Mann, trägt seine Gaben in irdenem, zerbrechlichem und mangelhaftem Gefäß, das seiner Wirksamkeit auch wieder im Wege steht. Darum sieht auch er selbst seinem Zergehen mit Ruhe entgegen. Gestern war mein Neffe hier, er traf gerade mit Fritz zusammen. Mir wurde — mit den beiden frischen Jungen — wieder jung zu Muth. Auch dieses Wiederaufleben des Geschlechts in frischen Sprossen, wie beglückt es! Ueberhaupt wie Unrecht haben die Pessimisten; ich werde durch meine Leiden selbst in meinem frommen Optimismus jeden Tag bestärkt. Wie hübsch das Enkelchen, das Dich, den bekümmerten Großvater, zu seinem jungen Kätzchen führt. So heilt und ersetzt die Natur. Wir verstehen uns. Adieu. Schulter an Schulter bis ans Ende

mit Deinem

D. F. Strauß.

574. An Meyer.

Ludwigsburg, den 7. August 1873.

Lieber Freund!

Große Freude machte uns Dein Lebenszeichen aus Brunnen; wenn ich „wir“ sage, so schließe ich Georgine mit ein, und da weißt Du schon, wie viel Trost und Freude ich miteinschließe.

— Die Freude über Dein Schreiben bezog sich theils darauf, überhaupt wieder etwas von Dir zu hören, theils verhältnißmäßig so Erwünschtes, Du scheinst doch auf dem entschiedenen Wege der Erholung, wozu zuletzt der Besuch der l. Mary das Beste beigetragen haben wird; und wir dürfen auf den Winter eine gesunde gedeihliche Thätigkeit für Dich hoffen. Das gänzliche Aufgeben der aufreibenden Arbeit am Lexicon und die mehr bewegliche Thätigkeit in Berlin müssen Dir entschieden gut thun.

Mit meinem Zustand ist es am Alten und an eine Erneuerung meiner Kraft und Gesundheit nicht zu denken. Auch Fritz, der im Einverständniß mit dem ehemaligen Leibarzt des † Königs in Stuttgart bei fleißigen Besuchen meine Kur leitet, erwartet nur noch, als welche Art von Geschwulst der im Gedärm lauernde tödtliche Feind sich endlich offenbaren wird.

Immerhin. Es ist genug, und ich habe genug. Ich möchte nicht noch einmal anfangen müssen, mich mit der Welt einzulassen. Ich scheide von ihr versöhnt; wir haben uns gegenseitig gegeben, was wir konnten und sollten. Und im Schoß der Kinder, unter der Theilnahme der Freunde finde ich mich sogar beneidenswerth.

Die Nachricht, die Du mir von der Kronprinzessin gibst, hat mich sehr erfreut. Von der Schwester wußte ich, daß sie mir nach den Stunden, die wir zusammen gehabt, nie ganz abwendig werden kann; von der Kronprinzessin getraute ich mir nur nach Bertran de Born zu sagen: „Meines Geistes hat sie einen Hauch verspürt“ — und, wie gesagt — es soll mich freuen, wenn er kein ganz flüchtiger gewesen.

Nun des Gesudels genug. Lebe noch recht schöne Tage mit der l. Mary am See und gib auch wieder Nachricht

Deinem

D. F. Strauß.

575. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. August 1873.

Kuno Fischer kam, um nach mir zu sehen und gestern wieder. Er war unendlich theilnehmend und gab, für einen so strammen Mann, seinem Schmerz einen leidenschaftlichen Ausdruck. Auch er gehört zu den Freunden, deren Liebe mich beschämt. Daß ich Euch so viel gewesen, weiß ich nicht zu finden.

576. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 20. August 1873.

Als dieser Tage Deine Briefchen hemdärmlig (ohne Briefdecke) zu mir zu kommen anfiengen, schickte ich gleich nach einem Vorrath neuer Wämschen auf die Post und legte sie in einen Umschlag mit der Ueberschrift:

Wollest uns bescheid'ne Hüllen
Bald mit edlem Inhalt füllen:
Milde, freundliche Gedanken,
Balsamtropfen für den Kranken —

Das Päckchen triffst Du, wenn Du kommst.

Auftrag Gladstones und with his best compliments einen authentischen Abdruck seiner Liverpooler Rede.

577. An Ernst Häckel. Ludwigsburg, den 24. August 1873.

Durch Ihr freundliches Schreiben vom 18. und dessen Beilagen haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich hatte mir Ihre Natürliche Schöpfungsgeschichte gleich in der ersten Auflage angeschafft, später in der dritten einzelnes verglichen, und sah nun mit Verlangen der angekündigten vierten entgegen, die mir jetzt Ihre Güte — und zwar mit einer so ehrenvollen Anerkennung meiner dilettantischen Bemühungen in der Vorrede — selbst entgegenbringt. In letzterer Hinsicht zwar bin ich, trotz des Hohngeschreis der Gegner, von jeher beruhigt gewesen, da ich mir der redlichen Mühe bewußt war, die ich mir gegeben hatte, das Erforderliche zu lernen; doch wie Sie in Ihrer Vorrede treffend sagen, nicht alle Naturforscher finden es gerathen, die Karten ihres Bekenntnisses ganz aufzudecken. Um so mehr gebührt Ihnen, geehrtester Herr, mein Dank und die Anerkennung der Welt. Besonders zu danken habe ich Ihnen noch für die Beigabe Ihrer Photographie, die mir hoch willkommen ist; aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihren Wunsch, dagegen die meinige zu bekommen, nicht erfüllen kann? Am besten, Sie lachen darüber, wie ich selbst; in ganz Stuttgart — wo ich, da mein Vorrath erschöpft ist, meinen Sohn beauftragte, in den Kunsthandlungen nachzufragen — ist eine Photographie von mir nicht zu finden. Sie sehen, der so manchen Bibelspruch wankend gemacht hat, muß doch den vom Propheten, der in der Heimath nichts gilt, bestätigen. Zum Theil bin ich wohl selbst schuldig, da ich mich im Grunde nur einmal habe photographiren lassen, nämlich vor 8 Jahren, bei dem Hofphotographen Günther in Berlin, an den ich nun auch Sie verweisen muß. Verlangen Sie die Aufnahme mit dem Buch; — die halten meine Freunde für die bessere.

Sie wünschen mir noch lange Frist zu wissenschaftlicher Arbeit, aber dieser Wunsch wird schwerlich in Erfüllung gehen. Ich bin seit ½ Jahre von einem Siechthum ergriffen, das wenig Aussicht auf Wiederherstellung gewährt und meine Kräfte allmählig aufzehrt. Dagegen stehen Sie inmitten einer glänzenden Laufbahn, wie Ihr Bild mir

zeigt, mit frischer Kraft. Meine besten Wünsche begleiten Sie, während um ein freundlich nachsichtiges Andenken bittet

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

578. An Rapp.

Ludwigsburg, den 27. August 1873.

— Gestern erhielt ich durch die Cotta'sche Buchhandlung resp. von Vischer das neuste Heft seiner „kritischen Gänge" mit einem eigenen Artikel, nicht blos Erwähnung in der Vorrede, meines A. u. N. Glaubens. Also richtig!

579. An Rapp.

Ludwigsburg, den 4. September 1873.

Ich las dieser Tage in Mörike's Gedichten wieder den „Besuch in der Carthause", wozu das vorhergehende: „dem Herrn Prior der Carthause J." zur Orientirung mitgehört. Das Gedicht war mir immer lieb gewesen; jetzt aber empfand ich mehr als je, daß es eines der schönsten der Sammlung ist und dem unschätzbaren Thurmhahn nicht nachsteht. Ich möchte es eine humoristische Elegie nennen, und eben dieser Gegenschein von Trauer und Scherz bringt eine zauberhafte hochpoëtische Wirkung hervor. Eine Welt ist untergegangen, die zwar höchst liebenswürdig, aber doch bereits durch innern Widerspruch so zersetzt und dessen für sich so geständig war, daß ihr bleibender Bestand kaum gewünscht werden konnte. Der Carthäuser-Prior, der sich an Catull und leckerer Tafel behagt; der Klosterschaffner, dem es wohler im Küraß als in der Kutte wäre, und der zuletzt die Uhr, die ihm vom letzten Stündchen spricht, sorgfältig bei Seite schafft, — das sind so heitere praesagia[1]) des Untergangs dieser ganzen, sonst so liebenswürdigen Lebensform, daß wir denselben, nachdem er nun gekommen, zwar schmerzlich, doch nicht ohne ein heiteres requiescat![2]) empfinden. Und das alles spiegelt sich — erst in der Ironie des erzählenden Arztes, dann in dem versöhnenden, verklärenden, alles ausgleichenden Humor des Dichters in einer Weise ab, die unser ganzes Gemüth füllt und befriedigt.

Guten Morgen. Der Brief geht erst heute, den 5., ab.

Dein

An die Franzosen.

Holt nur den Heinrich euch bald, den Mann mit dem Lilienbanner,
Salbt ihn mit heiligem Oel aus dem zerbrochenen Krug.
Zeigt ihm die Kröpfe sodann zur Heilung — was sag' ich: die Kröpfe?
Ist doch demnächst Frankreich nur noch ein einziger Kropf.

Graf Chambord.

Wenn zum Propheten der Berg nicht kommt — so sagte man sonst wohl
Platt und nüchtern, — so kommt klüglich zum Berg der Prophet.
Ich bin der ächte Prophet: ich rühre mich nicht, und der Berg kommt
— Geht ihm nur hübsch aus dem Weg! — eben gehorsam zu mir.

580. An Kuno Fischer. Ludwigsburg, den 12. September 1873.

Gestern kam ein Brief unsres Zeller bei mir an mit dem Poststempel NAPOLI. Wie mich das freute, daß er seinen Zweck, der bereits vereitelt schien, doch noch erreicht hat. Und durchaus mit gutem Glück seinem Schreiben zufolge, wenn er auch über manches „Schweißbad" klagt; also trifft Bunsen's: „Er schwitzt nicht" (= ihn gebar kein Weib) nicht zu. Rom hat er für den Rückweg aufbehalten.

Aber weder von Neapel, noch von St. Blasien, noch von Heidelberg bringt mir die Post ein Lebenszeichen von Dir. Das macht mir nachgerade doch Bedenken. Bist Du krank? ist Dir sonst etwas Unangenehmes widerfahren, das einem die Mittheilungslust benimmt? oder bist Du mir aus irgend einem Grunde böse geworden? Indem ich ängstlich nach einem solchen Grunde forsche, bietet sich mir freilich auch nicht einmal eine Vermuthung dar, außer die sich etwa auf das Manuskript[1]) begründen könnte, das ich Dir zum Abschied — und das ist immer ungeschickt — beinahe aufdrang. Ich habe es lange nicht mehr vor Augen gehabt, weiß nur noch, daß aus Anlaß meines Heidelberger Aufenthalts von Dir die Rede ist, so sans façon wie von mir selber, und wie man in Aufzeichnungen spricht, bei denen an den Druck gar nicht gedacht ist. (Dieser Gedanke kam mir erst später.) Es ist also, erinnere ich mich recht, von dem Gegensatz — nicht unsrer Naturen, sondern unsrer Art uns zu geben, von den kleinen Spannungen, die sich daraus ergaben, frischweg die Rede; aber das Ganze muß so getragen und getränkt sein von Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit für Dich, daß Du jene derberen Striche nicht wohl als Dissonanzen em-

erregten Stimmung, mit der Du aus dem Krankenzimmer des Freundes kamst, die ruhig kühle Art, wie der Gesunde vom Gesunden geschrieben hatte, einen wehthuenden Contrast gebildet hätte.

In meinem Krankenzimmer übrigens steht es, wie es in einem Zimmer stehen kann, über dessen Thüre das Lasciate ogni speranza! geschrieben steht. Indeß bin ich zufrieden, wenn es nur fortan gelingt, durch die bekannten Narcotica die Schmerzen in gewissen Schranken zu halten. Die Abnahme der Kräfte freilich, besonders auch der Fähigkeit, länger zu lesen, ist sehr merkbar. Doch nimmt ja mit der Fähigkeit auch das Bedürfniß ab, und so gleicht sich auch das wieder aus.

581. An Zeller.

Ludwigsburg, 14. September 1873.

Lieber Freund!

Was ich mich freute, als ich auf Deinem Brief den Poststempel: Napoli, erblickte! Also hat er seinen Reiseplan, trotz alledem, doch durchgesetzt[1])! So ist's recht, dachte ich; und daß Dir die Reise, bei Deiner Constitution, nichts schaden würde, davon war ich von vorne herein überzeugt. Und nun steht Dir, nach allem Schönen, das Du schon gesehen, die Hauptsache, Rom, noch aus; denn das bleibt wenigstens für unser einen Rom, da sich unser Vorstellen und Denken von Jugend auf um diese Stadt gedreht hat.

Also: mögest Du seiner Zeit recht gesund und befriedigt über die Berge zurückkehren und an dem Vorrath neuer Anschauungen und erfrischender Eindrücke noch lange zu zehren haben.

Da Du über Deinen Heimweg nichts schreibst, wage ich kaum zu hoffen, daß wir uns bei der Gelegenheit sehen werden; und wie es dann mit dem Sehen überhaupt werden wird, weiß ich nicht.

Mein Zustand ist im Allgemeinen noch der gleiche wie während Deines Hierseins: man hält durch die Narcotica die Schmerzen in gewissen Schranken, während das Sinken des Kräftezustandes nicht zu verkennen ist. Doch hierüber, wie über so manches Andere, haben wir uns ja mündlich ausgesprochen.

---

1) Z. hatte von Berlin aus eine Reise nach Italien angetreten, und diese trotz des Erscheinens der Cholera in Oberitalien ausgeführt. Den Hinweg nahm er über Württemberg, und besuchte auf demselben Strauß zum letztenmal. Den obigen Brief erhielt er in Rom.

Also hier nur einen herzlichen Gruß und kurzes Lebewohl von Deinem

D. F. Strauß.

582. An Rapp. Ludwigsburg, den 16. September 1873.

— Ich habe indessen ein paar leidliche Tage gehabt, zum Theil in einem Roman meines alten Freundes Holtei gelesen.

Der guten Frl. G. theilnehmendes Andenken freut mich immer, aber ihre Feigen mußt Du mir weder bringen noch schicken, da ich dergl. Süßigkeiten nicht essen kann. Georgine wollte mir von den schönen Pfirsichen verschaffen, die man jetzt am Rhein schon habe, und schickte mir deßhalb ein Kistchen voll hieher. Die Pfirsiche sahen herrlich aus und dufteten ebenso. Zuletzt ließ ich mir aus dem Kistchen ein Spuckkästchen machen, damit ich doch etwas von der Sache habe. Ich will Dir's zeigen wenn Du kommst.

583. An Rapp. Ludwigsburg, den 22. September 1873.

Du hast ganz Recht: Der westöstliche Divan ist ein sehr gemischtes Ding. Neben manchem Gediegenen (worunter gleich das erste herrliche Gedicht Hegire; dann In tausend Formen rc.; 2 der schönsten haben wir ja an Frau Willemer abtreten müssen) viel Skizzenhaftes, oft wie Du sagst mehr Reim als Gedicht. Die Sammlung ist eben aus einer Zeit, da Goethe schon anfing, seine Schubladen umzukehren. Willst Du aber genau wissen, was er seiner Quelle verdankt, so hol' Dir auf der Bibliothek: Hafis, übersetzt von Hammer 1810 oder 11. Das ist das Buch, woraus Goethe geschöpft hat. Noch sehr rauh und ungenießbar in den Formen, so daß man vor Goethe von Neuem Respekt bekommt, daß er durch diese unbeholfene Hülle hindurch den poëtischen Gehalt so stark empfand. — Daß Dir die alte Zauberflöte so gute Empfindungen und Anregungen gegeben hat, freut mich. Für mich ist das musikalische Kapitelchen in meinem Buch ein dankbarer Nachruf an die Musik, denn zu wirklichem Musikgenuß werde ich wenig mehr kommen.

584. An Rapp. Ludwigsburg, den 29. September 1873.

Du hast mir primitias auctumni [1]) geschickt, schwarze Trauben

von Untertürkheim, und ich habe eine davon mit Vergnügen genossen; doch zugleich mit Furcht und Zittern, ob es mir auch gut bekommen werde. Was mir gewiß gut bekommt, das sind Deine Briefe und dabei wollen wir bleiben. Die materiellen Spenden sind mir bei den Frauen schon nicht lieb, die doch auf dergleichen mehr angewiesen sind; wir Beide sollten unsern Verkehr streng als eine Κοινωνία λογική[1]) bewahren. Du wirst diesen Stoicismus rauhborstig nennen, allein er steckt einmal in mir und so wollen wir ihn zu guter Letzt recht herausschlagen lassen.

585. An Amalie Strauß. Ludwigsburg, 4. Oktober 1873.

Meinen innigen Dank für Deinen treuen, beruhigenden Brief! Daß die erste Nachricht von Georginens Zwillingssegen mir einigen Schrecken einjagte, im Gedanken an die Gefahren der nächsten und die Beschwerden der ferneren Zukunft, kannst Du Dir denken, zumal ich eben einen recht schlechten Tag hatte, als das Telegramm einlief. Am folgenden Tag befand ich selbst mich besser und nahm die Sache dann auch heiterer. Jetzt ist mir nur schmerzlich, daß ich die beiden Ferkelchen nicht sehen kann. Besonders im Badezüberchen stell' ich sie mir gerne vor. Kann man sie denn auch schon unterscheiden, oder sehen sie sich ganz gleich? Wär ich jetzt gesund, wahrhaftig so würde ich kommen und mich auf ein paar Tage bei Dir einlogiren, um bei Georgine nicht der Unruhe noch mehr zu machen, und doch den neuen Segen in Augenschein zu nehmen. Doch das sind Träume.

Heut bin ich schon wieder etwas besorgt, da kein Brief meines Schwiegersohns eintraf, der doch in Aussicht gestellt war. Es wird doch nicht ein Rückschlag eingetreten sein! Doch ich will das Beste hoffen.

586. An Rapp. Ludwigsburg, den 14. Oktober 1873.

Hast Du gelesen, daß Hermann Kurz[2]) so plötzlich gestorben ist? Der Mann thut mir doch recht leid. Persönlich habe ich nur wenig, obwohl durchaus freundliche, Berührung mit ihm gehabt; aber sein Talent habe ich immer hoch geschätzt. Und gerade wo es mangelhaft oder schadhaft war, hat es mir, wegen des specifisch Württembergischen dieses Schadens, besondere Theilnahme eingeflößt.

1) „Einen geistigen Verkehr.“ — 2) 1831 Strauß' Schüler in Maul-

Die Talente, besonders die poëtischen in Württemberg, haben das Eigene, daß sie so gerne im besten Wuchse stecken bleiben. Oder sie bekommen gleichsam die ersten Zähne ganz schön; wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus. Diese Talente bringen einen ganz hübschen Vorrath an Kindheitseindrücken, Jugenderinnerungen u. dergl. mit, und wenn sie in's Alter der ersten Production treten, gelingt es ihnen wohl, jenem mitgebrachten Stoffe eine ansprechende poëtische Form zu geben: so Mörike im Maler Nolten und im Schatz, H. Kurz in verschiedenen kleinen Novellen und Schiller's Heimathjahren.

Nun aber hapert's; denn es sollte neuer Stoff zur poëtischen Gestaltung aufgenommen werden. Es sollten jetzt nicht blos persönliche, subjective Erfahrungen, sondern objective Beobachtungen und Forschungen gemacht werden, an Land und Leuten, an Welt und Ereignissen, und diese sollten zu einem zweiten Schub der poëtischen Produktion benutzt werden. Allein dergleichen Beobachtungen und Forschungen werden entweder nicht gemacht, weil sich das Talent in ein vereinzeltes Stillleben einspinnt; oder sie sprechen und regen dasselbe nicht poëtisch an. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweise weiter. Hierin hat Auerbach vor seinen christlichen Landsleuten einen großen Vorsprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hülfe.

Einen dicken schwarzen Strich machte durch K.'s Produktion auch die Politik, das Jahr 1848. Ich erinnere mich noch lebhaft der Freude, die ich hatte, als im Jahr 1846 etwa die zwei ersten Kapitel des Kurz'schen Sonnenwirths im Morgenblatte kamen. Das war das Meisterstück einer Exposition, einer psychologischen Grundlegung. Nun war aber die Produktionskraft des Mannes schon damals im Stocken, und so stand es mit der Fortsetzung an, bis das gedachte Jahr dazwischen kam. K. war nichts weniger als eine politische Natur, aber er war entzündlich für politische und sociale Ideen, denen er nicht gewachsen war, Pectoralpolitiker wenn irgend einer. Hiegegen war nun Mörike durch seine ausgeprägtere Dichteranlage, freilich auch durch seine größere Weltunfähigkeit, geschützt. Kurz dagegen wurde von der Sache gepackt, war eine Zeitlang sogar in der Redaction des Beobachters.

poëtischen Gärtchen wieder sah, waren die vorher so hübsch grünen Plätze von Sand und Kies bedeckt und unfruchtbar gemacht. Die Fortsetzung des Sonnenwirths gerieth höchst unerquicklich. Weiteres wollte gar nicht mehr gedeihen. Aber Friede seiner Asche! Er war ein schönes Talent und ein harmloser Mensch.

Doch ich muß aufhören. Mit herzl. Grüßen

Dein

St.

587. An Rapp. Ludwigsburg, den 18. Oktober 1873.

— Du nennst Pauli's englische Geschichte „struppig". Nicht mit Unrecht, um gewisser Stylmängel willen; ist aber doch ein gutes lehrreiches Buch. Nicht blos durch den Inhalt, sondern auch die Darstellung zeigt lebendige Bekanntschaft mit Land und Leuten. Das Buch entrollt uns das Schauspiel, wie ein politisch begabtes und geschultes Volk eine Umbildung beengender Formen, die anderwärts eine Revolution gekostet haben würden, im Wege der loyalsten Reform vollbringt.

Dann gelegentlich welche Persönlichkeiten lernen wir kennen. Vor allen R. Peel, einen Mann, den ich schon im Leben hoch verehrte, und dessen Verdienste mich nun freute, hier im Einzelnen ausgeführt zu sehen. Kein genialer Staatsmann wie Bismarck, aber darum nicht weniger verdienstvoll. Nichts glänzt an dem Manne, aber Alles ist gediegen. An Gewissenhaftigkeit, Selbstverleugnung, Opferfähigkeit, stehen wenige über ihm. Zugleich bestätigt er den Satz (wie Bismarck von anderer Seite auch), daß die besten Staatsmänner in der Regel nicht von Links, aus der Opposition, sondern von Rechts, von conservativer Seite, kommen. Wenn ein solcher sich entschließt, mit der Zeit und ihren Anforderungen fortzuschreiten, so hat er vor dem andern jedenfalls die Gewohnheit des Beharrens auf der historischen Grundlage, des stetigen Verfahrens voraus. Er wird nicht leicht etwas übereilen, wohl einmal etwas verzögern, — was weit weniger schadet als das andere.

Neben Peel tritt in dem Buch besonders die jugendliche Königin

den Gemahl auswählte, der in die Hannöversche Dynastie neue Reiser pfropfen sollte.

Heute der 18. Oktober und zugleich Geburtstag des Kronprinzen v. Pr. u. D., der 42.! Möge ihm die Zeit nicht allzu lang werden. Und doch, wer kann, ohne die Schuld des Undanks auf sich zu laden, den Alten fortwünschen, wenn er seine Sachen noch so gut macht, wie in der Antwort an das alte Waschweib im Vatikan! Der Brief fällt doch noch weit mehr in's Gewicht vom Alten als vom Jungen.

Dein

St.

588. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 21. Oktober 1873.

Um die Chronosticha ist es zwar ein geschmackloses, zopfiges Wesen; doch weil einem die Kenntniß der Sache manche Inschrift (auf Münzen 2c.) aus der Zopfzeit erklären hilft, ist es immer nicht übel, wenn man sie inne hat. Und die Kunst ist ungemein einfach.

1) Von den Buchstaben, die zu einem Chronostichum gehören, werden die Zahlwerthe, soweit sie solche haben, ausgeworfen.

2) Nun haben aber im lateinischen Alphabet nur 7 Buchstaben Zahlwerth, nämlich M = 1000; D = 500; C = 100; L = 50; X = 10; V = 5; I = 1.

3) Schließlich werden die ausgeworfenen Zahlenwerthe addirt, und dann hat man die Jahreszahl. Also in den Versen

Octo & centenos Ludovici principis arto
Apros Beblingae rettulit una dies —

finden sich:

2	D =	1000
4	C =	400
3	L =	150
4	V =	20
8	I =	8
Summa		1578;

welches folglich das Jahr der großen Saujagd des Herzogs Ludwig

mich nicht als Ruthe zu gebrauchen; sie könnten mir sonst böse werden, und ich möchte jetzt, daß mir die Menschen gut wären.

589. An Rapp. Ludwigsburg, den 2. November 1873.

Wenn E. meine Tochter wäre, würde ich ihr den Wunsch, den Schopenhauer zu lesen, ausreden. Er ist bei all seiner hohen intellektuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüth einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen. Oder wenn ihr die Kraft nicht fehlt, so fehlen ihr sicher die technisch-wissenschaftlichen Mittel, die uns eine solche Herausschaffung erleichtern. Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüth eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist, — und in welchem wäre keine dergleichen? — da setzt sich das Zeug hinein, und der Kukuk mag sehen, bis man's wieder herausbringt.

Wie Recht hast Du, wenn Du vom Christenthum schreibst, es habe den Tod zu überwinden gemeint, in der That aber nur vertuscht, indem es ein anderes Leben an seine Stelle setzte. Nur leider datirt diese Fälschung nicht erst vom Christenthum, sondern fängt schon im Orient an. In unsere Welt wurde sie durch Plato eingeführt. Sein Sokrates stirbt eigentlich schon ganz „mit den Tröstungen unserer Allerheiligsten Religion", wenn diese auch bei ihm noch eine ganz freie, selbstgemachte ist. Der erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen, war Epicur. Darum ist mir heute das letzte Capitel von Cornelius Nepos' Atticus mehr werth, als das in Plato's Phädon. Dieser Atticus hat sicherlich auch Deinen Freund Lucrez gekannt, da beide ja Zeitgenossen waren und in Rom lebten. Vermuthlich haben wir ihn uns als Gast bei den spirituellen Soupers zu denken, deren Cornelius gedenkt und an denen uns Alles gefallen haben würde, außer dem ἀναγνώστης[1]), der dabei nicht gefehlt haben soll. Meiner Meinung nach soll sich das Tisch-

1) „Vorleser".

gespräch aus der Situation und den Personen von selbst entwickeln und ein Vorlesen bei Tisch ist nicht besser als ehemals im Kloster das Predigen über Tisch. Beides freilich, historisch genommen, nur das Zeichen einer importirten, auf einen wilden Stamm gepfropften Kultur. Die altrömischen Tischgespräche mögen einen starken Erd- und Stallgeruch gehabt haben.

590. An Rapp. Ludwigsburg, den 6. November 1873.

„Noch einmal möcht' ich, eh in die Schattenwelt Elysiums mein seliger Geist sich senkt" — was der gute Matthisson, denn von ihm sind die Verse, damit meinte, geht mich hier nichts an; was aber ich damit will, das soll Dir unverhalten sein. Ich wünsche nämlich, ehe ich in die besagte Versenkung schlüpfe, daß mein lieber Freund Rapp noch dauernd behielte, wie man den Namen „DarWin" schreibt. Denn was würde die Nachwelt, was würden auch im Elysium die seligen Schatten, so gutherzig wir uns auch diese vorzustellen haben mögen, von mir sagen, wenn sich zeigte, daß ich, lebenslänglich ein Schulmeister, nicht einmal so viel Beruf dazu gehabt, um meinem vertrautesten Freund auch nur den Namen eines Mannes, um den sich in der letzten Zeit unsere Verhandlungen so oft gedreht, richtig beizubringen. Daß ich Dir übrigens mehrere Tage nicht geschrieben, kommt daher, daß ich diese Tage nicht auf sein können. Ein wohlgemeinter, hochwillkommener Besuch, der aber zu lange blieb, hatte mich wieder einmal geliefert. Ja dieses Besuchskapitel! Wer es gut mit mir meint, muß mich fortan wie einen unsichtbaren Körper betrachten. Und eigentlich bin ich's auch. Der alte Strauß wenigstens ist nicht mehr zu sehen. Der Leichenbart, die von Morphium entfärbten und gefurchten Wangen können nur noch einen gräßlichen Eindruck machen. Wir müssen uns ernstlich gewöhnen, das Wiedersehen auch schon bei Lebzeiten des scheidenden Freundes als ein nur innerlich mögliches zu betrachten. Abends 7.

591. An Rapp. Ludwigsburg, den 13. November 1873.

— Hier die Verse, von denen ich gestern sprach, — die auf die Enkelchen vielleicht später. Ich las sie absichtlich nicht vor, da ich

der Thränen nicht sicher war und das Weinen ist an Männern so dumm[1]).

592. An Amalie Strauß. Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Daß ich meine Briefe mit einer Entschuldigung anfange, war nie entschuldbarer als jetzt, wo so ein Brief eine Tagesarbeit für mich ist. Andrerseits darf ich ja meine Briefe an Emil immer halb auch als Briefe an Dich rechnen. Jetzt aber habe ich Dir wieder einmal für so viel Liebe und Treue zu danken, die Du in der letzten Zeit Georginen und ihren Kindern erwiesen, daß ein eigener Brief nicht länger säumen darf. Dich als zweite Mutter meiner Tochter zur Seite zu wissen, gehört zu den besten Tröstungen, die ich in meinem jetzigen Zustand habe. Um die Fortsetzung solcher Gesinnung brauche ich Dich nicht zu bitten; Du gewährst sie von selbst.

Gestern wollte ja G. ihren ersten Ausgang zu Dir machen. Der schöne Tag hat mich darum doppelt gefreut und ich bin immer bei euch gewesen.

Mit mir geht es seinen geweisten[2]) Weg; wenn ich zwischen den schlimmen wieder ein paar erträgliche Tage habe, bin ich zufrieden. Fritz hat mir in letzter Zeit viel gefehlt; bald nach seiner Rückkehr aus

1) Die Verse auf die Enkelchen lauteten (Ges. Schr. Bd. XII, S. 210):

Wunsch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer sein.

Möchte die sieben
Berge noch sehn,
Die die gesunden
Lüfte durchwehn.

Eifrig der Stadt zu
Pilgert' ich dann,
Die mir den liebsten
Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
Fände das Haus;
Mutter und Kinder
Schauen heraus.

Und in der Kammer,
Wohlig und nett,
Liegt noch ein Zwillings-
Pärchen im Bett.

Hütet die Äugchen
Hübsch vor dem Licht,
Nur euern Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig schlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald schläft der alte
Großvater auch.

11. November 1873.

Wien erkrankte er und war bei seinem letzten Besuch noch so wenig fest, daß ich ihn ermahnte, den nächsten zu verschieben. Doch hoff' ich, er wird heute kommen.

Dadurch ist auch der Probestich, den sie mit mir vornehmen wollen, noch verschoben; wogegen ich nichts einzuwenden habe. So wenig Quälerei als möglich für die Wochen, Monate, oder was es ist, das ich noch zu leben habe, ist das Einzige, was ich noch begehre.

593. An Rapp. Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Una ex illis epistolis ultima[1]):

Du nimmst als Strebenden
Den kranken Mann,
Siehst als noch Lebenden
Den Todten an.
O rufe nicht zur Wehr,
Mich nicht zum Thun;
Mir ziemt kein Kämpfen mehr,
Mir ziemt nur Ruh'n.

Lieg' ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut;
Ach, bald gebrachs an Kraft,
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei;
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.
Was blieb Dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in Dir selber ruh'n,
Du sterben lernst?

594. An Rapp. Ludwigsburg, den 30. November 1873.

Tabula in comparationem ingeniorum.
Catulli et Horatii
more Goethiano composita[2]).

Catull.	Horaz.
Stimmung.	Gesinnung.
Temperament.	Charakter.
Glücklicher Wurf.	Treffliche Ausführung.

Catull.

Natürlichkeit bis zur Gemeinheit.

Wärme bis zum Ungestüm.

Catull, herangewachsen und hingestorben in einer wilden, wüsten Zeit.

Daher bei Catull eine geistig-sittliche Entwicklung kaum zu bemerken (schlechte Anordnung seiner Gedichte mag zum Theil die Schuld tragen). Aber auch die, wie es scheint, wirklich spätesten seiner Invectiven z. B. tragen noch denselben Wachstuben- und Stallgeruch, wie die früheren. Daher bei aller Theilnahme und Freude am Einzelnen, doch der Mangel an Befriedigung mit dem ganzen Mann.

Horaz.

Adel bis zur Geziertheit.

Gelassenheit bis zum Frost.

Horaz in einer eben solchen herangewachsen, lebt aber noch tief in die augusteische Periode hinein.

Diese für stille Fassung und sittlich künstlerische Ausbildung so günstige Periode wird von Horaz musterhaft benützt. Von seinen ersten Epoden und Satiren an, die von Roheit zum Theil nicht freizusprechen sind, bis zu den letzten Oden und Episteln gibt er uns das Schauspiel einer Läuterung und Fortbildung als Mensch wie als Dichter, wie wir es schöner nicht leicht anderswo wieder finden, worauf der eigenthümliche Kulturwerth des Mannes fest und unerschütterlich beruht.

Testimonium duumviris aliâs incomparabilibus exhibitum pridie Cal. Dec. a. p. chr. n. MDCCCLXXIII a

Davide Fr. Strauß[1]).

595. An Kuno Fischer. Ludwigsburg, den 1. Dezember 1873.

Auf Deinen l. Brief, der meine Besorgnisse so schnell und gründlich zerstreute, hätte ich längst antworten sollen, und würde ich auch längst geantwortet haben, hätte ich nicht warten wollen, bis ich über meinen Zustand Dir etwas Entscheidendes im einen oder andern Sinne schreiben könnte. Dies wäre nun insofern schon möglich gewesen, als ich immer schreiben konnte, daß von einer sog. Besserung keine Rede sei. Und wenn ich meinen Zustand von heute mit dem zur Zeit

sagen, daß ich bedeutend heruntergekommen bin. Uebrigens aber ist die Neigung der Ebene, auf der ich so allmählich heruntergleite, so schwach, daß es Tag um Tag, oder auch Woche um Woche wenig auszumachen scheint; zumal die Bewegung s. z. s. eine wellenförmige ist, d. h. zwischen ein paar schlechte Tage sich allemal wieder ein paar leidliche einschieben. Etliche Hoffnungslichter, die den Aerzten aufgehen wollten, haben mich nie verführt; und jetzt halten auch die Aerzte eine zuwartende Methode für gerathen; womit Niemand einverstandener sein kann als ich, der von ihnen weiter nichts verlangt, als daß sie mich vollends ohne unnöthige, weil aussichtslose, chirurgische Quälereien so hinsterben lassen.

596. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 15. Dezember 1873.

Meinen besten Dank dafür, daß Du nicht ermüdest mir zu schreiben, auch wenn ich nicht gleich antworte. Ich bin die Zeit her zwar ziemlich schmerzlos, aber todesmüde und matt gewesen.

Dank auch für den kostbaren Brief der l. Frida[1]). Was besitzest Du einen Schatz an dieser Tochter. Wie zart ist, was sie über A. H. schreibt. Was sie von mir schreibt, beschämt mich und thut mir wohl, beides in gleichem Grade.

Den beifolgenden lusus cum geniis nepotibus[2]) wirst Du entschuldigen, weil Du ihn verstehst. —

Gute Nacht wünscht Dir und sich selbst

Dein

St.

An die Zwillingsenkel.
In der Frühe[3]).

Ei ihr feinen
Holden Kleinen,
Das ist schön.
Eure Flügel
Dort vom Hügel
Hört ich wehn.
Guten Morgen!
Meiner Sorgen
Fühl' ich schon ein Theil zergehn.

Frühroths Helle
Dieser Zelle
Strahlet ihr;
Frühlingslüfte,
Himmelsdüfte
Bringt ihr mir;
Engelknaben
Müssen haben,
Pärchen, Deine Form und Zier.

Doch schon weichet
Ihr, es bleichet
Euer Licht.
Zu den Euern
Heimzusteuern
Dünkt euch Pflicht.
Eins ermesset
Nur: vergesset
Ganz den kranken Alten nicht.

597. An Rapp. Ludwigsburg, den 17. Dezember 1873.

Ueber Mörike's Schön Rohtraut.

Von Meistern lernen wir immer und in allerlei Weise. Zunächst natürlich an ihren Vorzügen. Dann auch an ihren Mängeln. Besonders lehrreich aber ist, wenn wir, was uns erst als Mangel erschienen war, als Vorzug erkennen können. So hatte ich gegen das oben angezeigte Gedicht in Folge meiner Schwärmerei für natürlichen Ausdruck, längere Zeit ein Vorurtheil. Seine alterthümliche Sprache wollte mir gemacht erscheinen. Wollte ich die Richtigkeit dieses Urtheils prüfen, mußte ich in die Grundidee des Gedichts einzudringen suchen. Denn ging jene Sprache aus dieser Grundidee hervor, so war sie natürlich und nicht gemacht. Schön Rohtraut ist ein Mädchen, das in einem Fall nicht die Strenge und Spröde macht, weil sie weiß, daß sie an sich streng und spröde ist; ein Herz, das es wagt, einmal mit sich selbst zu spielen, weil es weiß, daß es sich in der Hauptsache fest und sicher in der Gewalt hat. Und in dem Knaben hat sie sich nicht getäuscht, hat eine der ihrigen verwandte Natur gefunden. Das Gedicht ist von einer strengen Keuschheit, einer herben Süßigkeit, einer gesunden, gefaßten Kraft, die eine eigene Form verlangte. Ohne Anklang an die Sitten in moderner Zeit muß es auch seine Sprache aus der Vorzeit nehmen. Selbst im Versbau hat der Dichter eine gewisse Härte und Starrheit mit zartestem Wohllaut zu mischen gewußt.

Wie würden andere Dichter das gleiche Thema behandelt haben? Ein Heine frivol, also gar nicht. Bei Uhland wäre es nicht ohne Sentimentalität abgegangen, was gleichfalls etwas Anderes gegeben hätte. Für Schiller lag wohl das ganze Thema abwegs. Goethe würde die Aufgabe wenigstens nicht besser gelöst haben; aus dem ein-

fachen Grunde, weil sie besser, als von Mörike geschehen, gar nicht zu lösen ist.

Von den Kompositionen des Gedichts ist mir leider keine zu Ohren gekommen. So viel ich weiß, hat u. A. Mendelssohn eine geliefert. Sofern er in Alles sich hineinzuempfinden wußte, mag sie ihm gelungen sein; von Haus aus congenial ist ihm die Dichtung nicht gewesen.

598. An Rapp. Ludwigsburg, den 19. Dezember 1873.

Der Nietzsche[1]) hat es ja den Leuten förmlich angethan. Es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen . . .

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient!. Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon 2fach Getödteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswerth; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen;

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß.

Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht.

Doch lassen wir die Fratzen und wenden uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu. Ueber ein solches habe ich Dir zuletzt ein paar Worte geschickt.

Jetzt nur noch den herzlichsten Gruß

von

Deinem St.

20. Dezember.

Eben erhalte ich noch Deinen neusten Brief. Der Besuch bei Mörike freut mich. Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann. Daß Du ihm meine Reflexionen über Schön Rohtraut gezeigt, ist ganz recht; man muß den Freunden Freude machen, wo man kann.

1) Nitzsche „Unzeitgemäße Betrachtungen. Stück 1. D. F. Strauß der

599. An Rapp.

Ludwigsburg, den 21. Dezember 1873.

Wie herzlich bedaure ich, Daß Du gestern nicht mehr rechtzeitig auf den Zug kamst! Aber das ist ja eben das Elend mit den auswärtigen Besuchen bei mir, daß die Frist zwischen den Zügen entweder zu kurz ist oder zu lang. Wärst Du nur später noch einmal gekommen. Du hättest mich auf angetroffen; freilich auch erschöpfter als im Bett; dadurch aber eben ein vollständigeres Bild meines Zustands bekommen. Möge jetzt nur nicht der ganze Eindruck Deines Besuchs bei mir Dir verdorben sein!

— Ich habe heut einen elenden Tag, Du wirst es an den beiliegenden Versen[1]) merken, die aber nach einer recht frommen Melodie gehen. Gute Nacht!

Dein St.

Du finstre Nacht, du tiefes Meer,
Darin ich treibe hin und her,
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen schroffe Klippen rings,
Bald Stürme rechts und Stürme links
Dem müden Schiffer bange.
Blicke
Schicke
Ich den Fernen,
Ich den Sternen,
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Schon weicht die Schwäche der Gewalt
Ich wanke schon und sinke bald
Und sinke bald in Schlummer.
Dann wie im weichen Mutterarm
Lieg' ich entnommen jedem Harm,
Entnommen jedem Kummer.
Gaukeln,
Schaukeln
Mag der Nachen;
Wellen lachen;
Süßer Schlaf und kein Erwachen.

600. An Rapp.

Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Wir haben Beide schwere Feiertage gehabt: Du durch gemüthliche Leiden im Andenken an die geliebte Tochter; ich durch körperliche. Mein schwacher Kräftevorrath geht zu Ende und ich sehe den Tag kommen, wo der Leib über dem Geist vollends zusammenstürzt. Nicht gleich zum Tode, denke ich mir; sondern so, daß mir dann nur noch passive halbbetäubte Geduld ohne Reaction übrig bleibt. Nehmen wirs an, wie es kommt.

In der That scheint's das Schicksal mit mir genau zu nehmen, mir keine der Stationen des Todeswegs erlassen zu wollen. In um

1) Ges. Schr. XII, 223.

so vollerem Sinn werde ich dann sagen dürfen: „denn ich bin ein Mensch gewesen."

Adieu, l. Rapp, von Herzen gegrüßt von Deinem

St.

601. An Zeller.

Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Nur noch ein kurzes Wort aus dem alten Jahre, und vielleicht auch aus dem alten Leben.

Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht, theils durch das, was Du mir von Dir und den Deinigen, theils was Du mir von der Kronprinzessin schreibst. Mit der leidigen Rose, hoffe ich, bist Du in Berlin acclimatisirt, und siehst nun noch eine Reihe von Jahren reicher lohnender Wirksamkeit vor Dir. Von der Kronprinzessin freut mich nicht bloß ihre treue Gesinnung für mich, sondern mehr noch die Hoffnung in's Ganze, die sich daran knüpft.

Mit mir geht es nun vollends schnell bergab. Nächstens wird mir nur noch passive Geduld ohne geistige Reaction möglich sein. Indessen fehlt es mir an nichts, und die Nachrichten aus Bonn machen mir unendliche Freude. Die zwei Zwillingsknaben sind mir wie zwei Genien, die mich umschweben und mein Krankenzimmer erhellen.

Hiermit laß mich schließen. Meine schönsten Grüße Deiner l. Frau, Kindern und Schwägerin, sowie an Batke und Frau Lewald. Hast Du Gelegenheit, bei der Kronprinzessin ein Wort dankbaren Gedenkens von meiner Seite anzubringen, so thu's.

Adieu

Dein St.

Die Abhandlung von den plat. Anachronismen[1]) zu leidlicher Stunde mit Interesse gelesen.

602. An Rapp.

Ludwigsburg, den 29. Dezember 1873.

Für Frida[2]), wenn Du meinst, es sei ihrer nicht ganz unwerth[3]):

Wem ich dieses klage,
Weiß ich klage nicht;
Der ich dieses sage,
Fühlt ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In die Luft verschwimmen
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

603. An Rapp. Ludwigsburg, den 31. Dezember 1873.

— — Schon einmal vergaß ich Dich aufmerksam zu machen auf ein Gemälde, das im Festsaal der Kunstschule ausgestellt sei: Mozart, sterbend bei den Klängen seines Requiem, von Kaulbach filius. Der Merkur lobt's; interessant ist das Thema jedenfalls. Zieh Dich aber warm an.

Also heute das letztemal 1873. War mir ein schweres und ernstes Jahr, das mir aber auch des Guten und Schönen viel brachte. Allem voran die Perlen Deiner seltenen Freundschaft. Und so sei es bis zum Ende!

Von Herzen

Dein

St.

604. An Rapp. Ludwigsburg, den 5. Januar 1874.

Gestern also Probestich durch Professor Simon in Heidelberg[1]). Resultat:

1. $^1/_8$ Glas Blut;
2. Ferneres Non liquet[2]), was die Sache eigentlich ist.
3. Beobachtendes Zuwarten; vielleicht Nothwendigkeit eines weiteren Einschnitts in die Geschwulst.

Und das Alles nun wozu? Ut aegre recuperem, quo lubentius carerem[3]).

605. An Kuno Fischer. Ludwigsburg, den 11. Januar 1874.

Für 2 Briefe bin ich Dir Dank schuldig; einen an mich und zuletzt noch einen an Georgine. Ja, was vergesse ich die Hauptsache:

1) Prof. der Chirurgie an der Universität daselbst, inzwischen verstorben

für die Gefälligkeit, die Du Fritz in der Angelegenheit meiner Acupunctur erwiesen hast.

Die Sache ist glücklich vorübergegangen, und damit wenigstens Fritz endlich beruhigt. Schon vor 8 Wochen kam er aus Wien zurück mit dem Instrument und dem Vorhaben, es bei mir in Anwendung zu bringen; aber meine Weigerung, es ohne Chloroform geschehen zu lassen, und seine Aengstlichkeit, bei meiner großen Schwäche solches anzuwenden, hielten sich so lange die Wage, bis er endlich mittelst eines auf seinen Vater psychologisch trefflich berechneten Coups sich entschloß, mir mit dem Professor geradezu ins Haus zu fallen, von dem er wohl wußte, daß ich ihn nicht wieder fortschicken würde.

Nun ist also die Sache gemacht; bis jetzt ohne eine Wendung herbeizuführen. Der Schmerzen, kann ich etwa sagen, sind weniger geworden, aber die Schwäche größer, und so müssen wir denn zuwarten, was weiter kommt. Die Schwäche ist jedenfalls vorerst ein absolutes Hinderniß einer Reise nach H., die sonst so viel Lockendes hätte.

Hoffentlich haben die Briefe und Bitten meiner Kinder Dich wohl getroffen. Aus der Schnelle und Freundlichkeit, womit Du ihnen willfahrtest, scheine ich es wenigstens schließen zu dürfen.

Nun aber laß mich auch den gesudelten Brief schließen mit den herzlichsten Grüßen

Deines
D. F. Strauß.

606. An Rapp. Ludwigsburg, den 21. Januar 1874.

Den Werth eines jetzigen Litteraten will ich daran erkennen, wie er von Gervinus spricht; den Werth unserer Zeit in Bezug auf Litteratur erkenne ich leider daran, wie sie von Gervinus sprechen läßt. — Du schreibst bei H. Grimm über Dürer gelesen zu haben, er sei kein Künstler gewesen, aber ein großer Mensch. Ich hoffe, dies ist Grimms Wortlaut nicht, denn er hat ja doch Augen und hat sich viel mit Kunst abgegeben. Dürer kein Künstler! Er, der das erste und Haupterforderniß des Künstlers, nämlich die Phantasie in einem Ueberfluß besitzt, der dem Mangel ganzer Generationen von Künstlern ab-

Er ist eben ein deutscher, ein nordischer Künstler. Aber dafür auch der deutsche Maler κατ' ἐξοχήν[1]), in dem sich alle Vorzüge und Mängel dieser Nationalitäts- und Geistesart concentriren. Dürer kein Künstler! Das soll einer sagen können, der seine zwei Passionen, sein Leben Mariae und besonders seine Apokalypse auch nur durchblättert hat! Wo von allen Seiten Bäche und Ströme der überreichsten, unerschöpflichen Phantasie über uns herstürzen! Und in den Schranken, — wenn nicht der Schönheit, doch der Kunst gehalten durch die solideste Kenntniß der Gestalten, die fertigste, gründlichste, gewissenhafteste Technik, das tiefste menschliche Gefühl. Aber in diesen Sachen, an Holzschnitten und Radirungen, hat man den eigentlichen Dürer zu suchen. Auch in der Oelmalerei leistet er Herrliches und was er, nachdem sich auch seine Begriffe über einfache Naturschönheit berichtigt, noch hätte leisten können, zeigen seine Evangelisten. — Aber gleich groß war er allerdings als Mensch und gerade da fand er das einfache, schöne Maaß leichter, als auf dem Gebiete der Kunst. Das ist es nun, was dem heutigen Fratzengeschlecht nicht einwill. Was sie als Künstler bewundern, diese R. Wagners, diese Makarts, sind als Menschen solche sybaritische Lumpen oder blasphemische Selbstbewunderer, daß man sich mit Ekel abwenden muß. Welche Beschämung, wenn es möglich sein sollte, zugleich ein Mensch wie Dürer und ein Künstler zu sein, wie er es demnach nicht gewesen sein darf! Gute Nacht.

607. An Meyer. Ludwigsburg, den 2. Februar 1874.

L. Freund! Wie freute mich Dein letzter Brief durch die Nachricht, daß Du in Berlin zu gedeihen anfängst. Das war all die Zeit her mein Schmerz, Dich als eine Pflanze zu denken, die, in neuen Boden gesetzt, nicht anwachsen will. Nun sich das macht, wird auch alles Andere werden, auch mit der Gesundheit.

Mit der meinigen geht es um so schlechter, die Aerzte mögen sagen was sie wollen. — Aber es geht mit mir unaufhaltsam, wenn auch traurig langsam, zu Boden.

Um so mehr Glück auf, wer noch leben kann, und noch leben soll, und des Lebens so werth ist wie Du.

1) „Im höchsten Sinn."

608. An Rapp. Ludwigsburg, den 4. Februar 1874.

Lieber Rapp, Fritz erschreckte mich gestern Abend durch die Nachricht von Deiner Erkältung; umsomehr danke ich's Dir, daß Du mich heute schriftlich wieder beruhigst.

Wenn Du mit dem Ausdruck der Liebe und Freundschaft in den Briefen meiner letzten Jahre zufrieden bist, so nimmst Du eben vorlieb. Da war die Gesinnung immer, aber ich bin auch brieflich ein spröder Mensch, dem sich nicht leicht die Zunge löst.

Inzwischen conservire Du Dich nur recht wohl; was würde Tullus, was vollends der gute Ancus sagen, wenn Du vor mir ankämest?

Von Herzen

Dein Strauß.

Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden.

Verzeichniß der in den Briefen genannten Personen.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

J.

K.

Berichtigungen und Zusätze.

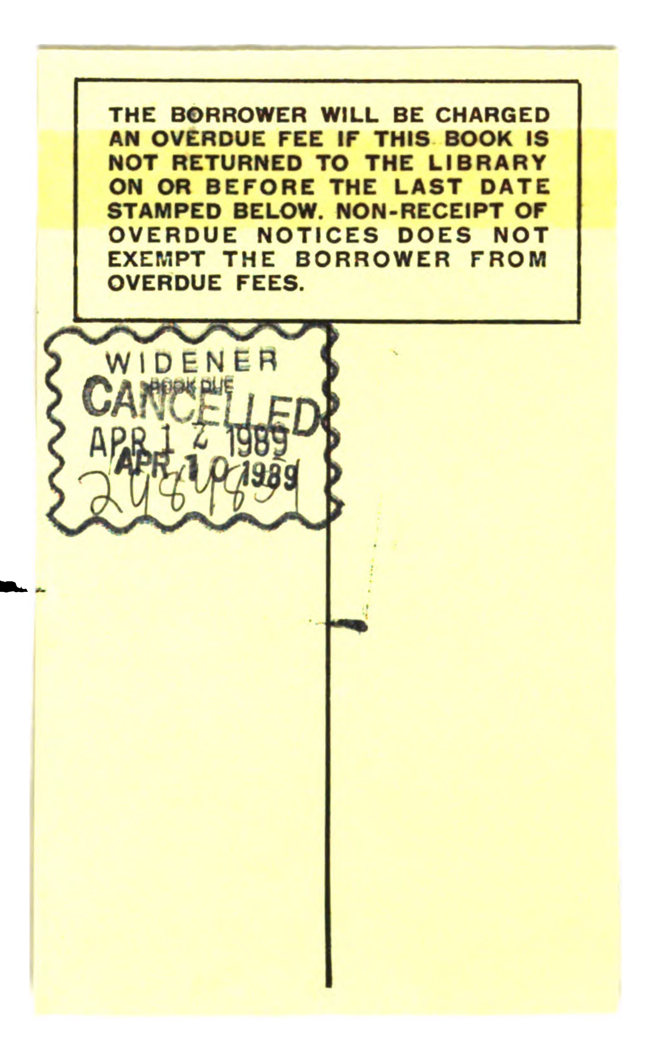
S. 35 Z. 7: statt „Maier" lies Mayer.
„ 52 „ 9 v. u.: statt „1804" l. 1807.
„ 72 „ 21: statt „Gründerode" l. Günderode.
„ 115 „ 4: statt „Schleyer" l. Schlayer.
„ 133 „ 15 v. u. und S. 140 Z. 4 v. u. ist statt „Nr." zu lesen S.
„ 185 „ 1 v. u.: statt „Sang" l. Fang.

Zu Brief 243 Anf.: Diese noch vorhandenen Abhandlungen sind nicht gedruckt worden.

Brief 264 Anf. ist die Klammer hinter „erfolgten" zu versetzen.

S. 294 Z. 5: statt „wahrhaftig" l. wahrhaft.
„ 410 „ 2: statt „Homilietisches" l. Homiletisches.
„ 469 „ 8 v. u.: statt „1854" l. 1864.
„ 512 „ 3 v. u.: statt „1830" l. 1831.
„ 570 „ 2 v. u.: statt „Nitzesche" l. Nietzsche.

Zu S. 546, Anm. 1: Geht aber schon aus dieser Abhandlung selbst hervor, wie fern es ihm lag, sich mit derselben von dem alten Freund und Kampfgenossen lossagen zu wollen, so erhellt dieß noch deutlicher aus zwei Aeußerungen nach Strauß' Tod: der Anzeige von Reuschle's der Erinnerung an Strauß gewidmeter Schrift (Altes u. Neues, 3. Heft, S. 181 ff.), besonders aber den schönen und warmen Worten, mit denen er 1884 die Enthüllung der Gedenktafel an Strauß' Geburtshaus begleitete (Altes u. Neues, N. F., S. 225 ff.).


THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.
WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
APR 1 2 1989
APR 1 0 1989
2484895